

7. Ergebnisdarstellung der qualitativen Empirie

7.1 EINLEITUNG

Die statistischen Analysen des vorherigen Kapitels legen nahe, dass gut ein Zehntel der deutschen Bevölkerung eine gesteigerte Tendenz zu antiamerikanischen Sprechweisen zeigt. Die interne Konsistenz des gebrauchten Instrumentes sowie dessen Korrelationen mit anderen Vorurteilsformen deuten darauf hin, dass sich hinter den statistischen Beobachtungen ein überindividuell geteilter Pool antiamerikanischer Rhetoriken verbirgt. Der lexikalisch-semantische Gehalt der Survey-Items lässt aber nur eine sehr grobe Einschätzung darüber zu, wie diese antiamerikanische Rhetorik wirklich aussieht. Welche (unterschiedlichen) argumentativen Funktionen werden mit Amerikastereotypen erfüllt und in welche Gebrauchskontexte sind diese eingebettet? Verbergen sich hinter der Konsistenz der Surveyantworten tatsächlich auch konsistente antiamerikanische Weltanschauungen? Und wie lassen sich die Zusammenhänge zwischen Antiamerikanismus und anderen Vorurteilsformen verstehen? Wie funktioniert die Einbindung des Antiamerikanismus in ein „Syndrom gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ (Zick et al. 2012)?

In den folgenden Teilkapiteln werden Rekonstruktionen antiamerikanischer Sprechweisen aus $n = 9$ Interviews präsentiert (davon $n = 6$ aus dem Surveysample der Hauptstudie). Auf der Datengrundlage dieser 9 Fälle konnte eine Familie antiamerikanischer Sprechakte rekonstruiert werden, deren performative Wirkungen sich nach drei Funktionskontexten gliedern lassen: Nationale Identität, Erinnerungspolitik und Antisemitismus sowie Ethnozentrismus und Rassismus. Die Gliederung der folgenden Ergebnisdarstellung entspricht dieser Einteilung von Funktionskontexten, wenngleich zwischen allen dreien empirisch keine scharfen Grenzen zu ziehen sind. Vielmehr gruppieren sich alle hier versammelten Antiamerikanismen um Konstruktionen nationaler bzw. ethno-nationaler Identität, in deren Rahmen sie verschiedene Funktionen der Konturierung, Aufwertung und Stabilisierung erfüllen. Die Korrelationen zwischen Antiamerikanismus, Rassismus, Ethnozentrismus und Antisemitismus werden vor allem in den Kapiteln 7.3 zu Erinnerungspolitik und 7.4 zu Eth-

nozentrismus als Explananda aufgegriffen, wobei die Grundannahme ist, dass sich die verschiedenen Vorurteilsformen rhetorisch-funktional ergänzen.

Im Teilkapitel 7.5 wird schließlich noch einmal dezidiert auf die Frage der Konsistenz und weltanschaulichen Geschlossenheit antiamerikanischer Vorurteile eingegangen. Hierbei werden zwei Interviewbeispiele herangezogen, die in unterschiedlicher Hinsicht als Grenzfälle einer rhetorischen Antiamerikanismusbestimmung gelten können. So lässt sich an ihnen einerseits die Möglichkeit der Fragmentierung und Ambivalenz antiamerikanischer Vorurteilsausdrücke nachvollziehen. Andererseits verweist einer der beiden Fälle auf die unscharfen Ränder einer rhetorisch-funktionalen Antiamerikanismusbestimmung, da der Gebrauch von Amerikastereotypen hier trotz großer funktionaler und semantischer Überschneidungen mit anderen Fällen nicht im Zusammenhang diskriminierender Identitätskonstruktionen zu stehen scheint.

Um die Lesbarkeit und Nachvollziehbarkeit der Detailanalysen zu erhöhen, werden im Folgenden zunächst noch einmal drei zentrale Kategorien der Ergebnispräsentation zusammengefasst: *Amerikabilder*, *Funktionskontexte* und *rhetorische Funktionen*. Darauf folgt eine Überblicksdarstellung der im Material gefundenen Amerikastereotype bzw. der fallübergreifend gebildeten Kategorien, mit denen diese gesammelt wurden. Wie in Kapitel 5.6 dargestellt wurde, bilden diese Amerika-bezüge im Interviewmaterial die Ausgangsbasis der Analyse.

7.1.1 Zentrale Begriffe der Ergebnisdarstellung

Amerikabilder, -Stereotype und -Semantiken: Diese Begriffe werden synonym zur Bezeichnung der semantischen Motive gebraucht, die in antiamerikanischen Sprechakten rhetorische Funktionen erfüllen können (vgl. Kap. 2.4). Hierunter fallen zunächst alle Zuschreibungen auf ‚die USA‘ bzw. ‚die Amerikaner‘, die im Interviewmaterial beobachtet wurden. In der Auswertung wurden für jedes Interview separat die Amerika-bezüge fallspezifisch codiert und anschließend zu fallvergleichenden Kategorien zusammengefasst (vgl. Kap. 5.6 zum methodischen Vorgehen der qualitativen Analysen). Wenn in den Auswertungen bspw. auf Stereotype der ‚Gewalttätigkeit‘, der ‚amerikanischen Weltpolizei‘ oder der ‚Heterogenität‘ der USA referiert wird, so meint dies immer Sequenzen, die in eine der fallvergleichenden Kategorien für Amerikabilder eingeordnet wurden.

Funktionskontexte: Als Funktionskontexte werden die rhetorischen Zusammenhänge bezeichnet, in denen amerikabezogene Sprechweisen als funktional und somit als vorurteilig bzw. antiamerikanisch gedeutet werden. Es werden dabei drei Themenkomplexe unterschieden: Nationalismus und nationale Identität, Schuldabwehr und Antisemitismus sowie Ethnozentrismus und Rassismus. Die Gliederung der folgenden drei Kapitel folgt dieser Einteilung von Funktionskontexten. Die

Themenkomplexe leiten sich aus der in Kapitel 4 entwickelten Theoriegrundlage ab, gemäß der Vorurteile als Differenzkonstruktionen im funktionalen Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit und Diskriminierung begriffen werden.

Rhetorische Funktionen: Innerhalb eines gegebenen Funktionskontextes können antiamerikanische Sprechweisen verschiedene rhetorische Funktionen erfüllen, wie etwa die Konturierung oder Stabilisierung einer Wir-Gruppenkonstruktion oder die Bearbeitung normativer Dilemmata. Innerhalb dieser Funktionen können teilweise wiederum wichtige Unterscheidungen getroffen werden, wie bspw. zwischen manifesten und latenten Formen der Schuldabwehr- bzw. Normalisierungsrhetorik (vgl. Kap. 7.3). Die verschiedenen argumentativen Gebrauchsweisen werden als rhetorische Funktionen antiamerikanischen Sprechens bezeichnet.

7.1.2 Überblicksdarstellung der Amerikabilder im Interviewmaterial

Den Ausgangspunkt der qualitativ-empirischen Analysen bildete eine Sammlung aller Zuschreibungen auf ‚Amerikaner‘ oder ‚die USA‘ im untersuchten Material. Diese zunächst fallspezifisch codierten und anschließend fallübergreifend kategorisierten Amerika-Semantiken werden in Tabellen 12 und 13 zusammengefasst. Die Materialgrundlage bilden hierbei nicht die gesamten $n = 22$ analysierten Fälle, sondern nur die in diesem Kapitel dargestellten Detailanalysen ($n = 9$). Das bedeutet, dass alle aufgeführten Amerikabilder in Sprachgebräuchen auftreten, die im Zuge der Detailanalysen als antiamerikanisch eingeordnet wurden (mit Ausnahme der Fälle von Herrn I und Frau H, die als fragmentierte bzw. nicht eindeutig klassifizierbare Rhetoriken interpretiert wurden, vgl. Kap. 7.5).

Allein an der Vielzahl der fallübergreifenden Kategorien wird erkennbar, dass bei der Kategorienbildung größeres Gewicht auf die Heterogenität der beobachteten Amerikastereotype gelegt wurde, als auf die synthetisierende Zusammenfassung der Codings in wenigen Kategorien. Gleichwohl haben nahezu alle Kategorien eine fallvergleichend-zusammenfassende Funktion, insofern sie Codings aus mindestens zwei Interviewtranskripten umfassen (mit Ausnahme der Kategorien *USA und Israel*, *Atombombe* und *9/11 Inside Job*).

Durch die thematische Breite der getroffenen Zuschreibungen wird zunächst der in der Antiamerikanismusforschung häufig wiederholte Befund bekräftigt, dass im Antiamerikanismus ein inhaltlich weit gefächertes Set an Stereotypen gebraucht wird, welches auf verschiedenste gesellschaftliche Aspekte der USA Bezug nimmt (vgl. Jaecker 2014; S. 16 ff.; Markovits 2007, S. 81 ff.). So ließen sich die hier gebildeten Stereotypen-Kategorien z.B. gemäß der gängigen Unterscheidung politischer, ökonomischer und kultureller Gesellschaftsbereiche einteilen (vgl. Beyer 2014, S. 22 und 200; Jaecker 2014, S. 5 f.). Schon unter den ersten zehn am häu-

figsten beobachteten Stereotypen (vgl. Tabelle 13) sind alle drei Kategorien vertreten: Das Bild einer ‚amerikanischen Weltpolizei‘ sowie einer überheblichen Einmischung in Angelegenheiten anderer Nationen prägt die politischen Zuschreibungen auf ‚die Amerikaner‘; das ökonomische Amerikabild scheint von Vorstellungen eines falschen oder ausbeuterischen Wirtschafts- und Finanzsystems dominiert zu sein; Kultur und Gesellschaft der USA werden als oberflächlich und bindingslos dargestellt. Es findet sich also auch in den hier analysierten Daten der häufig beschriebene Facettenreichtum von Amerikabildern im Antiamerikanismus – zumindest auf fallvergleichender Ebene.

Tabelle 12: Auflistung aller antiamerikanisch gebrauchten Amerikabilder mit Interviewbeispielen, geordnet in absteigender Reihenfolge nach Häufigkeit der codierten Fälle.

Kategorie Amerikabild	Interviewbeispiel
Einmischung und Weltpolizei	Ja, also weil sie überall äh::: meinen, in jedem Land präsent sein zu müssen, und praktisch die halbe Welt mit Krieg überziehen, ja? (Frau K)
Arroganz und Überheblichkeit	[...] mittlerweile sind andere (.) Staaten (.) auf der Welt kräftiger, stärker geworden, und der Ami hat, ist immer noch der Meinung, auf seine Rechte pochen zu können, und – ja, wie gesagt, immer noch der Mittelpunkt der Welt zu sein. (Herr A)
Amerikanische Kultur, Kulturlosigkeit	Die haben gar keine. (lacht) Also die Kultur, wenn man, man das versteht als Denker und Dichter, was hier Deutschland in den letzten 200, 300 Jahren, oder noch viel länger [...], das hat es in den USA nicht so gegeben. Weil die USA ist ein Mischmasch von Kulturen! (Herr A)
Amerikanisierung	Und das ist ja auch alles von Amerika gekommen, was wir in Deutschland haben, ist ja... Wenn wir überlegen, die letzten Jahre, wie wir Millionäre dazu genommen haben. Ja. Genau so viele Millionäre hinzugekommen, wie, wie, wie, wie Arme dazugekommen sind. (Herr C)
Heterogenität USA	Den Amerikaner als Solches gibt's ja gar nicht. Das ist so ein Schmelztiegel an Kulturen. Ja. Da kommen irgendwelche Latinos, da kommen Asiaten. Dann mal der Uramerikaner, wobei der Uramerikaner eigentlich der Indianer ist, und die Jungs, die sich Uramerikaner schimpfen, die kommen auch aus Europa. (Herr F)

Oberflächlichkeit, Beziehungsunfähigkeit	[...] man merkt es dann schon, dass das alles mehr so oberflächlich ist. Man unterhält sich, man geht aus was trinken, aber mehr ist da nicht. Wenn einer wegzieht nur fünf M-, fünf Meilen weg, dann sieht der Andere den nie mehr wieder. (Herr E)
Rassismus in den USA	[...] diese Ungerechtigkeit irgendwie dann, naja, also auch Schwarzen gegenüber. Also die werden da ja als erste schuldig angesehen, und so weiter, ne. So was hört man ja immer wieder, ne? (Frau K)
Unrecht amerikanische Ureinwohner	[...] wie ich das in Erinnerung habe, waren's da die Indianer, die doch des Land gehabt haben und dann sind alle, [...] rüber gewandert sind nach Amerika. [...] von allen Ländern sind die damals doch mit den Schiffen rüber nach Amerika, weil sie meinten, da gibt's Geld. [...] Und haben durch des ja auch die Indianer verdrängt, aus ihrem Land raus. (Frau H)
Falsches Wirtschaftssystem	Auch die ganzen Heuschrecken, Hedgefonds, das, das, das sind halt amerikanische Konstrukte. Ja, ähm, der Kapitalismus, so wie ihn den, so wie ihn die Amerikaner betreiben, der ist halt, ja, der ist halt einfach krass. Also die nehmen keine Rücksicht. (Herr F)
Bildung, Dummheit, Naivität	[...] in Amerika werden die Leute eher dumm gehalten [...], der durchschnittliche Amerikaner kann nicht wirtschaftlich denken oder handeln, das geht nicht, das hat der noch nie gelernt, hat er auch noch nie was von gehört und wenn man mit ihm über so was spricht, der guckt einen dann ganz verwundert an (Herr E)
Soziale Ungleichheit	Die Geldpolitik ist die zweite Frage [...]. Wenn es jetzt auch geht um die Vermögenssteuer, der Reichensteuer, äh, und das Geld ist ja in Amerika noch mal ganz anders, weil ja die Schere zwischen arm und reich noch viel größer ist. (Herr C)
Manipulation öffentlicher Diskurse	Und dass die Amerikaner jetzt einzig und allein unser, äh, Schulbildungssystem, äh, praktisch so vorschreiben von klein auf an, was wir wissen dürfen, was wir nicht wissen dürfen. Dass heute noch Akten über einen Weltkrieg geheim gehalten werden, der praktisch schon ein halbes Jahrhundert zurückliegt [...]. (Herr B)
Amerikanisches Recht	[...] allein was die Rechtssicherheit der Bevölkerung gegenüber dem Staat angeht, ist das in Deutschland... Na, anders rum, ist das in den USA dermaßen eklatant schlechter. Ja. Das kann man sich gar nicht vorstellen. (Herr F)

Unehrlichkeit, Unzuverlässigkeit, Untreue	Unzuverlässig, ne, und Freundschaft, immer gut, ja, Freundschaft ist immer gut, aber wenn du sie brauchst, sind sie nicht da, ne. Deswegen. Darum will ich mit den Amerikanern eigentlich weniger zu tun haben, ne, ne. (Herr D)
Anglizismen	Aber das wir im Sprachgebrauch... Wer nicht äh irgendwie im, im Satz ein amerikanischen Sa- Wort drin hat, äh, äh, äh, das ist ja nicht mehr in! (Herr C)
Wirtschaftliche Inkompetenz, sinnloser Konsum	[...] die haben alle mehrere Kreditkarten und die waren alle maxed out, also die waren bis auf den Anschlag am Limit, und im Moment ist es so, [...] da kriegt kaum, so gut wie kein Mensch mehr einen Kredit durch, weil sie alle hochgradig verschuldet sind [...]. (Herr E)
Illoyale Deutsche, Auswanderung	Und der Gottschalk verdient damit [i.e. Gummibärchen, F.K.] richtig Geld, der braucht nicht mal mehr „Wetten, dass...“ machen. Sein Schloss hat er nun gezahlt, ja, ist ja wieder nach Deutschland zurückgekommen. Und, äh, damit bin ich auch nicht einverstanden, ja. (Herr C)
USA und Israel	Die Amerikaner wird, werden, wird von den, von Israel äh, praktisch zum großen Teil dirigiert. [...] die haben ja also eine ganze, eine riesen Abteilung in Amerika, ne? In der Politik, ne? (Frau K)
Aggressivität, Gewalt	Ja ach ey, die Amerikaner sind halt einfach so, ich mein, da kann man mit sechzehn Alter, einfach eine Shotgun haben und direkt drauf gehen, ja? Also, was soll ich dazu sagen? (Herr I)
Anstiftung Kriege	Aber das ist auch äh, in, in Amerika so. Die müssen also die äh Kriege anzetteln, damit die Waffenindustrie, äh, äh, gut läuft. Ne? (Frau K)
Mangelnde Sittlichkeit	Wie die Wohnung ausgesehen hat. (.) Aus einer Wohnung haben sie mal zehn Kubik Müll... Und das war ein Ami, ein Ami mit drei Kindern. Also... Und nur, die haben nur auf Säcken geschlafen, die Kinder. Auf Müll. (Herr D)
Atombombe	Wenn der Hitler nicht gewesen wäre, hätte es das [i.e. den Holocaust, F.K.] überhaupt nicht gegeben. Ne. Aber da müssen wir, müssen wir wieder einmal anfangen, ne, was, was, was die Amerikaner mit den Japanern gemacht haben! Mit ihrer Hiroshima-Bombe! (Herr D)
9/11 Inside Job	Amerika hat eine riesen, ähm, Militärapparat, Amerika hat ein riesen, äh, Geheimdienstnetz, ähm, und die waren [...] trotzdem nicht in der Lagen, äh ähm, ähm, ähm, ähm, vielleicht auch vier riesige Passagierflugzeuge [...] aufzuhalten? Also weiß ich nicht, was ich davon halten soll. (Herr B)

Auf eine systematische Zusammenfassung der vorhandenen Kategorien auf lexikalisch-semantischer Grundlage wird an dieser Stelle bewusst verzichtet. Der Grund dafür ist, dass eine solche Kategorisierung zwar zunächst einen besseren Überblick über die gesammelten Stereotype bieten mag, über deren praktische Bedeutung im beobachteten Sprachgebrauch aber kaum etwas aussagt.¹ Genau auf diese praktische Bedeutung kommt es aber einem performativen Antiamerikanismusbegriff an. Die lexikalische Bedeutung von Amerikastereotypen lässt demzufolge keinerlei direkte Rückschlüsse auf den antiamerikanischen Sinngehalt vorurteiliger Äußerungen zu. Verbleibt die Analyse auf dieser lexikalisch-semantischen Ebene, droht sie den Sinngehalt antiamerikanischen Sprechens ggf. sogar eher zu verschleiern, als genauer zu erschließen. Zwar ist es ein interessanter Befund, dass in antiamerikanischem Sprechen generell auf Stereotype aus einem breit gefächerten Themenspektrum zurückgegriffen wird. Die weitaus wichtigere Frage ist aber, welche Stereotype zu welchen rhetorischen Zwecken gebraucht werden, und ob dieser Stereotypengebrauch tatsächlich mit der Konsistenz und thematischen Breite erfolgt, die eine fallübergreifende Stereotypensammlung zunächst suggeriert.

Tabelle 13: Häufigkeiten der antiamerikanisch gebrauchten Amerikabilder, in absteigender Reihenfolge nach Häufigkeit der codierten Fälle

Kategorie Amerikabild	n Fälle	n Codings	n Codings fallweise								
			I	D	K	A	B	C	E	H	F
Arroganz und Überheblichkeit	7	10	1	-	-	2	1	1	1	2	2
Einmischung und Weltpolizei	6	13	-	2	4	1	3	1	-	-	2
Amerikanisierung	5	13	-	-	-	2	4	3	-	1	3
Heterogenität USA	5	10	-	-	-	2	-	2	1	2	3
Amerikanische Kultur, Kulturlosigkeit	5	8	-	1	-	2	-	2	1	-	2
Oberflächlichkeit, Beziehungsunfähigkeit	5	7	1	3	1	-	-	-	1	-	1
Rassismus in den USA	5	7	-	1	1	2	-	2	1	-	-

1 Vgl. dazu Kapitel 2.3.1, insbesondere Klaus Holz' Kritik „subsumtionslogischer Interpretation“ (Holz 2001, S. 121 f.).

Kategorie Amerikabild	n Fälle	n Codings	n Codings fallweise								
			I	D	K	A	B	C	E	H	F
Falsches Wirtschaftssystem	4	11	-	-	1	-	2	2	-	-	6
Bildung, Dummheit, Naivität	4	7	3	-	-	-	1	-	1	-	2
Soziale Ungleichheit	4	7	-	-	1	-	1	3	-	-	2
Amerikanisches Recht	4	5	-	-	2	-	-	1	-	1	1
Unrecht amerikanische Ureinwohner	4	5	-	-	-	-	1	1	-	2	1
Unehrlichkeit, Unzuverlässigkeit, Untreue	3	6	-	4	-	-	-	-	1	-	1
Manipulation öffentlicher Diskurse	3	5	-	-	-	-	3	1	-	1	-
Anglizismen	3	4	-	-	-	-	2	1	-	-	1
Wirtschaftliche Inkompetenz, sinnloser Konsum	3	4	-	-	-	-	-	-	2	1	1
Illoyale Deutsche, Auswanderung	3	3	-	1	-	-	-	1	-	1	-
Aggressivität, Gewalt	2	5	1	4	-	-	-	-	-	-	-
Anstiftung Kriege	2	4	-	-	3	-	-	-	1	-	-
Mangelnde Sittlichkeit	2	2	-	1	-	-	-	-	-	1	-
USA und Israel	1	9	-	-	9	-	-	-	-	-	-
Atombombe	1	1	-	1	-	-	-	-	-	-	-
9/11 Inside Job	1	1	-	-	-	-	1	-	-	-	-

Die Detailanalysen der folgenden Kapitel 7.2 bis 7.5 werden zeigen, dass stereotype Darstellungen ‚der USA‘ bzw. ‚der Amerikaner‘ selten en bloc als weltanschauliches Schema auftreten, sondern vielmehr einzelne Amerikabilder zu bestimmten rhetorischen Zwecken gebraucht werden. Zwar bleibt dabei eine gewisse Flexibilität oder „Austauschbarkeit“ (Baethge et al. 2010, S. 377; vgl. auch Kap. 2.3.3) der

gebrauchten Bilder bestehen, so dass keine eindeutige Systematik von Funktionen und korrespondierenden Semantiken rekonstruiert werden kann. Als undifferenzierter ‚Amerikahass‘ oder weltanschauliches Schema, in dem alle nur erdenklichen Aspekte amerikanischer Ökonomie, Kultur und Politik zusammenfließen, kann Antiamerikanismus jedoch ebenso wenig begriffen werden.

7.2 ANTIAMERIKANISMUS IN FUNKTIONSKONTEXTEN NATIONALER IDENTITÄT

In diesem Teil werden anhand zweier Interviewanalysen (Herr C und Herr F) Funktionen antiamerikanischer Rhetorik im Rahmen nationaler Identifikation aufgezeigt. Hierbei lassen sich grob zwei Modi von Identitätsfunktionen unterscheiden. Zum einen findet sich sowohl bei Herrn C als auch bei Herrn F eine *Konturierung* und *relative Aufwertung* der Eigengruppe mittels amerikabezogener Vergleiche. ‚Amerika‘ wird als negative Vergleichsfolie herangezogen, an deren Mängeln die Qualitäten und Tugenden der Wir-Gruppe erkennbar werden. Zum anderen finden sich neben diesen explizit konturierenden bzw. externalisierenden Funktionen antiamerikanischer Rhetorik solche mit *struktursichernder* und *kommunikationslatenter* Wirkung: Amerikabilder werden in diesen Fällen nicht nur gebraucht, um eine fraglos bestehende Wir-Gruppenkonstruktion mit positiven Attributen zu versehen bzw. von negativen Attributen zu befreien; vielmehr werden widersprüchliche Aspekte der Wir-Gruppenkonstruktion mittels amerikabezogener Sprechweisen aufgegriffen und bearbeitet, ohne diese dabei explizit benennen zu müssen.

Am Beispiel von Herrn F lässt sich zeigen, wie die Kontingenz ethno-nationaler Identität, d.h. die Hybridität und historische ‚Gemachtheit‘ der essentialistischen Wir-Gruppenkonstruktion, durch antiamerikanische Rhetorik latent bearbeitet werden. In Analogie zu jener nationalen Struktursicherungsoperation, die Klaus Holz für den Antisemitismus rekonstruiert hat, kann dieser Antiamerikanismus als die Konstruktion einer „Figur des Dritten“ der nationalen Ordnung betrachtet werden (Holz 2010, S. 296; vgl. Kap. 4.6.1), die eine „Negation der nationalen Form aus der Perspektive der Innenseite der nationalen Form“ ermöglicht (ebd., S. 302).

Im Interview mit Herrn C hingegen wird ein spezifischer Bruch in der nationalen Eigengruppe antiamerikanisch bearbeitet: die Teilung in Ost- und Westdeutschland und ihre politisch-ökonomischen Nachwirkungen nach der Wiedervereinigung 1989. Trotz seiner ausgeprägten ‚gesamtdeutschen‘ Nationalidentität thematisiert Herr C nachdrücklich einen innerdeutschen Konflikt zwischen Ost und West, wobei er emphatisch für seine ostdeutsche Wir-Gruppe Partei ergreift. Diese Spannung, dass Herr C eine einheitliche deutsche Nationalidentität anstrebt, zugleich aber nicht umhin kann, deren inneren Bruch, d.h. insbesondere die ‚Arroganz‘ der Westdeutschen zu beklagen, wird von ihm antiamerikanisch aufgelöst: Einerseits einigt er die deutsche Nation insgesamt gegen ‚Amerika‘ und die ‚Amerikanisierung‘. Andererseits unterscheidet er innerhalb dieser Konstruktion ‚amerikanisierte‘ Westdeutsche von ‚authentischen‘ Ostdeutschen, und erhält somit trotz der nationalen Einigung die Ost-West-Unterscheidung aufrecht.

7.2.1 Falldarstellung Herr C: Wiedervereinigung gegen Amerika und der schädliche Einfluss der ‚Amerikanisierung‘

Wie bereits in der Einleitung beschrieben, erfüllt die antiamerikanische Rhetorik von Herrn C eine doppelte Funktion: Einerseits wird die kulturelle Homogenität, wirtschaftliche Rationalität und politische Solidarität der deutschen Eigengruppe gegen ‚amerikanische‘ Wirtschafts- und Konsumpraxen sowie die kulturelle Heterogenität Amerikas abgegrenzt. Andererseits wird anhand jenes Erklärungsmusters der ‚Amerikanisierung‘ auch ein von Herrn C beklagter Bruch zwischen West- und Ostdeutschland nach der Wiedervereinigung bearbeitet. Die Gegenüberstellung von deutscher Wir-Gruppe und amerikanischer Fremdgruppe dient damit gleichzeitig der Homogenisierung und Aufwertung der nationalen Identitätskonstruktion insgesamt *und* der Markierung einer Differenz innerhalb dieser Konstruktion. Herrn Cs Antiamerikanismus verknüpft sozusagen zwei widersprüchliche Leitunterscheidungen: ‚authentische Ostdeutsche vs. amerikanisierte Westdeutsche‘ und ‚Deutschland vs. Amerika‘. In einem ersten Schritt wird nun jene homogenisierende, antiamerikanisch externalisierende Rhetorik nationaler Einigkeit und Ursprünglichkeit rekonstruiert. In einem zweiten Schritt kann anschließend gezeigt werden, wie antiamerikanische Sprechweisen gleichzeitig dazu dienen, eine Differenz zwischen Ost- und Westdeutschland zu markieren und aufrechtzuerhalten, ohne den dadurch thematisierten Bruch nationaler Identität zu weit in den Vordergrund treten zu lassen.

7.2.1.1 Der schädliche Einfluss der ‚Amerikanisierung‘

Das Interview beginnt mit der Bitte, Herr C möge seine Zustimmung zu dem Survey-Item „Ich kann es gut verstehen, wenn manchen Leuten die US-Amerikaner unangenehm sind“ näher erläutern. Daraufhin formuliert er eine umfangreiche Liste negativer Attribute. Neben seiner Zurückweisung der amerikanischen „Cowboymentalität“, der zufolge sich die Amerikaner als „die größten [...] und die Weltpolizei“ fühlen, seiner Ablehnung des Irak- und Afghanistankrieges sowie seiner Empörung darüber, „was die mit den Schwarzen gemacht“ haben, spielen vor allem Ökonomie und Finanzwirtschaft in dieser Anfangssequenz eine wichtige Rolle.¹ Herr C verurteilt die soziale Ungleichheit und Armut in den USA:

Herr C: Die Geldpolitik ist die zweite Frage [...]. Wenn es jetzt auch geht um die Vermögenssteuer, der Reichensteuer, äh, und das Geld ist ja in Amerika noch mal ganz anders, weil ja die Schere zwischen arm und reich noch viel größer ist. Und das hängt natürlich mit ihrer Meinung von Freiheit zusammen, dass sie eben die Freiheit haben, Milliard-, Milliardär zu

1 Nicht zusätzlich gekennzeichnete Zitate in doppelten Anführungszeichen geben direkt den Wortlaut eines jeweiligen Interviewtranskripts wieder.

werden aber auch, unter der Brücke zu schlafen. [...] Und natürlich Amerika, was jetzt hier diese Demonstrationen bringen, dass ein Prozent der Menschen glaube ich 48 oder sogar 46 [sic] Prozent des Vermögens haben. Das ist ja nicht normal.

An diesem frühen Ausschnitt des Interviews wird bereits die Dichte erkennbar, mit der verschiedene Amerikabilder in Herrn Cs Rhetorik auftreten: In sprunghafter Assoziation ruft er eine Vielzahl von Themen auf, zwischen denen plötzlich hin und her gewechselt wird, so dass es einige Konzentration erfordert, seinem Argument überhaupt zu folgen. In diesem Amerikabild werden zwar immer wieder einzelne Gruppen herausgegriffen, die in besonderem Maße verantwortlich, schuldig oder unschuldig bzw. Opfer sind – so verweist der Teilnehmer etwa auf die Aktionen der Occupy-Wall-Street Bewegung. In der Gesamttendenz zielt Herr Cs Rhetorik aber immer wieder auf eine Verurteilung ‚der Amerikaner‘ insgesamt.

Dieses Muster wird auch in der folgenden Sequenz erkennbar, in der von illegitimen Bankgeschäften „im luftleeren Raum“ und Finanzgeschäften mit „Scheinnummern“ die Rede ist, die in keinem nachvollziehbaren Verhältnis zur Realwirtschaft stünden. Auch hier wird mit der Finanzwirtschaft eine relativ spezifische Teilgruppe ‚der Amerikaner‘ als schädlich und schuldig herausgegriffen. Dieser werden „ganz normale Menschen“ und „seriöse Banken“ gegenübergestellt, denen man „keinen Vorwurf machen“ könne. Diese Unterscheidung, die an die aus der Antisemitismusforschung bekannten Gegensatzpaare von ‚Gemeinschaft vs. Gesellschaft‘ bzw. ‚raffendem vs. schaffendem Kapital‘ erinnert (vgl. Holz 2001, S. 544 f.; Schatz und Woeldike 2001, S. 87 ff.; Postone 2005, S. 183 ff.), geht also zunächst nicht unmittelbar mit einer starken nationalen Grenzziehung einher: Explizit verweist Herr C z.B. darauf, dass es auch „in Amerika [...] Bankenmitarbeiter“ gebe, die „ganz normale Menschen“ seien.

In den nächsten beiden Elementen seiner Assoziationskette findet sich allerdings die generalisierende Negativattribution aus den vorigen Sequenzen wieder. Hier zählt er zunächst Missstände im amerikanischen Gesundheitssystem sowie den öffentlichen Widerstand gegen dessen Reform als weitere Beispiele für die extreme Ungleichheit bzw. Ungerechtigkeit in der Gesellschaft der USA auf. Auf die paraphrasierende Nachfrage des Interviewers, ob Herr C also insgesamt eine Dominanz oder Herrschaft der wohlhabenden Bevölkerung in den USA beschreibe, verweist er nun auf den vermeintlich amerikanischen Ursprung vergleichbarer Phänomene in Deutschland:

Herr C: Ja. Und das ist ja auch alles von Amerika gekommen, was wir in Deutschland haben, ist ja... Wenn wir überlegen, die letzten Jahre, wie wir Millionäre dazu genommen haben. Ja. Genau so viele Millionäre hinzugekommen, wie, wie, wie, wie Arme dazugekommen sind. (lacht) Und das denkt man ja, dass die Schere hier auch immer weiter auseinandergeht, zwischen arm und reich.

Die Formulierung, dass dies „alles von Amerika gekommen“ sei, „was wir in Deutschland haben“, kann als rhetorische Übertreibung verstanden werden. Dennoch wird darin die grundlegende Stoßrichtung von Herrn Cs antiamerikanischem Argument erkennbar: Nicht alles in Amerika ist schlecht (es gibt auch dort „normale Menschen“), aber alles Schlechte (in Deutschland) kommt aus Amerika. In der darauffolgenden Sequenz breitet Herr C das Motiv eines schädlichen amerikanischen Einflusses auf Deutschland anhand der Beispiele Sprachgebrauch und (Ess-)Kultur weiter aus:

Herr C: Äh, wir sind als Deutschland, äh, äh sehr, äh, USA äh, äh, äh, sagen wir mal, es ist doch sehr viel aus der USA rüber gekommen. Ich bin hier im Osten, und wird immer gesagt, wir hier im Osten sind russifiziert! Also wir sind doch bei Weitem nicht so viel russifiziert, wie im Westen amerikanisiert! Ich bin der Meinung, ein Deutscher kann die deutsche Sprache sprechen. Wenn ich mit einem Amerikaner spreche, ist klar, entweder man spricht deutsch oder, oder Englisch. Das ist klar. Aber das wir im Sprachgebrauch... Wer nicht äh irgendwie im, im Satz ein amerikanischen Sa- Wort drin hat, äh, äh, äh, das ist ja nicht mehr in! Ja, und so werden wir als Gesellschaft genauso... McDonalds hat nicht in Amerika seinen Gewinn gemacht, sondern in, in Europa! Ja, die haben sehr gute Zahlen, und äh, aber den meisten Gewinn haben sie in Europa gemacht! Ja, diese, diese, diese Ketten, ja und so wird unsere Ernährung immer schlimmer! Und das kommt eigentlich alles... Ich war auch in Amerika, schon öfters, ja, und äh, äh wenn ich, wenn ich sehe, wie die da essen und machen, und... niveaulos, ja, bei Landwirten, ich äh, die einen relativ großen Hof haben, und, und relativ gut eingerichtet sind, die essen aus einem Plastikbesteck und Plastiklöffel und danach wird eben alles in den, in den Sack geschmissen.

Herr C erweitert hier seine antiamerikanische Konstruktion um Bilder eines Sprach- und Kulturverfalls in Deutschland: Die deutsche Sprache verfallt durch den zunehmenden Gebrauch „amerikanisch[er]“² Worte; ebenso sind „wir als Gesellschaft“ durch amerikanischen Einfluss beeinträchtigt. Besonders empörend sei an

- 2 Ironischerweise drückt Herr C seine Ablehnung von Anglizismen aus, indem er einen Anglizismus gebraucht (man sei ohne Anglizismen „nicht mehr *in*“). Inwieweit dies als bewusst eingesetztes rhetorisches Mittel oder als impliziter Ausdruck einer Ambivalenz in Herrn Cs Amerikabild zu deuten ist, kann anhand des Materials nicht eindeutig entschieden werden. Bemerkenswert ist aber die Tatsache, dass Anglizismen hier als „amerikanische[s] Wort[e]“ kategorisiert werden. Eine solche Ursprungszuschreibung muss angesichts der weltweiten Verbreitung der englischen Sprache als äußerst projektiv erscheinen und kann als eine weitere Variante einer nationalistischen Verfallserzählung betrachtet werden, in der ‚die Amerikanisierung‘ als treibende Kraft der Desintegration fungiert (vgl. Jaecker 2014, S. 221 ff.; Markovits 2007, S. 90 ff.). Ähnliche Motive finden sich in den Interviews mit Herrn B und Herrn F.

diesem ‚schädlichen Einfluss‘, dass ‚amerikanische‘ Konzerne auch noch davon profitieren, dass sie „unsere Ernährung“ verderben. Dass es sich tatsächlich um einen ‚Kulturverfall‘ amerikanischen Ursprungs handelt, sucht Herr C anhand seiner eigenen Erfahrungen in den USA zu bekräftigen: Dort habe er jene „niveaulos[en]“ Essgewohnheiten und die ‚Wegwerfkultur‘ gesehen, die er nun in Deutschland wiederzuentdecken meint. In einem späteren Teil des Interviews wird Herr C vom Interviewer noch einmal auf ‚amerikanische Kultur‘ angesprochen. Er erkundigt sich bei Herrn C, wo ihm diese begegne bzw. was er damit assoziiere. Er führt daraufhin seine Beschreibung des schädlichen Einflusses Amerikas auf die Esskultur in Deutschland weiter aus:

Herr C: Mir, mir speziell nicht. Ich versuche, äh, äh, sagen wir mal... Äh, die Menschen werden ja auch durch die Reklame und, äh, werden die ja gezielt, ähm, äh beeinflusst, ja, und, und McDonalds und äh, und, und, und, und... Es wird ja für Sachen Reklame gemacht, und desto schlechter das Produkt teilweise ist, desto mehr Reklame wird gemacht, und desto mehr wird es gekauft. Ja, und wenn ich diese Zuckertiere sehe, ja, die Zuckerbärchen, ja, für die jeden Tag Reklame... Da verdient irgendjemand unwahrscheinlich viel Geld dafür. Das ist viel zu süß und davon brauchen die Kinder nicht so viel essen, ja. Aber das kennen sie alle, ja. Und der Gottschalk verdient damit richtig Geld, der braucht nicht mal mehr „Wetten, dass...“ machen. Sein Schloss hat er nun gezahlt, ja, ist ja wieder nach Deutschland zurückgekommen. Und, äh, damit bin ich auch nicht einverstanden, ja. Und ein Jauch, dass der im Jahr seine acht oder neun Millionen verdient, äh:::, bin ich einfach... Und, und, und, uns erhöhen sie die, und uns erhöhen sie die Gebühren, die Fernsehgebühren für ARD und ZDF. So aber das soll ja damit nicht sagen, äh... Die Menschen werden ja einfach gesteuert durch die Reklame. Und wenn McDonalds eine gute Reklame macht, und denn, sein Gelumpe, und das hören die Kinder, und dann da wollen sie eben hin, wenn sie McDonalds sehen. Oder auch andere Produkte, Milchschnitte zum Beispiel, ja, die so ungesund ist, aber da wird so viel... Auch wenn unsere Boxer mit ihrer Milchschnitte, ja, und so. Also das... Und das ist ja, das kommt ja eigentlich von Amerika.

Neben der zuvor bereits geführten Klage über das „Gelumpe“ von „McDonalds“ wird in dieser Sequenz vor allem das Motiv eines irrationalen Konsums betont: demzufolge werden „Die Menschen [...] gesteuert durch die Reklame“, was dazu führe, dass „schlecht[e]“ Produkte trotz ihrer Mängel hohen Absatz fänden. Diese vermeintliche Überformung der ‚wahren‘ Qualität von Produkten durch Werbung dient als Erklärung dafür, dass ‚wertlose‘ und sogar ‚schädliche‘ („viel zu süß“, „Gelumpe“, „ungesund“) Produkte in Deutschland großen Absatz finden. Das Prinzip dieser manipulativen Täuschung, durch die der ‚eigentliche‘ Gebrauchswert der Waren hinter einem ‚fingierten‘ verschwindet, verortet er als etwas wesentlich Amerikanisches: „das kommt ja eigentlich von Amerika“.

Dabei richtet sich seine antiamerikanische Konsumkritik nicht allein gegen amerikanisches „Gelumpe“ – mit Gummibärchen und Milchschnitte werden auch Produkte als Beispiele aufgeführt, die nicht aus den USA stammen. Vielmehr erscheint der grundlegende Mechanismus der Verblendung, den er für den irrationalen Konsum verantwortlich macht, als ein amerikanischer. Dass mit ‚wertlosen‘ Produkten „unwahrscheinlich viel Geld“ verdient wird, scheint ihm das Ergebnis einer bewussten und zielgerichteten Täuschung, durch die im Interesse einzelner Profitierender die breite Bevölkerung irregeleitet wird. Dass dabei ausgerechnet „unsere Boxer“ und „der Gottschalk“³ Geld verdienen, bedeutet für Herrn C ein zusätzliches Ärgernis. Es kommt einem Verrat an der Eigengruppe gleich, dass sich diese Deutschen dem ‚amerikanischen‘ Prinzip des Massenkonsums andienen. Dies klingt insbesondere bezüglich der Person von Thomas Gottschalk an, mit dessen Rückkehr nach Deutschland (nach einigen Jahren Aufenthalt in Kalifornien) Herr C „nicht einverstanden“ ist.⁴ Seine besondere Empörung über diese Verhaltensweisen stützt zusätzlich die Deutung, dass das Sprechen über amerikanische Kultur und ‚Amerikanisierung‘ hier eine reinigende und stabilisierende Funktion für nationale Identität erfüllt. So sind Wir-Gruppenmitglieder, die in Herrn Cs Konstruktion dem ‚amerikanischen‘ Prinzip von Konsum und Kulturverfall entsprechen, entweder „gesteuert durch die Reklame“, oder aber korruptierte Abtrünnige, die effektiv schon nicht mehr zur Wir-Gruppe gezählt werden.

Soziale Ungleichheit und Armut, eine ungerechte Steuerpolitik, der vermeintliche Verfall deutscher Sprache und Esskultur, das Auseinandertreten von Tausch- und Gebrauchswert konsumierter Waren – all diese Phänomene haben in Herrn Cs Konstruktion mit der deutschen Wir-Gruppe wesentlich nichts zu tun. Sie können allesamt den USA und deren Einfluss auf Deutschland und Europa zugeschrieben werden. Damit ist nicht nur eine Erklärung für diese beunruhigenden Phänomene gefunden, sondern die Eigengruppe ihrem ‚Wesen‘ nach von all diesen Übeln gereinigt. Sie erscheint als Opfer fremder Mächte in einer maßgeblich nationalistisch strukturierten Welt. Die Widersprüche und Verwerfungen einer kapitalistischen Marktwirtschaft sowie einer globalisierten, wandelbaren Welt spielen sich diesem Weltbild zufolge maßgeblich *zwischen* Nationen, nicht innerhalb der nationalen Eigengruppe oder jenseits nationaler Unterscheidungen ab. Sie lassen Herrn C nicht an der Homogenität, Solidarität und Stabilität der deutschen Nation als Identitäts-

3 Gemeint sind höchstwahrscheinlich die erfolgreichen Schwergewichtsboxer Vitali und Wladimir Klitschko, die für ‚Milchschnitte‘ warben, sowie der Entertainer Thomas Gottschalk und dessen Werbung für ‚Haribo Goldbären‘.

4 Eine ähnliche Ablehnung von in die USA emigrierten Berühmtheiten findet sich bei Herrn D, der Boris Becker und Michael Schumacher gerne die deutsche Staatsbürgerschaft entziehen würde, weil diese seiner Ansicht nach aus Gründen der Steuerersparnis nach Amerika ausgewandert sind.

konstrukt zweifeln, sondern führen in dieser Erzählung gerade zu einer Bestärkung der nationalistischen Weltansicht: Deutschland muss gegen den vermeintlichen ‚amerikanischen‘ Eingriff verteidigt werden – paradoxerweise umso mehr, je offener die Inkonsistenzen der nationalen Identitätskonstruktion zu Tage treten.

7.2.1.2 Wiedervereinigung gegen Amerika – eine antiamerikanische Aufhebung der Teilung Deutschlands

In den bisher erläuterten Beispielen antiamerikanischer Rhetorik wurden Verwerfungen innerhalb der nationalen Eigengruppe externalisiert so dass die Wir-Gruppe als *Ganze* stabilisiert bzw. von Widersprüchen frei gehalten werden konnte. Sofern ‚Deutsche‘ an jenen ‚amerikanischen‘ Verfallserscheinungen mitwirken, wurden sie entweder als „gesteuert durch die Reklame“ oder als Abtrünnige dargestellt. Im Gegensatz dazu wird im Folgenden ein Widerspruch in der Wir-Gruppenkonstruktion explizit thematisiert: Der Bruch zwischen Ost- und Westdeutschen nach der Wiedervereinigung. Diese Spaltung stellt Herrn Cs rhetorische Bemühungen um eine bruchlose Einigung der nationalen Wir-Gruppe vor eine neue Herausforderung: Die Konstruktion einer widerspruchslosen nationalen Identität wird durchkreuzt von dem Bestreben, seine Identifikation mit der ostdeutschen Subgruppe sowie deren Höherwertigkeit und Opferstatus zu markieren. Anhand der folgenden Interviewsequenzen wird gezeigt, inwiefern eine antiamerikanische Rhetorik dazu gebraucht werden kann, diese Ambivalenz in der nationalen Identifikation aufzuheben.

Diese antiamerikanische Aufhebung der Ost-West-Spaltung kann gegenüber der zuvor besprochenen Externalisierungsfunktionen als höherstufige, reflexive Entparadoxierung begriffen werden: Während in der oben beschriebenen Externalisierung sozioökonomische und kulturelle Widersprüche der Wir-Gruppe nahezu restlos ausgeblendet wurden, bleibt der Unterschied zwischen west- und ostdeutschen Subgruppen in der folgenden antiamerikanischen Identitätskonstruktion erhalten: Er erscheint *zugleich* als Widerspruch zwischen Deutschland und Amerika sowie zwischen ost- und westdeutscher Subgruppe. Die antiamerikanische Polemik erlaubt es, ein Ressentiment gegenüber Westdeutschland auszudrücken ohne dabei die Vorstellung eines geeinten, identischen Deutschland allzu sehr in Frage stellen zu müssen. Ein und dieselbe Rhetorik dient gleichzeitig der Identifikation mit der gesamtdeutschen Wir-Gruppe und der ostdeutschen Teilgruppe. In dieser gleichzeitigen Bearbeitung und Verdeckung eines Ost-West-Konfliktes steckt der ideologische Gehalt dieser antiamerikanischen Rhetorik (vgl. Kap. 4.5.1). In Adaption des in Kapitel 4.6.2 umrissenen Konzeptes der Kommunikationslatenz kann diese ideologische Rhetorik auch als latente Bearbeitung eines deutschen Ost-West-Konfliktes begriffen werden.

Ausschlaggebend für diese Latenzfunktion ist ein unterschiedlicher Gebrauch des Amerikanisierungs-Motivs hinsichtlich der zwei deutschen Subgruppen. Im

Anschluss an die oben beschriebene Darstellung Herrn Cs, der zufolge soziale Spaltungen in Deutschland amerikanischen Ursprungs seien, bittet der Interviewer ihn um eine eingehendere Erläuterung jenes Einflusses:

Herr C: Äh, wir sind als Deutschland, äh, äh sehr, äh, USA äh, äh, äh, sagen wir mal, es ist doch sehr viel aus der USA rüber gekommen. Ich bin hier im Osten, und wird immer gesagt, wir hier im Osten sind russifiziert! Also wir sind doch bei Weitem nicht so viel russifiziert, wie im Westen amerikanisiert!

An dieser Stelle lässt sich zeigen, wie die Gegenüberstellung Amerika vs. deutsche Wir-Gruppe in doppelter Weise gebraucht wird: Zunächst wird der amerikanische Einfluss betont, unter dem „wir [...] als Deutschland“ insgesamt stehen. Im Anschluss daran wird jedoch die Ost-West-Unterscheidung eingeführt und betont, dass „wir hier im Osten“ weitaus weniger amerikanisiert seien. Damit wird das Attribut der ‚Amerikanisiertheit‘ als grundlegend westdeutsches eingegrenzt. Zwar wird parallel eine ‚Russifizierung‘ Ostdeutschlands eingestanden, jedoch zugleich betont, dass es sich um ein weitaus geringeres Maß an fremdem Einfluss handele. Die Wir-Gruppe der Ostdeutschen ist demnach nur mittelbar amerikanisiert, d.h. nur insofern sie mit Westdeutschland in Berührung gekommen ist, insbesondere nach 1989. Im Gegensatz zu den bisher beschriebenen antiamerikanischen Konflikt- oder Bedrohungsszenarien, wird in dieser Konstruktion vergleichsweise offen thematisiert, dass der beschriebene Konflikt mit den USA zugleich ein innerdeutscher Konflikt ist. Die Begegnung mit Westdeutschland ist eine Begegnung mit Amerika; die Gegnerschaft gegen Amerika ist eine Gegnerschaft gegen Westdeutschland.

Wie anhand der folgenden Interviewsequenzen gezeigt wird, liegt es nahe, die antiamerikanische Rhetorik von Herrn C zu weiten Teilen als Ausdruck eines Unbehagens an der deutschen Wiedervereinigung zu lesen. Mit der Chiffre ‚Amerika‘ wird demnach alles belegt, was nach 1989 als negativ empfunden wurde. Da Herr C aber zugleich eine starke ‚gesamtdeutsche‘ Identifikation anstrebt und der Konflikt zwischen Ostdeutschland und Westdeutschland eine massive Störung dieses Ideals darstellt, kann er nicht bei einer einseitigen Anfeindung der westdeutschen Fremdgruppe stehenbleiben. Vielmehr muss die Spaltung der Eigengruppe latent gehalten werden, so dass es nicht zum vollständigen Bruch kommt. Die antiamerikanische Rhetorik dient Herrn C als Mittel zu diesem ideologischen Balanceakt.

Für die These, dass in der Feindschaft gegen Amerika eine Feindschaft gegen Westdeutschland latent kommuniziert wird, spricht auch die Tatsache, dass die einzigen *positiven* Eigenschaften, die Herr C Amerika zuschreibt, in Bezug auf *Westdeutschland vor der Wiedervereinigung* auftreten. Im Anschluss an die oben zitierte Passage zur Amerikanisierung der Konsumkultur fügt Herr C im Hinblick auf die Nachkriegszeit an:

Herr C: Ja, äh und ich will nun nicht sagen, dass Amerika nur für Deutschland schlechtes hatte. Die hat ja Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg äh, äh sehr viel geholfen, ja, und durch die Besatzung in Deutschland ist ja auch hier das Geld reingekommen, ja, dadurch, dass sie die vierziger oder fünfziger Jahre hier waren, ja. Im Osten war es anders: wir haben sie bezahlt, und die haben wenigstens noch ein bisschen Geld gebracht. Aber die Diskussion brauchen wir nicht mehr führen, dass ist vorbei.

Dieser Darstellung zufolge hat die westdeutsche Bevölkerung vom Einfluss Amerikas zumindest in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus profitiert. Dem wird eine gegenteilige Situation in den sowjetisch besetzten Gebieten gegenübergestellt („wir haben sie bezahlt“).⁵ Ähnlich wie die korrumpierten Deutschen, „Gottschalk“ und „unsere Boxer“ aus den vorigen Sequenzen, haben die Westdeutschen aus der Amerikanisierung zunächst Gewinn gezogen, der dann aber mit den von Herrn C beklagten Verfallserscheinungen von Deutschland insgesamt bezahlt wurde. ‚Die Wessis‘ fungieren in dieser Argumentation also nicht nur als Einfallstor für die Amerikanisierung Deutschlands, sondern haben zudem noch davon profitiert, während Ostdeutschland zusätzlich zum Opfer sowjetischer Ausbeutung wurde.

Dass der darin sich ausdrückende Konflikt zwischen Ost- und Westdeutschen keineswegs „vorbei“ ist, wie Herr C behauptet, zeigt sich im weiteren Verlauf dieser Sequenz, in der die vermeintlich beendete „Diskussion“ sich fortschreibt. Unmittelbar im Anschluss an die Feststellung, dass man „diese Diskussion nicht mehr führen“ brauche, berichtet Herr C die folgende Episode:

Herr C: Denn ich habe, ich habe jetzt noch gehört von welche, Gäste aus Wuppertal waren das, da hat eine Frau gesagt: „Ihr in der Zone könnt doch zufrieden sein, dass wir euch übernommen haben.“ Ja... (amüsiert, zynisch) Da hatte ich aber, da hatte ich aber einen guten Tag! Da habe ich zu der jungen Frau gesagt, die war siebzig, sage ich: „Junge Frau, es ist eigentlich egal, in welcher Zone man wohnt. Ob in der britischen Besatzungszone, in der englischen, französischen oder engl- oder amerikanischen.“ Das haben alles die Russen gemacht, so, das sind so, so die, die Meinungen und die Diskussionen. Aber, aber ich meine, von der Kultur ist ja eine Menge, was jetzt McDonalds ist und dergleichen. Und auch diese Finanzkultur, die kommt ja irgendwie auch mehr aus Amerika wie aus Deutschland, ja. Unsere Banken sind ja immer noch nicht groß genug, am liebsten drei große Banken und...

5 Dasselbe Motiv taucht in einer späteren Sequenz noch einmal auf, nachdem der Interviewer Herrn C gebeten hat, weitere Beispiele für einen positiven amerikanischen Einfluss auf Deutschland zu nennen: „Naja, auch was das Geld angeht und, und äh, und durch den Marshallplan ist ja auch, ist ja auch, da kann man ja auch Amerika als positiv sehen, ja dass sie die Bundesrepublik unterstützt haben. Das meine ich, ja. Und wir in Ostdeutschland haben unser Geld, ja, dass was wir verdient haben, haben wir nach Russland gebracht. Nach der Sowjetunion, das war ja genau das Gegenteil.“

Die Wuppertalerin aus seiner Erzählung veranschaulicht das Konfliktpotential, das Begegnungen mit Westdeutschen für Herrn C immer wieder entfalten und das ein Vergessen der empfundenen Ungerechtigkeit unmöglich macht: sie verkörpert das Bild der verblendeten Westdeutschen, die von der amerikanischen Besatzung profitiert ohne die ‚schädlichen‘ Auswirkungen der ‚Amerikanisierung‘ zu bemerken, und die zu allem Überfluss sich gegenüber den Ostdeutschen als gnädige Wohltäterin inszeniert.

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Reaktion von Herrn C: Er konfrontiert die Wuppertalerin nicht direkt mit dem Vorwurf der Überheblichkeit oder Selbstüberschätzung, sondern er verweist stattdessen auf die Gleichheit aller Deutschen als Opfer der Besatzung, wendet sich also nur mittelbar gegen die Westdeutsche und primär gegen die (ehemalige und offenbar noch immer als präsent empfundene) Besatzungsmacht. Der Konflikt Ostdeutschland vs. Westdeutschland (Herr C vs. die Wuppertalerin) wird bearbeitet als Konflikt Deutschlands mit den Besatzungsmächten.

Bezeichnend ist auch, dass die damit verbundene Negativbewertung ‚der Amerikaner‘ über die erzählte Streit-Episode hinaus als dominantes rhetorisches Muster wirksam bleibt. Während Herr C vor der Episode über die Wuppertalerin positiv vom amerikanischen Einfluss (bzgl. der BRD) sprechen konnte und sich negativ auf den russischen Einfluss in der DDR bezog, sind anschließend seine Bewertungsmaßstäbe wieder vertauscht: Er relativiert jetzt sogar den Einfluss der russischen Besatzung („Das haben alles die Russen gemacht, [...] das sind so [...] die Meinungen“) und betont stattdessen den schädlichen Einfluss „aus Amerika“ durch „McDonalds“ und „Finanzkultur“. Die Ablehnung dieser vermeintlich amerikanischen Übel scheint also funktional verknüpft mit der Zurückweisung wahrgenommener westdeutscher Arroganz. Die Bearbeitung der innerdeutschen Spaltung bestimmt die Bewertung Amerikas (bzw. der Sowjets). Oder anders ausgedrückt: Das Sprechen über Amerika stellt die rhetorischen Mittel bereit, den deutschen Ost-West-Konflikt latent zu bearbeiten.

7.2.1.3 Zusammenfassung Herr C

Am Gespräch mit Herrn C konnte gezeigt werden, wie Antiamerikanismus einerseits eine externalisierende Funktion bei der Aufwertung der nationalen Eigengruppe erfüllt: ökonomische und sozialpolitische Probleme, wie Armut, Finanzkrisen und soziale Ungleichheit werden als ‚amerikanische‘ Phänomene aus der Eigengruppe ausgelagert. D.h. die relative Aufwertung der nationalen Eigengruppe wird nicht allein durch Gegenüberstellung mit einer negativen Vergleichsfolie erzeugt, sondern ‚Amerika‘ wird als Einflussgröße oder Wirkmechanismus ‚hinter‘ den wahrgenommenen Verfallserscheinung ausgemacht. Herr C impliziert nicht nur: ‚Im Vergleich zu den USA werden die überlegenen Qualitäten der Deutschen er-

kennbar‘, sondern ‚Alles, was in meiner Wir-Gruppe problematisch erscheint, ist amerikanisch‘.

Andererseits konnte als zweite Funktion antiamerikanischer Rhetorik eine latente Bearbeitung des innerdeutschen Ost-West-Konfliktes gezeigt werden: Ausgangspunkt ist hierbei Herrn Cs widersprüchliches Bestreben nach Einigung der nationalen Eigengruppe und zugleich Betonung einer fortwirkenden inneren Spaltung nach 1989. Der Topos der ‚Amerikanisierung‘ wird hierbei zu einer Chiffre, mit der antiwestdeutsche Animositäten und Kränkungen latent verhandelt werden können, ohne dass das Ideal einer gesamtdeutschen Identifikation darüber zerbricht. Sich gegen ‚Amerikanisierung‘ aufzulehnen bedeutet zugleich, die Westdeutschen für die wahrgenommenen Ungerechtigkeiten im Wiedervereinigungsprozess anzugreifen und Ostdeutschland gegenüber dem ‚amerikanisierten‘ Westen aufzuwerten. Diese antiamerikanische Bearbeitung der deutschen Spaltung erfüllt somit eine ideologische Funktion: Der innerdeutsche Konflikt zwischen Ost und West kann thematisiert werden, ohne dass die nationalistische Identifikation mit ‚Deutschland‘ insgesamt dadurch gebrochen würde. Herrn Cs Rhetorik erinnert im doppelten Sinne an das antiamerikanisch Programm, das der SED Funktionär Albert Norden 1952 formulierte: „Sich gegen Wallstreet und Washington orientieren, das heißt sich auf Deutschland orientieren.“ (zit. n. Haury 2004, S. 82) Und zwar, im Fall von Herrn C, auf Deutschland als zugleich geteilte *und* einige Nation. Dieses gleichzeitige Thematisieren und Zudecken einer Ambivalenz bzw. eines Widerspruches in der nationalen Identifikation macht den ideologischen Charakter des antiamerikanischen Sprechens aus.

Wie ich in Kapitel 7.4 zeige, wird nicht nur Herrn Cs Nationalismus antiamerikanisch gestützt, sondern auch die ethnozentrischen Argumentationsmuster, die mit diesem einhergehen. So werden durch rhetorischen Verweis auf ‚amerikanischen Rassismus‘ die rassistischen Implikationen des eigenen Migrations- und Integrationsdiskurses entschärft (vgl. Kap. 7.4.2.2). Angesichts der Dichte der beobachteten Amerikastereotype, sowie der Vielfältigkeit ihres antiamerikanischen Gebrauchs (relative Aufwertung der Wir-Gruppe, Externalisierung, latente Regelung des Ost-West-Konfliktes, Rechtfertigung von Ethnozentrismus) kann von einer vergleichsweise starken weltanschaulichen Geschlossenheit dieses Antiamerikanismus gesprochen werden.⁶

6 Für die Zuordnung dieses Merkmals gibt es freilich kein striktes Kriterium (vgl. auch die Diskussion in Kap. 7.6.5).

7.2.2 Falldarstellung Herr F: Multikulturalismus und eine antiamerikanische Figur des Dritten

Ähnlich wie Herr C erfüllt auch Herr F mit antiamerikanischer Rhetorik nationale Identitätsfunktionen. Hierbei wird immer wieder das Streben nach einer bruchlosen Identifikation mit der nationalen Wir-Gruppe erkennbar: „Die Deutschen sind alle Deutsche“, wie Herr F an einer zentralen Interviewstelle feststellt. Zu diesem Zweck werden einerseits Strategien der relativen Aufwertung der Eigengruppe durch kontrastierende Amerikastereotype angewandt: im Vergleich zu Amerika wird, so Herr F, die große Rechtssicherheit, Solidarität und Rationalität ‚der Deutschen‘ erkennbar. Mit dieser Relativierung und Herabminderung des Image der USA ist bei Herrn F eine erinnerungspolitische Rhetorik verknüpft: nach 1945 habe sich aufgrund der Nazi-Vergangenheit eine Art deutscher Selbsthass entwickelt, der die Deutschen übermäßig empfänglich für amerikanische Einflüsse mache. Zwar betont Herr F wiederholt, dass dies keine allzu negativen Folgen gezeitigt habe und er die ‚deutsche Identität‘ dadurch nicht ernstlich gefährdet sehe. Er nimmt aber dieses Thema zum Anlass, sein Verständnis nationaler Identität auszubreiten, das wesentlich auf einer essentialistischen Idee von Ethnizität beruht.

Einen unmittelbar chauvinistischen Eindruck vermeidend, wird die deutsche Wir-Gruppe in ein multikulturalistisches Verständnis nationaler Identität eingefasst. In einer Nation können demnach Gruppen verschiedener ethnischer Herkunft nebeneinander leben, wobei jeweils eine ethnische Gruppe (in Deutschland: ‚die Deutschen‘) die kulturelle Hegemonie behält. Dieses Multikulturalismusverständnis ist der internationale Spiegel einer nationalistischen Weltansicht, die die Welt nach dem Muster „Ein Volk, ein Staat, eine Nation“ (Holz 2001, S. 162) in Gruppen einteilt. Herrn Fs vermeintlich liberale multikulturelle Orientierung bildet tatsächlich ein „stahlharte[s] Gehäuse der Zugehörigkeit“ (Nassehi 1997a), in dem die Pluralität multikultureller Gesellschaften auf dem Zwang ethnischer Identifikation gründet.

Die USA kommen in Herrn Fs Rhetorik als das Andere dieser Ordnung ins Spiel. ‚Amerika‘ repräsentiert das nichtidentische Moment ethno-nationaler Klassifikation, das in seinen Wir- und Fremd-Gruppenkonstruktionen systematisch ausgeschlossen wird. Die USA sind die Nation, die nur aus Immigrierten besteht und dennoch nicht aufhört, Nation zu sein. Damit verkörpern sie den Widerspruch, dass die vermeintlich ursprünglichen und festgefühten ethno-nationalen Identitäten von Hybridität und Heterogenität durchzogen und letztendlich historisch kontingent sind. An ‚Amerika‘, so kann in Adaption der Holz’schen Antisemitismusanalyse formuliert werden, „wird zugleich thematisiert und abgewehrt, dass ‚unsere‘ Identität und die Ordnung der Welt nicht national sein könnten“ (Holz 2010, S. 296; vgl. auch Kap. 4.6.1). In dieser Latenzfunktion antiamerikanischen Sprechens liegt, ähn-

lich der antiamerikanischen Behandlung des Ost-West-Konfliktes durch Herrn C, der ideologische Gehalt von Herrn Fs Antiamerikanismus.

7.2.2.1 „Es läuft schon anders, als in Europa“ – Relative Aufwertung der Eigengruppe

Zum Einstieg des Interviews wird Herr F gebeten, zu beschreiben, warum er sich auf den Aushang zur Studie hin gemeldet habe und in welcher besonderen Beziehung zu den USA er sich sehe. Er erläutert daraufhin, dass er generell ein großes Interesse an „politischen Zusammenhängen“ habe, eine intensive Zeitungslektüre pflege und zeitgeschichtliche Entwicklungen verfolge; „persönlich“ habe er aber weder eine „familiäre Bindung“ noch eine „Urlaubsbindung zu den USA“. Nachdem er sich auf diese Weise als interessierter, aber nicht persönlich involvierter Beobachter vorgestellt hat, leitet er über zu einem vergleichenden Blick auf die USA und Deutschland bzw. Europa. Hierbei werden zwei Themenstränge aufgegriffen, die auch im weiteren Verlauf des Interviews eine maßgebliche Rolle spielen: Soziale Probleme in den USA sowie das Image der USA im Nachkriegsdeutschland.

Herr F: Ähm, und dementsprechend kriegt man auch viel mit. Ich mein, es läuft halt schon anders, als in Europa, und ich sag auch immer wieder im Freundeskreis, wenn über Deutschland oder die schlimmen Verhältnisse in Deutschland gemeckert wird, wir leben hier in den vereinigten arabischen Emiraten der westlichen Welt. Also, das ist einfach so. Uns geht's hier dermaßen gut. Man muss halt nur, wie gesagt, bei den USA über den Tellerrand gucken. Mit dem Krankenversicherungsstreit und den ganzen Problemen, die die da teilweise haben, also das ist längst nicht so das gelobte Land, wie es vielleicht mal in den 50er Jahren, zumindest aus der Sicht der Deutschen, waren als sie damals halt irgendwie ‚Befreier‘ rüber gekommen sind, was auch irgendwie verständlich war.

Auffällig ist hier zunächst, wie die Beschreibung von Verhältnissen in den USA zur Aufwertung der deutschen Wir-Gruppe gebraucht wird, was Herr F auch explizit reflektiert: „uns geht's hier dermaßen gut. Man muss halt nur [...] bei den USA über den Tellerand gucken“. Amerika ist die Vergleichsfolie, anhand welcher die guten Zustände in Deutschland sich zeigen.⁷

Der zweite wichtige Aspekt, der in dieser Einstiegssequenz bereits anklingt, ist das Image der USA in Deutschland nach 1945. In den 50er Jahren seien die USA

7 Das bedeutet natürlich nicht unbedingt, dass die USA die bevorzugte oder gar die einzig relevante Vergleichsgröße für solche Relativierungen sind. Es bieten sich diverse nationale Vergleiche an, um ähnliche Effekte zu erzielen. In einer späteren Sequenz wird Herr F tatsächlich auf Vergleiche mit Frankreich und Italien zurückgreifen, um ‚deutsche Tugenden‘ herauszustreichen.

den Deutschen als „das gelobte Land“ erschienen, was heute allerdings nicht mehr gelte und rückblickend vor allem aus dem Weltkriegs-Zusammenhang verständlich werde. An dem lapidaren Ton mit dem Herr F beschreibt, dass die USA nach 1945 „irgendwie Befreier“ gewesen seien und diese Perspektive der damaligen deutschen Bevölkerung auch „irgendwo verständlich“ sei, deuten sich bereits Ambivalenzen hinsichtlich dieser erinnerungspolitischen Erzählung an. In einer späteren Sequenz wird sich zeigen, dass die NS-Vergangenheit und deren Erinnerung Herrn F in erster Linie als Hindernis nationaler Identifikation erscheinen, als ein „Päckchen“, das Deutschland zu tragen habe, dessen Bedeutung aber nicht überbewertet werden sollte.

Entlang dieser beiden Themenbereiche entwickelt sich das erste Drittel des Interviewgesprächs, dessen wichtigste Inhalte im Folgenden zusammenfassend dargestellt werden. Herr F fährt zunächst damit fort, die „ganzen Probleme[n]“ näher zu erläutern, die ihm an den USA negativ auffallen. Mangelnde Rechtssicherheit, die Abwesenheit von gesellschaftlichem Zusammenhalt und Sicherheitsdenken sowie eine irrationale „Kreditmentalität“ sind die drei Themenschwerpunkte, die Herr F spontan assoziiert und ausführlich darlegt:

Herr F: Na, ähm, ich studiere selber Jura, und allein was die Rechtssicherheit der Bevölkerung gegenüber dem Staat angeht, ist das in Deutschland... Na, anders rum, ist das in den USA dermaßen eklatant schlechter. Ja. Das kann man sich gar nicht vorstellen. Man hat halt mit den USA immer so ein gewisses Bild im Kopf irgendwie. Ja: „Howdy, howdy, howdy“, ja, und „wir gehen alle zusammen nach vorne“, ja, und „du hattest deine Chance“, ja. Wenn du deine Chance nicht genutzt hast, dann war's das aber auch! Du hast in Deutschland, allein vom Rechtssystem, einen viel größeren Auffang.

Am Beispiel der rechtlichen Absicherung zeichnet Herr F ein Bild der USA, in dem hinter der vermeintlich solidarischen Fassade der Chancengleichheit („wir gehen alle zusammen nach vorne“) der sprichwörtliche Abgrund lauert („wenn du deine Chance nicht genutzt hast, dann war's das aber auch“). In Deutschland herrsche hingegen „ein viel größerer Auffang“, was er am Beispiel des Arbeitsrechts weiter ausführt:

Herr F: [...] es ist unvorstellbar für uns, dass man einfach, selbst der, der simpelste Hilfsarbeiter von heute auf morgen einfach rausgeschmissen werden kann. Ja. Ähm, und, äh, je höher die, die, die, ähm (.) ja, Einstellungsvoraussetzungen sind, oder je höher deine Jobposition ist in Deutschland, oder generell eigentlich in Westeuropa, ja, Desto mehr Arbeitsrechtsschutz hast du eigentlich gegenüber der Firma. Ja. Das ist auch gut. In den USA dagegen, äh, selbst der krasseste Firmenboss, äh, wenn die noch krasseren Firmenbosse, mal ganz platt gesagt, zu dem morgens hingehen: „Ja, Jim, kannst Deine Sachen packen!“, dann kann er auch seine Sachen packen.

Was in Deutschland schon auf den niedrigsten Rängen der Statushierarchie „unvorstellbar“ sei, stellt in den USA selbst für die „krasseste[n] Firmenboss[e]“ alltägliche Realität dar: Jederzeit kann das soziale Band der Zusammenarbeit aufgeköndigt, die gesellschaftliche Anteilnahme abgeschnitten werden. Dieser gravierende Mangel an Absicherung und Halt in der amerikanischen Gesellschaft zeigt sich Herrn F zufolge nicht nur in den Arbeitsverhältnissen, sondern auch im Konsumverhalten und in der Ökonomie insgesamt:

Herr F: Oder, ähm, was auch ganz eklatant ist, ich hab vor meinem Stu-, Jurastudium hab ich ne Ausbildung zum Versicherungskaufmann gemacht. Hab deswegen auch so ne gewisse Bank- oder Versicherungstechnische Sicht von vielen Dingen. Und in Amerika ist es halt, nicht überall, man kann so was ja nie verallgemeinern, aber ist es so, dass die Leute kaufen und dann zahlen. Und in Deutschland ist es zum Glück noch so. Auch nicht mehr, wird auch aufgeweichter, aber die Leute kaufen erst dann, wenn sie das Geld dann wirklich dafür haben. Und diese ‚erst kaufen und dann zahlen‘, Diese Kreditmentalität führt auch wieder zu nem Aspekt, wie er sich jetzt ganz krass vor einem Jahr ausgeweitet hat, ja, dass diese Kreditblasen pla-, platzen. Und das ist zum Beispiel einfach, dieses Sicherheitsdenken ist, glaube ich, bei den Amerikanern gar nicht so ausgeprägt.

Es handelt sich bei der beschriebenen Haltlosigkeit in der amerikanischen Gesellschaft also nicht nur um eine Form der fehlenden Solidarität, so dass sozial schwächere Personen unter der Indifferenz der Mächtigen leiden, sondern es mangelt ‚den Amerikanern‘ insgesamt an „Sicherheitsdenken“. Die ökonomische Irrationalität der amerikanischen „Kreditmentalität“ wird von Herrn F dabei auch als Erklärung für die Finanzkrise 2008 herangezogen, was die Bedrohlichkeit dieser Eigenschaft (auch für andere Staaten) unterstreicht. Im Anschluss daran kehrt er zur Frage der inneramerikanischen Solidarität zurück und fügt die zuvor gemachten Ausführungen zu einer Allegorie zusammen:

Herr F: Also die, die haben erstens, bis jetzt so auf außenpolitische Interessen bezogen... Aber halt innenpolitisch haben die Amerikaner kein besonderes, so Solidaritätsgefühl, wie es wahr-, wie es in Deutschland irgendwie doch irgendwo noch mehr vorherrscht. Ja. Dass man irgendwie... Ja, für die ist es echt so, ganz, ja, platt gesagt, die ziehen sich auf ihre Ranch zurück, ja, laden ihre Knarre durch, und wer dann da bei denen auf’s Grundstück kommt, ja, der muss halt sehen, was passiert.

Neben dem wiederum betonten Vergleich zu Deutschland, fällt an dieser Sequenz vor allem die Dichte des gewählten Bildes auf: Die „Ranch“ symbolisiert die Weite und Vereinzelung spärlich besiedelten Landes, mit der sich ‚Amerika‘ gegen die vermeintliche Solidarität und Nähe bei ‚uns Deutschen‘ absetzt. Die durchgeladene

„Knarre“ drückt die Aggressivität und Rücksichtslosigkeit aus, die sich für Herrn F mit dem amerikanischen Individualismus verbindet. Die Bedrohlichkeit dieser Vereinzelung wird im letzten Satz der obigen Sequenz deutlich: wer die Grundstücksgrenzen überschreite, müsse „halt sehen, was passiert“. Bei Androhung des Todes ist es untersagt, die Grenzen des amerikanischen Individualismus zu überschreiten. In diesem Bild scheinen Solidarität und Zusammenhalt der Gesellschaft nicht nur unterentwickelt oder abwesend, sondern sie verkehren sich geradezu in ihr Gegenteil: Die amerikanische Gesellschaft erscheint als potentiell lebensbedrohliche Gefährdung.

7.2.2.2 Amerikanisierung und „diese Ressentiments [...] gegen Deutschland“

Seine zuvor maßgeblich negative Darstellung der USA relativiert Herr F, indem er auf die Errungenschaften und weltweiten Erfolge amerikanischer (Kultur-)Industrie und Computertechnik verweist und betont, dass er sich mit manch positivem Aspekt der USA durchaus identifiziere: „Das ist auch cool. Immerhin trag ich selbst irgendwie so leichte Baggy-Jeans, ja, und, und irgendwelche Sneaker. Das kommt nun mal aus der Ecke. Aber man muss das halt immer sehr (.) von zwei Seiten aus betrachten.“ Diese Ambivalenz bzw. teilweise Identifikation mit ‚amerikanischer Kultur‘ nimmt der Interviewer zum Anlass, Herrn F auf den Terminus der ‚Amerikanisierung‘ anzusprechen. An dieser Stelle zeigt sich, dass der Topos amerikanischer Einflussnahme – ähnlich wie in Herrn Bs Rhetorik (vgl. Kap. 7.3) – eng verknüpft ist mit erinnerungspolitischen Themen. Herr F lässt die Errungenschaften amerikanischer (Kultur-)Industrie, mit denen er sich kurz zuvor noch positiv identifiziert hatte, nun zunächst beiseite. An deren Stelle tritt ein negativeres Bild der ‚Amerikanisierung‘ im Nachkriegsdeutschland:

Herr F: Ja. Dahingehend zur Amerikanisierung denke ich mal. Wertet jeder irgendwo anders, aber es lässt sich vielleicht schon dahingehend festhalten, dass, dass, ähm... Ne Zeit lang, mittlerweile ist es nicht mehr ganz so krass, aber alles was Deutsch war, war erstmal per se schlimm, ja, „wehret den braunen Anfängen“ und so weiter und so fort ich mein (lacht) wir haben da schon irgendwie so unser Päckchen mit uns herumzutragen. Gar keine Frage, aber es wurde doch teilweise von bestimmten Bildungs- und, und ideologischen Schichten (.) Wurde das sehr, sehr stark gefördert, diese Ressentiments einfach gegen Deutschland. Und, äh, Infolge dessen ist, glaube ich, viel was, was früher so einfach selbstverständlich war, ja, ein Deutscher Ausdruck wird durch einen englischen ersetzt, ja, ist ganz wichtig, dass grade in der Businesssprache – ich fang selber schon so an, nicht „in der Geschäftssprache“ sondern „in der Businesssprache“...

Interviewer: (lacht)

Herr F: ...dass halt amerikanische Aus-, oder englische Ausdrücke eingesetzt werden. Aber die kommen halt nicht aus England, sondern in der Regel dann auch aus Amerika, was auch wieder damit zusammen liegt, dass die halt jahrzehntelang federführend in Sachen, ja, globale Geschäftsbeziehungen und so was waren, ganz klar.

Was kurz zuvor noch als völlig unproblematisch und sogar identitätsstiftend beschrieben wurde, der amerikanische Einfluss auf die deutsche Gesellschaft, erscheint hier nun als fremd und potentiell identitätsbedrohend. Möglich wird der Verlust von „viel [...] was früher so einfach selbstverständlich war“ durch eine Schwächung des nationalen Selbstbewusstseins. Die „Ressentiments [...] gegen Deutschland“, die diesen Identitätsverlust bedingen, wurden in Herrn Fs Augen durch eine übermäßige Thematisierung von NS-Vergangenheit bzw. -Kontinuitäten bedingt:

Herr F: Ähm, aber es ist doch so, dass wahrscheinlich auf-, so in den letzten 20 Jahren aufgrund dieser starken Ressentiments gegenüber dem (ironisch) dumpfen, traurigen, kleinbürgerlichen, spießigen Deutschen irgendwo dann doch ne vielleicht etwas zu hohe Amerikanisierungswelle Infolge dessen irgendwie so über Deutschland hineingeschwappt ist. Mittlerweile hat man sich damit absolut arrangiert. Also es würde keiner irgendwie sagen: „Ja, was ist denn jetzt los?“ Aber, ich glaub, wenn man das noch mit vor dreißig Jahren ver-, äh, vergleicht, gibt's doch irgendwo, gibt's nen deutlichen Unterschied. Ob das jetzt schlimm oder nicht schlimm ist. Wie gesagt, jeder hat sich damit arrangiert, und ich bin jetzt keiner, der jetzt groß Anglizismen oder so was in seiner Sprache verwendet, bis auf das kleine Beispiel da eben.

Zwar relativiert Herr F im Anschluss an seine Schilderung der Schwächung deutscher Identität sein Urteil („Ob das jetzt schlimm oder nicht schlimm ist [...] jeder hat sich damit arrangiert“) und geht zudem nicht so weit, den beschriebenen Identitätsverlust als Eingriff einer äußeren Macht zu schildern – im Gegensatz bspw. zu Herrn B, der ‚amerikanische Medienmanipulation‘ als Ursache für das ‚falsche‘ schuldbeladene Selbstbild der Deutschen ausmacht.⁸ Dennoch zeichnet sich an dieser Stelle des Interviews deutlich ab, dass mit ‚amerikanischem Einfluss‘ auch negative Assoziationen verknüpft sind: Dieser wird nun als „etwas zu hohe Amerikanisierungswelle“ beschrieben, die althergebrachte Praxen und Konventionen wegzuschwemmen und mit einem Verlust nationaler Identität einherzugehen droht.

8 Wie sich in einer späteren Sequenz zeigt, meint Herr F mit den „bestimmten Bildungs- und [...] ideologischen Schichten“, die jene „Ressentiments [...] gegen Deutschland“ fördern, die deutsche Linke, insbesondere die 68er und die RAF: „Das ist eher so ein innenpolitisches oder innersoziales Problem [...]. Das hat nichts mit Amerika zu tun.“

Ähnlich wie bei Herrn B wird die Rede von „Amerikanisierung“ zum Anlass genommen, den Nationalsozialismus und die Identifikation mit Deutschland nach 1945 zu thematisieren; und ähnlich wie bei Herrn B folgt diese Thematisierung dem Muster einer Entlastung der nationalen Wir-Gruppe via einer teilweisen Täter-Opfer Umkehr (vgl. Kap. 7.3.1 und 4.6.2). Deutsche Nationalidentität ist demnach heute nicht etwa aufgrund der im Nationalsozialismus verübten Verbrechen problematisch, sondern weil bestimmte Gruppen „Ressentiments [...] gegen Deutschland“ schüren. Mit dieser Figur eines ‚Feindes im Innern‘ folgt Herr F zwar einem klassischen Muster des sekundären Antisemitismus. Seine Bearbeitung der „Paradoxie der Normalisierung“ (Holz 2007) deutscher Nationalidentität nach 1945 kann allerdings weder als antisemitisch noch antiamerikanisch im engeren Sinne gelten, da die Rolle der ‚Inneren Feinde‘ weder mit ‚den Juden‘ noch mit ‚Amerika‘ besetzt wird. Dennoch ist die Verknüpfung der Topoi ‚Amerikanisierung‘ und ‚Erinnerungspolitik‘ aus der Perspektive einer Antiamerikanismuskritik bedeutsam: Amerikanischer Einfluss wird hier, trotz der Ambivalenzen in Herrn Fs persönlichem Bezug zu den USA, als Ausdruck einer Störung bzw. eines Bruches nationaler Identität konstruiert. Zwar hat man „sich damit arrangiert“, aber die ‚Amerikanisierung‘ ist im Grunde doch ein Problem, das durch eine Beschädigung des Selbstbewusstseins ‚der Deutschen‘ entstand. Herrn Fs positive Identifikation mit Teilen ‚amerikanischer Kultur‘⁹ mag dazu beitragen, dass er keine antiamerikanische Variante dieser Schuldumkehr-Rhetorik reproduziert.

Insgesamt deuten die vorigen Sequenzen darauf hin, dass sein Amerikabild mit einer nationalistischen Weltsicht zusammenhängt, deren Identitätsbrüche und Ambivalenzen durch vorurteilige Rhetorik bearbeitet bzw. ausgeblendet werden. Diese rigide nationale Identifikation, die durch die Offenheit und Weltgewandtheit von Herrn Fs Sprechen immer wieder durchscheint, wird im Folgenden Abschnitt anhand einiger Beispiele zum Gebrauch von Nationalstereotypen näher dargestellt.

7.2.2.3 „Jede Nation hat irgendwie so ganz bestimmte Kerneigenschaften“

Neben der oben dargestellten Konturierung und Aufwertung nationaler Identität erfüllt ‚Amerika‘ in der Rede Herrn Fs noch eine weitere, in gewissem Sinne grundlegendere Funktion für dessen nationale Ordnungsvorstellungen. In den folgenden Interviewsequenzen dienen Amerikabilder weniger als negative Vergleichsfolie für *bestimmte* Attribute der nationalen Eigengruppe, sondern die USA werden als Au-

9 Zu Beginn des Interviews betont Herr F, nachdem er seine prinzipiell „unvoreingenommen[e]“ Sicht und sein „ganz objektives Verhältnis zu den USA“ hervorgehoben hat, dass er sich durchaus „begeistern“ könne für „ihre alten Autos [...] Und das Essen, das ist schon ganz lecker manchmal“.

Benseite der ethno-nationalen Unterscheidung *insgesamt* eingesetzt: Amerika ist nicht nur eine Nation unter vielen, die sich hinsichtlich ihrer typischen Eigenschaften mit den übrigen vergleichen lässt, sondern sie untergräbt das Prinzip der ethno-nationalen Identifikation überhaupt. Das Grundprinzip dieser Identifikation, nach der die Welt sich in nationale Gruppen mit klar umgrenzten Identitäten einteilen lässt, formuliert Herr F wie folgt:

Herr F: Ich glaub jedes... Jeder, jede Bevölkerung oder jeder Staat oder jede Nation hat irgendwie so ganz bestimmte Kerneigenschaften, ja, die sie von anderen im gewissen Maße, also raus heben, oder so was. Ich glaub bei den Amerikanern ist das echt zum Teil diese Musik und, und, und so dieser Way of Life, der von vielen anderen gerne, ja, antizipiert, genutzt, äh, oder aufgesogen wird und, pf. Ja. Ob das jetzt wirklich als Amerikanisierung im Negativen zu sehen ist, möchte ich nicht sagen. Eher nö, eher weniger.

Jede nationale Gruppe lässt sich demzufolge durch „ganz bestimmte Kerneigenschaften“ identifizieren. In dieser Bestimmbarkeit von „Kerneigenschaften“ gleichen sich alle Nationen, mögen sich ihre jeweiligen Eigenschaften auch unterscheiden. Es macht hier zunächst den Anschein, als seien auch die USA in diesem Sinne als nationale Einheit identifizierbar: Amerikanische „Musik“ und „dieser Way of life“ stellen deren herausstechende Merkmale dar, die von Herrn F explizit nicht als „Amerikanisierung im Negativen“, d.h. nicht als etwas Minderwertiges oder Bedrohliches angesehen werden. Anhand der folgenden Stelle, in der Herr F die amerikanischen „Kerneigenschaften“ näher beschreibt, wird allerdings ersichtlich, dass zugleich ein grundlegender Unterschied zwischen deutscher und amerikanischer Nationalidentität konstruiert wird:

Herr F: Ich glaub, das ist in den USA, man sagt halt von den Amerikanern, die haben halt ein krasses Organisationsgeschick, -talent, ja, die können so Massen begeistern und dann, äh, alle uns nach. Aber, ähm, das ist halt... Oder ja, so einen Way of Life propagieren irgendwie. Das ist halt das, was die Amerikaner ganz grundsätzlich, äh, nicht auf den Einzelnen bezogen, aber auf die Masse, ganz grundsätzlich ausmacht, ähm. Können Trends setzen, ähm, aber eher so, so, so, im, im Lifestyle-Bereich. Schon wieder so ein (lacht) Anglizismus. Halt eher so im Lifestyle-Bereich, ähm, während das in Deutschland, ja, so sehr auf grundlegende Werte bezogen ist.

„Trends“ im „Lifestylebereich“ werden hier den „grundlegende[n] Werte[n]“ der Deutschen gegenübergestellt, wodurch auf Seiten der amerikanischen Eigenschaften Konnotationen von Oberflächlichkeit und Substanzlosigkeit aufgerufen werden.

Stärker als in den vorigen Vergleichen mit europäischen Ländern¹⁰ wird hier der essentielle und ursprüngliche Charakter ‚der Deutschen‘ herausgekehrt, indem dieser einem instrumentell-flexiblen „Organisationsgeschick“ („Massen begeistern“, „alle uns nach“) ‚der Amerikaner‘ gegenübergestellt wird. Im Folgenden wird argumentiert, dass dies nicht als eine Gegenüberstellung von besseren und schlechteren Eigenschaften zu verstehen ist, sondern als eine von Eigenschaften und Eigenschaftslosigkeit. Dass die vermeintliche Eigenschaftslosigkeit der USA hier dennoch anhand von nationalen Eigenschaften ‚der Amerikaner‘ beschrieben wird, macht den spezifischen Gehalt der antiamerikanischen Figur des Dritten aus: An ‚Amerika‘ erscheint das Andere der nationalen Ordnung in Gestalt einer Nation.

In der anschließenden Sequenz wird der Kontrast zwischen Deutschland und Amerika als einer zwischen ethnischer Homogenität und ethnischer Heterogenität erweitert. Damit nimmt die Konstruktion Amerikas als Außenseite der ethno-nationalistischen Ordnung konkrete Züge an:

Herr F: Ja. Man muss halt dazu auch einfach sagen, ich mein Deutschland das ist irgendwo ne homogene Masse. Ja. Die Deutschen sind alle Deutsche. Ja. Selbst die Ausländer, die hier bei uns in Deutschland leben, sofern sie sich gut integriert haben, solange sie irgendwie, was weiß ich, dritte Gastarbeitergeneration da irgendwie, die sind teilweise „deutscher“, in Führungsstrichen, als jeder normale Deutsche. Ja. In Amerika is... In Amerika... Den Amerikaner als Solches gibt's ja gar nicht. Das ist so ein Schmelztiegel an Kulturen. Ja. Da kommen irgendwelche Latinos, da kommen Asiaten. Dann mal der Uramerikaner, wobei der Uramerikaner eigentlich der Indianer ist, und die Jungs, die sich Uramerikaner schimpfen, die kommen auch aus Europa. Ja. Das ist so ein Potpourri an, an, an Mentalitäten und Kulturen, deswegen kann man das eigentlich gar nicht so vergleichen wie in Deutschland.

Die bruchlose Identität, als die Herr F die deutsche Wir-Gruppe konstruiert, zeigt sich komprimiert in dem Satz: „Die Deutschen sind alle Deutsche“. Die tautologische Formel dient als rhetorischer Ausdruck dafür, dass Herr F diachrone oder synchrone Hybridität bzw. Wandelbarkeit in seiner Wir-Gruppenkonstruktion ausklammert. Auf den ersten Blick mag die darauffolgende Ergänzung, in Deutschland seien „selbst die Ausländer“ deutsch, ja sogar „teilweise deutscher [...] als jeder normale Deutsche“, dieser Interpretation widersprechen. Auf den zweiten Blick zeigt sich aber gerade an dieser Stelle das essentialistische Fundament der nationalen Identifikation: Dass „die Ausländer“ auch dann, wenn „sie sich gut integriert

10 Auf die Bitte hin, die deutschen „Kerneigenschaften“ zu beschreiben, wählt Herr F dann zunächst auch nicht die USA, sondern europäische Länder, insbesondere „Frankreich, Spanien, Italien“, als Vergleichsgrößen, deren mangelnder Arbeitsmoral, unzureichendem ökologischen Bewusstsein er „Fleiß, Disziplin und [...] Qualitätsanspruch“ der Deutschen gegenüberstellt.

haben“ nur „in Anführungsstrichen“ deutscher als „normale Deutsche“ sind, markiert eine unüberbrückbare ethnische Grenze. Deutsch-Sein wird implizit in zwei Dimensionen aufgeteilt, die kulturelle, auf der ‚die Ausländer‘ manchen ‚normalen Deutschen‘ übertreffen können, und die völkisch-essentialistische, an der Menschen allein durch Abstammung Anteil haben. Herrn Fs scheinbar liberale, multikulturalistische Konstruktion gründet in diesem Sinne auf rigiden ethnischen Grenzziehungen bzw. der Annahme einer unveräußerlichen ethnischen Zugehörigkeit, einem ethnischen Verwandtschaftsglauben (Sutterlüty 2008).

Dieser ethno-nationalistischen Konstruktion wird nun Amerika als „Schmelztiegel an Kulturen“ gegenübergestellt. Um die ethnische ‚Bodenlosigkeit‘ der USA aufzuzeigen, zählt Herr F verschiedene Gruppen auf, „Latinos“ und „Asiaten“, um schließlich auch den „Uramerikaner“ anzuführen. Dieser „Uramerikaner“ ist aber nicht in derselben Weise identifizierbar, wie andere Ethnien. „Eigentlich“, so merkt Herr F an, wären „die Indianer“ an die Stelle der „Uramerikaner“ zu setzen. Aber auch diese ethnische Ursprungserzählung bietet keine befriedigende Lösung für die amerikanische ‚Uneigentlichkeit‘. Amerika als Nation von „Indianern“ zu betrachten, erscheint abwegig. Zugleich können aber auch diejenigen, die sich selbst „Uramerikaner schimpfen“, nicht als ‚echte‘ Amerikaner gelten, da sie „auch aus Europa“ stammen. Der obenstehende Interviewausschnitt endet mit der Feststellung, dass man daher beide Nationen „gar nicht so vergleichen“ könne.

Im Rahmen der hier vorgeschlagenen Interpretation einer antiamerikanischen Figur des Dritten ist diese Unvergleichbarkeit in doppelter Weise zu verstehen: Nicht nur sind Deutschland und die USA in dem umgangssprachlich-metaphorischen Sinne nicht vergleichbar, dass *zwischen* ihnen ein extremer Unterschied hinsichtlich der Bevölkerungsstruktur besteht; vielmehr sind die verschiedenen ethnischen Gruppen *innerhalb* der jeweiligen Nation nicht auf dieselbe Weise miteinander vergleichbar, und gerade darin besteht der Unterschied zwischen Deutschland und den USA. Mangels des ethnischen Maßstabs eines „Uramerikaners“ lassen sich „Latinos“, „Asiaten“ und andere Ethnien *als Amerikanerinnen und Amerikaner* nicht so zueinander ins Verhältnis setzen, wie „Ausländer“ und „normale Deutsche“ in Deutschland.

In dieser Konstruktion deutscher Nationalität macht sich die Gleichheit der Bürger als Deutsche an einer essentiellen ethnischen Differenz fest: Man wird deutsch indem man sich der Referenzgruppe der ‚ethnisch Deutschen‘ annähert, was aber zugleich bedeutet, dass man nur qua Geburt „normale[r] Deutsche[r]“ werden kann. In den USA gibt es keine identifizierbare ethnische Referenzgruppe, die als Grundlage der nationalen Identität fungieren kann, weshalb alle ethnischen Gruppen in den USA zwar als Amerikaner gleich sind, es für dieses amerikanisch-Sein aber ‚eigentlich‘ gar keinen Vergleichsmaßstab gibt. Das amerikanisch-Sein, so könnte man auch sagen, hat hier keinen ‚ethnischen Kern‘.

Dies führt im Rahmen des ethnonationalen Weltbildes von Herrn F in ein Dilemma: Die verschiedenen Bevölkerungsteile der USA gehören nicht ‚eigentlich‘ ihren ethnischen Gruppen an, weil sie AmerikanerInnen sind; sie sind aber auch nicht ‚eigentlich‘ AmerikanerInnen, da die USA nur aus verschiedenen Einwanderergruppen bestehen und es somit kein ethnisches Kriterium für die nationale Zugehörigkeit gibt. Zugleich scheint aber die Anerkennung der USA als nationale Einheit unvermeidlich. Man kann das Dilemma nicht einfach lösen, indem man die amerikanischen Bürger als „Europäer“, „Latinos“ und „Asiaten“ betrachtet, die sich außerhalb ihres ‚angestammten‘ Territoriums befinden. Denn in der nationalen Ordnung muss dieses ‚Außerhalb‘ selbst wieder *national* bestimmt werden. Genau dies, so kann in Adaption von Klaus Holz Analyse des nationalen Antisemitismus gesagt werden, ist die Leistung der antiamerikanischen Figur des Dritten: Sie ermöglicht es, ein Außen der nationalen Ordnung zu thematisieren, ohne die Geltung der nationalen Ordnung einzuschränken. Amerika als Drittes der Kulturnationen ist „die Negation der nationalen Form aus der Perspektive der Innenseite der nationalen Form“ (Holz 2010, S. 302). Und dies auf eine bestimmte Weise, nämlich indem die Verknüpfung von Ethnizität und Nationalität in Frage gestellt wird: An Amerika erscheint die Möglichkeit, dass Nationen nicht ethnisch begründet bzw. Ethnizität nicht national verfasst sein könnte. In einem weiteren Sinne bedeutet dies die Kontingenz ethnischer Identität insgesamt: Dass ‚die Deutschen‘ nur als eine historisch kontingente und wandelbare Beobachtungskategorie existieren bzw. Deutsch-Sein sich nicht durch „grundlegende[n] Werte[n]“ und bruchlos-tautologische Identität absichern lässt – all das scheint an Amerika auf und wird im selben Moment wieder entschärft. Die Kontingenz der eigenen ethno-nationalen Identifikation wird an Amerika sozusagen ‚im abgesicherten Modus‘ beobachtet. Darin liegt der ideologische Gehalt dieser antiamerikanischen Rhetorik: Die Brüchigkeit der eigenen Identitätskonstruktion auf solche Weise latent zu thematisieren, dass deren nationalistische Kernprämisse zugleich bestärkt wird.

Diese ideologische Funktion, die latente Thematisierung von Hybridität bei gleichzeitiger Stabilisierung ethno-nationaler Homogenität, wird in der folgenden Sequenz noch einmal deutlich. In einem späteren Teil des Gespräches bittet der Interviewer Herrn F um zusätzliche Erläuterungen dazu, warum der Einfluss ‚amerikanischer Kultur‘ so groß bzw. weit verbreitet sei:

Herr F: Ja, ich denke, das liegt einfach daran... Ich hab ja eingangs schon erwähnt, dass der... Den Amerikaner als Solches, oder Amerika als Solches ist halt keine in sich homogene Struktur oder homogene Gesellschaft, das sind halt hunderte von Kulturen, die von außen hineinschwappen und von dort aus nur kanalisiert irgendwo weitergegeben werden.

Interviewer: Okay.

Herr F: Also ich mein, ähm, hier Hip-Hop zum Beispiel. Ich mein, dass es halt grund-schwarze Musik gibt... Als Solches, sollte es eigentlich gar keinen schwarzen Am-, Amerikaner geben. Ja. Die sind halt alle als Sklaven damals eingeschleppt worden bzw. wandern jetzt möglicherweise nach Amerika aus, aus irgendwelchen, äh, anderen Regionen in der Welt, äh... Weil sie da halt sich ein besseres Leben erhoffen. Und das nur mal als eines, als ein Beispiel.

Amerika wird von Herrn F als bloßes Medium beschrieben, das „nur kanalisiert“ was „von außen“ hineinkommt. In dieser Perspektive erscheint die amerikanische Heterogenität als Abweichung vom ‚Normalzustand‘ ethnischer Identifikation: Hybridität als Identitätsmerkmal wird von Herrn F systematisch ausgeschlossen bzw. nur aus sicherer Distanz, aus dem Innenraum ethnischer Identität heraus, zur Beobachtung zugelassen.

Dass diese ideologische Thematisierung von Hybridität mit einem umso schärferen ethnozentrischen Essentialismus zusammenhängt, zeigt der Bezug auf Afro-Amerikaner und Hip Hop in der obigen Sequenz: Es sollte „eigentlich gar keinen schwarzen [...] Amerikaner geben“, Afro-Amerikanerinnen und -Amerikaner erscheinen Herrn F als ‚verschleppte Afrikaner‘. Dies veranschaulicht, dass die Identitätskonstruktion, die hier antiamerikanisch gesichert wird, zugleich mit ethnozentrischen bzw. rassistischen Zuschreibungen auf andere Gruppen einhergeht. So gilt Herrn F „Hip Hop“ zugleich als „grund-schwarze Musik“ und als genuin amerikanisch. Genau diese Hybridität darf in seiner Weltsicht aber „eigentlich“ gar nicht bzw. nur als amerikanische Ausnahme vorkommen: Im Grunde bleiben ‚die Afrikaner‘ immer ‚Afrikaner‘, so wie „die Deutschen [...] alle Deutsche“ sind. Hinter diesem Begriff nationaler Kulturen verbirgt sich also eine völkisch-essentialistische Konstruktion – „‚Kulturnation‘ ist Blutsgemeinschaft soft“ (Welsch 2010, S. 10; vgl. auch Kap. 7.4.1.2).

In der anschließenden Sequenz zählt Herr F zusätzliche Beispiele ‚amerikanischer Kultur‘ auf, wobei sich das oben rekonstruierte Muster reproduziert: Sobald etwas als „typisch amerikanisch“ dargestellt wird, wird auch auf dessen ethnisch-kulturelle Uneigentlichkeit hingewiesen.

Herr F: Oder, ähm, was, was gibt’s noch? Was bei uns so als typisch Amerikanisch wahrgenommen wird? Ja, Tex-Mex, so diese, diese, ja, Burritos und so was, ne. Denken alle immer: „Jo, geil, amerikanisches Essen.“ Ja, Pustekuchen. Ist eigentlich lateinamerikanisch, aber der gesamte Südwesten von Amerika ist halt voll von irgendwelchen Chicos. Ja. Und, und die importieren natürlich auch ihr Essen. Ja. Das ist ja bei uns in Deutschland in Teilen vergleichbar. Äh, wenn wir irgendwie Schawarma oder Döner essen. Na gut, Döner ist noch ne deutsche Erfindung, zumindest so, wie wir ihn essen, aber das ist ja auch eigentlich grundsätzlich irgendwas Arabisch- bzw. Türkisches. Und so ist es auch in Amerika. [...] Weil was zum Beispiel ja auch faszi-... Oder wenn man sich das mal genau überlegt, ähm, es gibt,

glaube ich, nichts, was so vom Uramerikaner herkommt. Also ich... Man hat halt auch immer so ein, das stereotype Bild von irgendeinem Farmer irgendwo mittleren Westen vor sich, ja. Also von diesen Leuten gibt es halt im Grunde genommen nichts, ja, was, was als kulturelle Bereicherung irgendwie nach Europa schwappt. Das sind in der Regel von musikalisch, sind's halt meistens irgendwelche Schwatte oder Latinos oder Latinas, hier Beyonce, oder, wie heißt die andere, Jennifer Lopez, oder so was. Das ist ja... Wie gesagt, die haben andere Wurzeln. Vom Kulinarischen sind's auch, nicht ausschließlich, aber teilweise, ähm, kommt das im Grunde auch aus anderen Regionen, ja, und so halt. Das ist... Ich denk eher, das ist so ne Kanalisierung der gesamten Kulturen, und die wird dann halt in die Welt rausgeschickt.

Zwar ist die ethnische Heterogenität Amerikas mit dem deutschen Multikulturalismus „in Teilen vergleichbar“, insofern Immigrierende in beiden Ländern ihre Essgewohnheiten „importieren“. Der anschließende Hinweis auf die kulturelle Bedeutungslosigkeit des „Uramerikaners“ markiert aber den oben bereits rekonstruierten Unterschied zwischen deutscher Nation und amerikanischer Anti-Nation: In Deutschland ergänzen sich die ‚importierten‘ Essgewohnheiten mit denjenigen der ‚Autochthonen‘. Selbst „Döner“ ist „noch ne deutsche Erfindung“. In Amerika hingegen existiert eine ‚reine‘ Heterogenität, da dort „nichts [...] vom Uramerikaner herkommt“. Die „Burritos“ bleiben „lateinamerikanisch“. In diesem Antiamerikanismus erscheinen die USA als bloße „Kanalisierung der gesamten Kulturen“, während jene Nationalkulturen als „beobachtungsfrei existierende Sachverhalte“ (Nassehi 1997a, S. 190) aufgefasst werden: Amerika wird als paradoxe Identität, als reine Vermittlung konstruiert, um die prinzipielle Vermitteltheit und Kontingenz der übrigen ‚kulturellen Identitäten‘ unsichtbar werden zu lassen.

7.2.2.4 Zusammenfassung Herr F

Zwei rhetorische Funktionen antiamerikanischen Sprechens wurden im Gespräch mit Herrn F ausgemacht. Einerseits konnte eine umfassende Konturierung und Aufwertung der nationalen Wir-Gruppe mittels einer ‚amerikanischen‘ Vergleichsfolie rekonstruiert werden. Gegen die vermeintliche Prekarität ‚amerikanischer Verhältnisse‘ erscheint die Gesellschaft Deutschlands als besonders wohlhabend und sozial abgesichert: „die vereinigten arabischen Emirate der westlichen Welt“. Gegen den aggressiven Egoismus ‚der Amerikaner‘ erscheinen ‚die Deutschen‘ als solidarische Gemeinschaft. Gegen die Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit des ‚amerikanischen Lifestyle‘ erscheint das Leben in Deutschland als „auf grundlegende Werte bezogen“. Über ‚amerikanische Probleme‘ sprechen bedeutet bei Herrn F immer auch, über ‚deutsche‘ Sicherheit, Rationalität, Traditionalität und Gemeinschaft zu sprechen. An ‚Amerika‘ zeigt sich, wer ‚wir‘ sind.

Eingebettet ist diese Identitätskonstruktion in eine ethno-nationalistische Welt-sicht: Herrn Fs weltoffener Multikulturalismus basiert auf rigiden ethnischen

Grenzziehungen, mittels derer die Welt in eine Menge von ‚Völkern‘ mit spezifischen „Kerneigenschaften“ und quasi-natürlichen, nationalen Territorien eingeteilt wird. Bilder einer ‚Kulturlosigkeit‘ und ‚bodenlosen Heterogenität‘ Amerikas dienen der Struktursicherung dieser „Herder’sche[n] Weltsicht“ (Wimmer 2008, S. 60), indem die USA als eine Figur des Dritten konstruiert werden, die nicht nur als Negation des ‚deutschen Nationalcharakters‘ sondern als Anderes der ethno-nationalen Ordnung überhaupt fungieren. Die USA sind demnach die einzige Nation, die nur aus Einwanderern besteht. Qua dieses Mangels an einer ethnisch identifizierbaren Referenzgesellschaft können sie gemäß der Herder’schen Weltsicht nicht ‚eigentlich‘ eine Nation sein: Es gibt keinen „Uramerikaner“. Zugleich aber scheint es Herrn F unumgänglich, ‚Amerika‘ als Nation anzusprechen. In diesem widersprüchlichen Amerikabild erscheint somit auf ideologisch verdeckte Weise, was ein essentialistischer ethno-Nationalismus systematisch ausschließen muss: die *uneigentliche* Nation. An ‚Amerika‘ wird latent thematisiert, dass alle ethnisch-nationale Identität entgegen ihrem eigenen Homogenitätsanspruch hybrid, entgegen ihrem Ursprünglichkeitsanspruch historisch geworden und kontingent ist.

Dabei zielt diese antiamerikanische Struktursicherungsfunktion hauptsächlich auf den Zusammenhang zwischen ethnischer und nationaler Identität: An ‚den Amerikanern‘ entzieht sich etwas der ethnischen Zuordnung, insofern diese nach Amerika eingewandert und somit ihrer ‚ursprünglichen‘ ethnischen Gruppe entfremdet sind. Zugleich aber ist das Konstrukt einer amerikanischen Nation notwendig, um die angesprochenen Gruppen überhaupt national klassifizieren zu können. Ebenso wenig, wie die jeweiligen Personengruppen einfach ‚Mexikaner‘, ‚Europäer‘ etc. sind, sind die USA einfach ‚Niemandland‘. Da es aber gemäß Herrn Fs Amerikabild keine ‚Ur-Amerikaner‘ gibt, die den USA die ethno-nationale Weihe geben könnten, springt seine Konstruktion ‚der Amerikaner‘ beständig hin und her zwischen deren Bestimmung als Vielzahl ethnischer Gruppen, die aufgrund ihres Amerikanisch-Seins nicht ‚eigentlich‘ ihrer jeweiligen Ethnie zugehören, und der Gesamtheit amerikanischer Bürgerinnen und Bürger, die aufgrund ihrer jeweils verschiedenen Ethnizität nicht ‚eigentlich amerikanisch‘ sind. Als Drittes der ethno-nationalen Weltordnung stellen somit ‚die USA‘ eine ideologische Verarbeitungsform der Kontingenz des ethnopluralistischen Nationalismus von Herrn F dar.

Darüber hinaus finden sich im Sprechen von Herrn F durchaus ethnozentrische und schuldabwehrende Motive, wie sie in den Kapiteln 7.3 und 7.4 anhand anderer Fälle detailliert behandelt werden. Jedoch weichen die antiamerikanischen Sprachgebräuche Herrn Fs in beiden Bereichen entscheidend von den Funktionen ab, die bspw. bei Herrn A oder Herrn B beobachtet werden können: Im Gegensatz zu Herrn A liegt bei Herrn F die Funktion antiamerikanischen Sprechens nicht in der *Rechtfertigung oder ‚Entschärfung‘* des eigenen Rassismus. Und auch die erinnerungspolitische Problematik des Umganges mit der NS-Vergangenheit wird nicht, wie etwa bei Herrn B, antiamerikanisch bearbeitet: Die Widersprüchlichkeit positiv deutsch-

nationaler Identifikation nach 1945 wird hier nicht *durch amerikanischen Einfluss* o.ä. erklärt, sondern die „Ressentiments [...] gegen Deutschland“ werden als *inner-deutsches* Problem dargestellt (befördert durch ‚Linke‘ und ‚68er‘), dessen *Folge* eine übermäßige Amerikanisierung ist. Der Antiamerikanismus von Herrn F bewegt sich damit zwar in einem sehr ähnlichen weltanschaulichen Kontext, wie die Beispiele in Kapitel 7.3 und 7.4, kann aber dennoch aufgrund seiner rhetorisch-funktionalen Eigenschaften sinnvoll von diesen unterschieden werden: Die zentrale Funktion antiamerikanischer Rede bei Herrn F besteht in der rhetorischen Absicherung einer bruchlosen ethno-nationalistischen Ordnung mittels einer latenten Bearbeitung der nichtidentischen Aspekte dieser Ordnungsvorstellung.

7.2.3 Zwischenfazit: Antiamerikanismus im Funktionskontext nationaler Identität

Ausgangspunkt des hier entwickelten performativen Antiamerikanismusbegriffes ist die Annahme, dass die Bestimmung von Vorurteilen notwendig verknüpft ist mit der Kritik einer Praxis von Ungleichheit und Diskriminierung (vgl. Kap. 2.4, 3.4 und 4). D.h. dass der vorurteilige Gehalt einer Sprechweise sich weder an lexikalisch-semantischen noch an psychischen Merkmalen festmachen, sondern letztendlich nur unter Bezug auf dessen Wirkung in Diskriminierungs- und Verfolgungspraxen aufzeigen lässt. In Kapitel 4.6.1 wurde erläutert, dass dies nicht bedeutet, dass jedes vorurteilige Sprechen notwendig *unmittelbar* zur Benachteiligung oder Schädigung der bezeichneten Personen(-gruppen) führen muss. Vielmehr kann der vorurteilige Gehalt antiamerikanischer Sprechweisen auch *mittelbar* darin bestehen, dass sie der Konturierung, Aufwertung und Struktursicherung von Identitätskonstruktionen und weltanschaulichen Ordnungsmustern dienen, die wiederum systematisch mit Diskriminierung und Verfolgung zusammenhängen.

Anhand der Fälle von Herrn C und Herrn F konnte nun gezeigt werden, wie Antiamerikanismus als Ausdruck und funktionaler Bestandteil rigider nationaler Identitätskonstruktionen fungieren kann. Hierbei wurden zwei Hauptfunktionen herausgearbeitet: Einerseits werden Amerikastereotype dazu genutzt, durch Vergleiche von nationaler Eigengruppe und ‚amerikanischer‘ Fremdgruppe, eine klare Konturierung und positive Bewertung der Wir-Gruppeneigenschaften zu erzeugen. Über ‚Amerika‘ sprechen heißt bei Herrn C und Herrn F, über die Werte, Tugenden und die Ursprünglichkeit der Eigengruppe zu sprechen. Andererseits konnten in beiden Fällen rhetorische Funktionen mit kommunikationslatenter Wirkung herausgearbeitet werden: Von beiden Teilnehmern werden Amerikabilder dazu gebraucht, Widersprüche und Kontingenzen in ihren nationalen Identitätskonstruktionen zu bearbeiten, ohne diese explizit ansprechen zu müssen. Bei Herrn C bezieht sich diese Latenzfunktion auf die Teilung Ost- und Westdeutschlands. Sich gegen ‚Amerikani-

sierung‘ zu positionieren bedeutet hier, ein einiges Deutschland zu konturieren und aufzuwerten, und zugleich einen internen Konflikt mit ‚den Wessis‘ auszutragen.

Eine ähnliche Latenzfunktion erfüllt die antiamerikanische Rhetorik im Sprechen von Herrn F. Hier werden die USA als eine Figur des Dritten konstruiert, als selbstwidersprüchliche, uneigentliche Nation, die als Außen der ethno-nationalen „Herder’schen“ Weltsicht fungiert. ‚Amerika‘ wird hierbei einerseits als Nation vorgestellt, und deren Bürgerinnen und Bürger als ‚Amerikaner‘. Andererseits wird aber daran festgehalten, dass der nationale Charakter ‚Amerikas‘ sich an keiner ethnisch identifizierbaren Gruppe von „Uramerikanern“ festmachen lässt und die USA deshalb aus ethno-nationalistischer Perspektive überhaupt keine Nation sein können. Diese Spannung wird im Sprechen von Herrn F nicht zu einer Seite hin aufgelöst. Die USA symbolisieren somit die Möglichkeit, dass ethnische und nationale Identität nicht quasi-natürlich gegeben und für alle Zukunft gesichert sein könnten. Sie unterminieren den Begriff der Nation, mit dem sie zugleich aber angesprochen werden müssen. Oder, in Anlehnung an Klaus Holz (vgl. Kap. 7.2.2.3): Sie erlauben die Negation der ethno-nationalen Ordnung, unter fortlaufender Geltung der ethno-nationalen Ordnung.

In beiden Fällen konnten zudem Ähnlichkeiten mit antisemitischen und rassistischen bzw. ethnozentrischer Konstruktionen aufgezeigt werden. So findet sich bei Herrn C ein Antagonismus von solidarischer, produktiver Gemeinschaft und egoistischer, parasitärer Gesellschaft, der sich in großer Nähe zu den Konstruktionsprinzipien des modernen Antisemitismus bewegt. Ebenfalls in rhetorischer Verwandtschaft zu antisemitischen Konstruktionen befindet sich das schuldumkehrende Argumentationsmuster von Herrn F, dem zufolge ‚linke‘ Gruppen innerhalb Deutschlands nach 1945 systematisch einen Schuldkomplex erzeugt hätten, der das ‚deutsche Selbstbewusstsein‘ geschwächt und empfänglich für ‚Amerikanisierung‘ gemacht habe. Derartige Schuldabwehrkonstruktionen werden im folgenden Kapitel 7.3 genauer analysiert.

Die nationalistische Weltsicht Herrn Fs, so konnte gezeigt werden, geht zudem nahtlos über in ethnozentrische Diskriminierung, die dort aufscheint, wo rigide Ausschluss- bzw. Inklusionskriterien formuliert werden. Bspw. wenn Herr F beschreibt, dass es „eigentlich gar keinen schwarzen am-, Amerikaner geben“ sollte, da diese schließlich ‚eigentlich‘ aus anderen Ländern stammten, oder dass „Ausländer“ in Deutschland, die „sich gut integriert haben“, u.U. „deutscher, in Führungsstrichen, als jeder normale Deutsche“ wären – was eine unüberwindliche ethnische Grenze zwischen „normalen Deutschen“ und „integrierten Ausländern“ markiert.

Die Zusammenhänge zwischen nationalistischen, ethnozentrischen, antisemitischen und antiamerikanischen Konstruktionen scheinen bislang also v.a. durch den gemeinsamen Bezug auf einen essentialistischen Ethnonationalismus begründet. Hierbei wird auch deutlich, dass zwischen den verschiedenen beschriebenen Vorur-

teilsformen gewissermaßen fließende Übergänge bestehen. Dennoch können insbesondere die beiden rekonstruierten Latenzfunktionen als besondere (wenngleich nicht exklusive) rhetorische Wirkweisen des Antiamerikanismus angesehen werden. Ähnlich wie beim Antisemitismus scheint antiamerikanische Rhetorik dazu geeignet, bestimmte Widersprüche nationaler Identitätskonstruktionen latent zu thematisieren und dadurch ideologisch zu entschärfen.

7.3 ANTIAMERIKANISMUS IM FUNKTIONSKONTEXT VON ERINNERUNGSPOLITIK, SCHULDABWEHR UND ANTISEMITISMUS

Antiamerikanische Rhetorik erfüllt, so konnte im vorigen Kapitel gezeigt werden, Funktionen der Konturierung und Stabilisierung nationaler Identität. Amerika dient dabei nicht nur als negative Vergleichsfolie zur unmittelbaren ethnozentrischen Aufwertung der Eigengruppe, sondern kann darüber hinaus auch der Struktursicherung eines ethno-nationalistischen Weltbildes dienen: ‚Amerika‘ bildet in solchen Konstruktionen das Außen zu einer nationalen Ordnung, in der ethnische Identität und nationale Zugehörigkeit eine quasi-natürliche Einheit bilden. Im vorliegenden Kapitel wird es um eine andere Form der Konstruktion und Sicherung nationaler Identität gehen, die sich insbesondere auf die Herstellung einer positiven deutschen Nationalidentität nach 1945, d.h. angesichts der nationalsozialistischen Vergangenheit, bezieht. Wie in Kapitel 4.6.2 dargestellt wurde, befindet sich jeglicher Versuch einer positiven Identifikation mit Deutschland nach 1945 in einem spezifischen Dilemma: Die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands verunmöglicht jeden positiven Bezug auf deutsche Nationalidentität, der nicht zugleich auch diesen Bruch in Betracht zieht. Im Anschluss an Klaus Holz’ Arbeiten zum demokratischen Antisemitismus wurde diese „Paradoxie der Normalisierung“ (Holz 2007) zu einem Kernmoment antisemitischer Ausdrücke nach 1945 erklärt: Dieser muss demnach – wie im Grunde jede bruchlos positive Nationalidentifikation – die deutsche Judenvernichtung „leugnen, verdrehen, aufrechnen, normalisieren, bewältigen“ (ebd., S. 51), um die negativen Implikationen einer positiven Identifikation mit Deutschland zu vermeiden. Aus nationalistischer Perspektive wird nach 1945 der Holocaust zu einem zentralen ‚Identitätsproblem‘, das auch antisemitisch bearbeitet werden kann. Das wichtigste rhetorische Muster hierbei ist die Täter-Opfer Umkehr, in der ‚die Deutschen‘ nicht mehr als Täter des Holocaust, sondern als Opfer einer unrechtmäßigen Verurteilung von außen erscheinen. Sofern als Ankläger in diesem Szenario ‚die Juden‘ auftreten, handelt es sich um eine antisemitische Bearbeitung der „Paradoxie der Normalisierung“: Das ‚nationale Identitätsproblem‘ des Vernichtungsantisemitismus wird antisemitisch gelöst. Hierbei kommen nicht selten auch klassisch-antisemitische Stereotype etwa einer ‚jüdischen Rachsucht‘ oder ‚Habgier‘ zum Einsatz.

In den folgenden Abschnitten werde ich anhand meines Interviewmaterials eine antiamerikanische Variante dieser Vergangenheitsbewältigung aufzeigen, in der ‚die Amerikaner‘ anstelle ‚der Juden‘ die Rolle der unrechtmäßigen Ankläger und

Manipulateure einnehmen.¹ Neben dem Stereotyp einer ‚amerikanischen Medienmanipulation‘ bzw. einer ‚amerikanischen Weltpolizei‘ kommen in den unten aufgeführten Rhetoriken Bilder eines ‚amerikanischen Rassismus‘ sowie des Genozids an amerikanischen Ureinwohnern zum Einsatz. Diese erlauben es Herrn B und Herrn D, im Vergleich mit Amerika die nationalsozialistische Judenvernichtung zu normalisieren, und durch die Ablehnung ‚amerikanischer Verbrechen‘ zugleich die eigene moralische bzw. demokratische Integrität zu demonstrieren. In Herrn Bs Fall ist die ideologische Funktion besonders deutlich ausgeprägt, da der Holocaust von ihm über das gesamte Interviewgespräch latent gehalten wird: Normalisierende Vergleiche mit einem ‚amerikanischen Genozid‘ ermöglichen es ihm, die deutsche Judenvernichtung rhetorisch zu bearbeiten ohne sie jemals explizit anzusprechen zu müssen. Im Fall von Herrn D hingegen wird eine Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen zunächst vollkommen ausgeblendet, also gerade nicht im oben explizierten Sinne latent gehalten. Demensprechend werden Amerikastereotype erst dann erinnerungspolitisch gebraucht, als das Thema der Judenvernichtung vom Interviewer explizit angesprochen wird. Hier dient der Vergleich mit den amerikanischen Atomangriffen auf Hiroshima dann als explizite Vergleichsfolie, mit der die Bedeutung der nationalsozialistischen Vergangenheit relativiert wird.

Wenngleich die Sprechweisen von Herrn B und D nicht als antisemitisch einzustufen sind, kann an ihnen beispielhaft die Verwandtschaft antisemitischer und anti-amerikanischer Rhetorik aufgezeigt werden. Dies gilt in zweierlei Hinsicht: Zum einen existiert eine funktionale Parallele zwischen diesem und einem demokratischen Antisemitismus. Beide Vorurteilsformen bearbeiten dasselbe Problem einer „Paradoxie der Normalisierung“ deutscher Nationalidentität und greifen hierzu auf Strategien der Täter-Opfer Umkehr, der Kommunikationslatenz und des relativierenden Vergleichs zurück. Zum anderen gebraucht Herr B in seiner anti-amerikanischen Schuldabwehr Amerikabilder, die als semantische Anleihen aus dem Repertoire des modernen Antisemitismus gelten können, insbesondere dasjenige einer ‚amerikanischen Medienkontrolle‘.

Am Beispiel von Frau K wird abschließend eine klassisch antisemitische Konstruktion aufgezeigt, in der ‚die Juden‘ als ‚Drahtzieher‘ einer amerikanischen Politik dargestellt werden, die aus Profitinteressen „die halbe Welt mit Krieg überziehen“. In diesem nur notdürftig durch antizionistische „Camouflage“ (Holz 2005, S. 82 ff.; Holz 2001, S. 440 ff.) geschützten Antisemitismus erfüllt anti-amerikanisches

1 Mit einer leicht schiefen Analogie sprechen Andrei Markovits und Lars Rensmann diesbzgl. von einem „secondary anti-americanism“ (Markovits und Rensmann 2007, S. 176) – schief ist diese deshalb, weil der Antisemitismus nach 1945 seinen ‚sekundären‘ Status aus einer antisemitischen Abwehr *antisemitischer* Taten zieht, ein sekundärer Antiamerikanismus sich aber, zumindest in den vorliegenden Beispielen, nicht auf die Abwehr anti-amerikanischer Taten bezieht.

Sprechen keine Latenz- oder Rechtfertigungsfunktion, sondern ist Bestandteil der antisemitischen Rhetorik.

7.3.1 Falldarstellung Herr B: Antiamerikanische Schuldabwehr und latente Normalisierung des Holocaust

Am Beispiel von Herrn B wird im Folgenden eine antiamerikanische Form der Normalisierungsrhetorik rekonstruiert, die starke Ähnlichkeit mit sekundär-antisemitischen Argumentationsmustern aufweist. Antiamerikanische Sprechweisen übernehmen hierin die Funktion einer Entlastung der Täter des Nationalsozialismus, die so mit den nachgeborenen Generationen zu einer positiven nationalen Wir-Gruppe versöhnt werden. Dies funktioniert wesentlich durch eine Rhetorik der Täter-Opfer Umkehr, in der ‚wir Deutsche‘ als Opfer eines durch ‚die Amerikaner‘ inszenierten Schuld diskurses erscheinen. Um diese schuldabwehrende Homogenisierung der Wir-Gruppe realisieren zu können, müssen die Taten der NS-Generationen, insbesondere der Holocaust, normalisiert werden. Dies geschieht bei Herrn B wiederum durch antiamerikanischen Sprechakte, in denen das Motiv eines ‚amerikanischen Völkermords‘ dazu gebraucht wird, die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden (1) latent zu thematisieren und (2) zu einem Genozid unter vielen zu relativieren, ohne den deutschen Vernichtungsantisemitismus jemals explizit benennen zu müssen. So verhilft Herrn Bs Antiamerikanismus ihm dazu, sich von den NS-Täter-Generationen zu distanzieren – um nicht als „rechtsradikal“ zu gelten – und zugleich über den Bruch der Judenvernichtung hinweg eine homogene deutsche Wir-Gruppenidentität zu konstruieren.

7.3.1.1 Amerikanische „Weltpolizei“ und deutsche Opferrolle

Das Interview beginnt mit der Bitte, Herr B möge seine Zustimmung zu dem Survey-Item „Ich kann es gut verstehen, wenn manchen Leuten die US-Amerikaner unangenehm sind“ erläutern. Er zeichnet daraufhin das Bild einer amerikanischen „Weltpolizei“, die die Politik anderer Staaten kontrolliert und beeinflusst:

Herr B: Die US-Amerikaner, äh, spiegeln ja so was wie die Weltpolizei wieder. Also die mischen sich praktisch, äh, überall ein, äh, in die politischen, wirtschaftlichen, äh, meist auch dann mit militärischer Gewalt, äh, oder sonstigen Mitteln, halt andere Regierungen, andere Staatengemeinschaften praktisch [...] auf diesen amerikanischen Kurs, äh, dieses amerikanische Weltbild drauf hin einzulenken, und das finde ich halt, ähm ja, finde ich halt persönlich nicht ganz so demokratisch, wie man im Allgemeinen Demokratie verstehen würde.

Nach dem Gehalt jenes „amerikanische[n] Weltbild[s]“ befragt, erläutert Herr B, dass die USA in der Welt gewöhnlich als „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ angesehen würden, dass dies aber gar nicht der Realität der USA entspreche, die „praktisch mit genau denselben Mitteln wie hier in Europa“ arbeiteten; so sei dort etwa die „Kriminalitätsrate“ genauso hoch und „Korruption“ genauso verbreitet. Das „amerikanische Weltbild“ meint in diesem Zusammenhang also nicht das Weltbild der US-Bürger, sondern das Bild, das in der Welt über Amerika vorherrscht. Dieses Bild wird Herrn Bs Ansicht zufolge anderen Nationen durch die USA „mit militärischer Gewalt oder sonstigen Mitteln“ aufgezwungen. Damit widerspreche Amerika „demokratisch[en]“ Werten, wie sie „im Allgemeinen“ verstanden würden und als deren Verfechter sich Herr B hier präsentiert.

In dieser ersten Sequenz klingt damit bereits ein zentrales Motiv an, das im weiteren Interviewverlauf das antiamerikanische Sprechen Herrn Bs prägt: Die USA als gewalttätige „Weltpolizei“ und Manipulateure der öffentlichen Meinung, die durch ihre Eingriffe die demokratische Verfassung „anderer [...] Staatengemeinschaften“ stört. Anhand der folgenden Interviewabschnitte werde ich zeigen, dass diese Amerikabilder hier primär zur schuldabwehrenden Normalisierung der deutschen Wir-Gruppe gebraucht werden. Dass Herrn Bs moralische Empörung als ‚guter Demokrat‘ eng mit einer nationalistischen Wir-Gruppenkonstruktion zusammenhängt, zeichnet sich bereits im darauffolgenden Themenwechsel ab: Befragt nach einer genaueren Ausführung seiner Assoziationen zu „Weltpolizei“ und deren Einmischung in internationale Angelegenheiten, greift Herr B nicht etwa die häufig gebrauchten Beispiele der US-geführten Interventionen in Irak oder Afghanistan auf, sondern das Thema Nationalsozialismus und Erinnerungspolitik:

Herr B: Ja, also ich möchte jetzt irgendwie keinesfalls als, ich möchte jetzt irgendwie keinesfalls als rechtsradikal oder so was gelten, aber (...) wenn ich mir da mal in Bezug auf, auf die Geschichte, äh, dann um an den Zweiten Weltkrieg, äh, zurück (unverständlich)... Klar, es ist durchaus sehr, sehr furchtbar, was in Deutschland passiert ist, und, ähm äh, das sollte so in der Form auch nirgendwo in keinem Staat auf dieser Welt wieder passieren, das ist ganz klar, nur, dass die Amerikaner jetzt einzig und allein praktisch das ganze Bildungssystem in Europa darauf hinaus ausgelegt haben, das praktisch an einem Weltkrieg – äh und da beginnt für mich der Knackpunkt, wo man halt immer so ein bisschen hellhörig werden sollte – an einem Weltkrieg kann sich nicht ein einziges Land alleine beteiligen. Also ich denke, es sind alle, sowohl England, Frankreich, Italien, Russland – und ich weiß nicht, welche Länder da großartig noch mitgemischt haben- äh, waren durchaus daran beteiligt. Und dass die Amerikaner jetzt einzig und allein unser, äh, Schulbildungssystem, äh, praktisch so vorschreiben von klein auf an, was wir wissen dürfen, was wir nicht wissen dürfen. Dass heute noch Akten über einen Weltkrieg geheim gehalten werden, der praktisch schon ein halbes Jahrhundert zurückliegt, ähm, warum dann nicht öffentlich und vernünftig darüber diskutiert wird.

Mit dem Bild einer sich gewaltsam einmischenden „Weltpolizei“ verbindet sich für Herrn B in erster Linie das Szenario einer unrechtmäßigen Verurteilung Deutschlands im Hinblick auf den zweiten Weltkrieg, die „die Amerikaner“ durch systematische Beeinflussung des deutschen Bildungssystems „vorschreiben“.² Dabei folgt Herr B der für vorurteilige Rhetorik typischen „Ja, aber“-Argumentation oder „Prolepsis“ (Billig 2012, S. 146; vgl. auch Markovits 2007, S. 28 f.; Holz 2007, S. 56), in der mögliche moralische Einwände gegen die eigene Position präventiv abgewehrt werden. Er möchte nicht als „rechtsradikal“ gelten und distanziert sich dementsprechend von Nazi-Deutschland, indem er betont, was „in Deutschland passiert ist“ sei „sehr, sehr furchtbar“.³ Zugleich aber relativiert er jene Distanzierung, indem er sich wiederum von einer umfassenden Verurteilung Deutschlands distanziert, die seiner Ansicht nach durch amerikanische Propaganda systematisch befördert wird. Damit bearbeitet er, so die im Folgenden entwickelte Hypothese, einen Selbstwiderspruch in seiner nationalen Wir-Gruppenkonstruktion, die von Klaus Holz treffend beschriebene „Paradoxie der Normalisierung“ (vgl. Kap. 4.6.3): Um eine positive Identifikation mit der deutschen Nation zu erzeugen, muss Herr B Wege finden, die deutsche Wir-Gruppe zu normalisieren, d.h. den Holocaust zu verdecken bzw. zu verharmlosen, um den Bruch zwischen den Täter-Generationen des Nationalsozialismus und den Folgegenerationen zu überbrücken. Gemäß gel-

- 2 Ein sehr ähnliches Motiv taucht im Gespräch mit Herrn G auf, der betont, er habe sein relevantes Wissen über Amerika nicht „in der Schule gelernt“, dort sei „man eher verarscht worden, was also solche Informationen anging“. Auch hier verbindet sich die Idee einer gezielten Fehlinformation im Bildungssystem mit dem Bild der USA als unrechtmäßigem „Weltsheriff“; jedoch werden, anders als bei Herrn B, in diesem Kontext ‚die Amerikaner‘ nicht als Urheber der Informationskontrolle ausgemacht. In anderen Zusammenhängen ist das Motiv einer explizit ‚amerikanischen‘ Medienkontrolle aber präsent, so spricht Herr G etwa davon, dass die USA ihrer „Kriegsführung im Nahen Osten“ eine „Kontrolle der Medien eingeführt“ hätten, um eine „positive Kriegsberichterstattung“ zu erzeugen. Das Motiv einer ‚amerikanischen Medienkontrolle‘ steht außerdem in großer Nähe zu verschwörungstheoretischen Konstruktionen, was daran erkennbar wird, dass Herr G und Herr B beide eine amerikanische Inszenierung der Anschläge vom 11. September 2001 für wahrscheinlich halten.
- 3 Worauf sich Herr B mit jenem „was in Deutschland passiert ist“ bezieht, bleibt an dieser Stelle undeutlich, auch wenn die Formulierung einen Bezug auf die Judenverfolgung zumindest nahelegt – denn „in Deutschland“ ist schließlich nicht ‚der Weltkrieg‘ passiert, auf den sich Herr B im weiteren Verlauf der Sequenz bezieht. Dennoch wäre ein Bezug auf ‚Diktatur‘, ‚Staatsterror‘ o.ä. denkbar. Im Lichte des weiteren Interviewverlaufs erscheint diese Stelle bereits als Ausdruck jener Kommunikationslatenz, mit der die nationalsozialistische Judenvernichtung in Herrn Bs Rhetorik implizit thematisiert, jedoch niemals explizit angesprochen wird.

tender erinnerungspolitischer Normen muss er dazu aber gerade das aufgreifen und bearbeiten, was den Bruch überhaupt erst erzeugt. Dazu benötigt er eine Rhetorik, in der der Holocaust zugleich anklingt und verdrängt wird, mit anderen Worten: in der der Nationalsozialismus und Judenvernichtung latent kommuniziert werden. Damit befindet sich Herr B in jenem von Klaus Holz beschriebenen performativen Widerspruch: „Einerseits durfte Auschwitz nicht vergessen werden, weil nur Erinnerung und Schuldakzeptanz den Bruch mit dem Nationalsozialismus und die Demokratisierung Deutschlands belegen konnten. Andererseits wurde damit gerade das, was der Normalisierung widerspricht und unbewältigt bleiben wird, eben Auschwitz, zum entscheidenden Thema der ‚Normalisierung Deutschlands‘ und der ‚Bewältigung der Vergangenheit‘“ (Holz 2005, S. 59). Dieses latent-Halten von Nationalsozialismus und Judenvernichtung funktioniert im vorliegenden Fall wesentlich anti-amerikanisch. ‚Die Amerikaner‘ übernehmen hier die Rolle der Täter in einer Täter-Opfer Umkehr, die die deutschen Täter des NS zu Opfern heutiger Unterdrückung erklärt (vgl. Holz 2007, S. 40).⁴ Wichtig ist an dieser Stelle, dass in dieser Täter-Opfer Umkehr die NS-Täter-Generationen mit den Nachgeborenen vereinigt werden, zu denen Herr B sich selbst zählt. Zwar distanziert er sich zunächst von der Täter-Generation insofern er deren Taten als „schrecklich“ verurteilt und in einer späteren Sequenz betont, dass seine Generation „nichts mehr [...] am Hut“ habe mit dem, was seine Vorfahren „ganz, ganz dummerweise“ taten (vgl. Kap. 7.3.1.2). Doch seine Anklage falscher ‚amerikanischer Anschuldigungen‘ widerspricht dieser oberflächlichen Distanzierung: Die Darstellung von ‚uns Deutschen‘ als Opfern ‚amerikanischer Täter‘ macht nur dann Sinn, wenn die Darstellung des nationalsozialistischen Deutschlands in den Geschichtsbüchern, die ‚die Amerikaner‘ vermeintlich manipulieren, *tatsächlich* ungerecht ist, d.h. die Taten der NS-Generationen falsch darstellt. Herrn Bs Anklage einer ‚amerikanischen Medienmanipulation‘ verteidigt also nicht nur die Nachgeborenen gegen den Vorwurf, Nazis zu sein, sondern sie zielt implizit auch auf eine Normalisierung und Rehabilitierung der Täter-Generationen. Sie erzeugt eine Kontinuität der deutschen Wir-Gruppe, die die Täter des Nationalsozialismus mit einschließt und gleichzeitig eine offene Identifikation mit diesen vermeidet.

Neben dem Verweis auf eine ‚amerikanische‘ Manipulation des Bildungssystems funktioniert die Normalisierung der deutschen Wir-Gruppe bis hierher maßgeblich über den Vergleich der NS-Taten mit denen anderer Nationen. Insgesamt tendiert Herr B zu einer Verallgemeinerung der NS-Verbrechen zum Ausdruck eines anthropologischen Grundübels. Diese Einordnung der Judenvernichtung als Teil eines noch größeren allgemeinen Verhängnis, wenngleich nicht prinzipiell falsch (vgl. Adorno 2003c, S. 675), hat im Nachkriegsdeutschland insbesondere seit

4 Im Gegensatz zu antisemitischen Konstruktionen bleibt diese Täter-Opfer Umkehr unvollständig, da in ihr die jüdischen Opfer des NS nicht als die heutigen Täter auftreten.

den 68ern als „projektive Entlastung“ gewirkt (Diner 2003, S. 136 ff., hier S. 138): Der vermeintlich kritische Hinweis auf die Allgegenwärtigkeit der Bedingungen für ‚Holocaust-ähnliche‘ Taten befreit die nationale Identifikation von einer Auseinandersetzung mit der historischen Spezifität der deutschen Verbrechen. Herr Bs moralischer Standpunkt, dass die Taten der Deutschen „nirgendwo, in keinem Staat auf dieser Welt wieder passieren“ sollten, kann als Ausdruck einer solchen projektiven Entlastung gelesen werden.⁵ Dieser Schritt der Verallgemeinerung der Judenvernichtung erlaubt es dem Sprecher die ‚heiklen‘ Spezifika des deutschen Massenmordes als Nebenaspekt eines allgemeineren Problems zu behandeln. Dieser entlastende Effekt zeigt sich auch in der Weise, wie Herr B im unmittelbaren Anschluss die Frage nach der Kriegsschuld Deutschlands aufgreift ohne dass der Themenwechsel von dem, „was in Deutschland passiert ist“, zum „Weltkrieg“ insgesamt weitere Beachtung findet. Auch an anderen Stellen findet sich die Universalisierung bzw. Relativierung deutscher Taten als eine dominante Strategie: Absurd wirkt etwa das Argument, Deutschland könne allein deshalb schon keine besondere Schuld am Krieg tragen, weil sich „an einem Weltkrieg [...] nicht ein einziges Land alleine beteiligen“ könne. Hier werden Fragen der spezifischen Verantwortlichkeit verschiedener kriegsbeteiligter Nationen mit Fragen der Semantik des Wortes „Weltkrieg“ verwechselt (i.e. dass dessen lexikalische Bedeutung eine Mehrzahl streitender Parteien logisch impliziert). Im Sinne der sprichwörtlichen Weisheit, dass zu einem Streit immer mehrere gehören, wird die Frage nach der spezifischen Schuld der Deutschen beiseite geschoben.

Bedingung für all diese relativierenden bzw. normalisierenden Sprechweisen ist das systematische latent-Halten des Holocaust. Wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird, greift Herr B zur Realisierung dieser Bedingung auf ein weiteres Amerikasteereotyp zurück: Der Genozid an amerikanischen Ureinwohnern erfüllt in seiner anti-amerikanischen Schuldabwehr die doppelte Funktion, implizit auf die Vernichtung

5 Eine ähnliche Formulierung findet sich im Interview mit Frau J, die ebenfalls eine Schuldabwehr-Argumentation vorbringt, allerdings ohne dabei anti-amerikanische noch antisemitische Motive zu gebrauchen: „Da kann man denen jungen Menschen das nicht noch anlasten und sagen: ‚Ja, Ihr wart ja Nazis, Ihr habt ja...‘ Is schlimm genug, was der Deutsche gemacht hat. Äh, da beißt die Maus den Faden nicht ab und so was so soll um Gottes Willen auch nie wieder passieren. In keinem Land, ob das nun Deutschland oder Norwegen oder nehmen Sie England oder auch Frankreich nehmen, das wäre das Letzte. Aber, äh, es kann nicht uns ewig nach-, anhängen.“ In solchen Argumentationen wird an der nationalsozialistischen Judenvernichtung vor allem hervorgehoben, dass sie nichts Spezifisches über die Geschichte Deutschlands sagt. Alle anderen Aspekte verschwinden in der Allgemeinheit einer schon als anthropologische Tatsache akzeptierten ‚Grausamkeit des Menschen‘.

der europäischen Jüdinnen und Juden zu verweisen und zugleich in Abgrenzung gegen Amerika die eigene demokratische Position zu markieren.

7.3.1.2 Genozid an „indianische[n] Ureinwohner[n]“

Während Herr B in der bisher rekonstruierten Täter-Opfer Umkehr hauptsächlich mit den NS-Täter-Generationen beschäftigt war, d.h. mit deren Rehabilitierung als Teil einer kontinuierlichen deutschen Wir-Gruppe, blieben die Opfer des Holocaust nahezu vollkommen unbenannt. Um die Latenzfunktion seiner Normalisierung der deutschen Nation zu realisieren, muss er aber auch die Opfer-Seite berücksichtigen, da seine Rhetorik sonst Gefahr lief, als Leugnung oder Verharmlosung des Holocaust zu gelten. Um eine solche Berücksichtigung zu ermöglichen, die zugleich die Latenz der Judenvernichtung aufrechterhält, bedient sich Herr B des Stereotyps eines ‚amerikanischen Genozids‘. Dieses taucht im unmittelbaren Anschluss an die oben zitierte Sequenz auf, als der Interviewteilnehmer noch einmal genauer auf die vermeintliche Vergleichbarkeit verschiedener ‚Weltkriegsverbrechen‘ eingeht:

Herr B: Dass sowohl von Seiten der Alliierten als auch der, äh, Gegenparteien, ähm, Fehler unterlaufen sind, und auch Sachen unterlaufen sind, die nicht gerade den Genfer Konventionen entsprechen, äh, ist klar. Aber dann darf Amerika auch nicht hingehen, und Deutschland alleine bis heute dafür verurteilen, für das, was Amerikaner im Vorfeld, äh, vor den Weltkriegen schon getan hat, nämlich ganze Völker auszulöschen – wenn ich da mal zurückdenke an die Ureinwohner. Da sind 500 indianische, äh, Ureinwohner, Völker, ganze Stammesgruppen sind vernichtet worden. Klar, es mögen jetzt nicht alles Amerikaner gewesen sein, die meisten, die nach Amerika gekommen sind, waren ja eben Neuübersiedler, in die neue Welt aus Europa, Holländer, Russen, Chinesen, weiß der Geier was, aber ich denke, da sollte auch ein Stückchen weit von amerikanischer Seite her doch noch einiges an Aufklärung betrieben werden, damit, äh, – sage ich mal – dieses Gleichgewicht von, von Gerechtigkeit, äh, irgendwo doch noch, ähm, ja, ins heutige Europa mit einfließt. Also das ist meine persönliche, politische Ansicht dazu.

Herrn Bs Zurückweisung einer vermeintlich ungerechten, manipulativen Ächtung der Deutschen durch die USA wird hier zunächst hinsichtlich Verstößen gegen die „Genfer Konventionen“ weitergeführt: Da nicht nur die Kriegsschuld, sondern auch die Kriegsverbrechen der Deutschen prinzipiell mit denen anderer Kriegsparteien vergleichbar seien, rechtfertigen diese keine spezifische Verurteilung Deutschlands. Bis hierher ist der Holocaust nahezu vollkommen ausgeblendet geblieben. Im darauffolgenden Argument wird dieser dann aber implizit aufgegriffen: Wenn „Amerikaner[n]“ selbst einen Völkermord an amerikanischen Ureinwohnern begangen haben, so Herr B, dann haben die USA kein Recht, den Deutschen vorzuwerfen „Völker [...] vernichtet“ zu haben. Die Quintessenz dieser Konstruktion lautet: Am

Holocaust, so „schrecklich“ er war, ist nichts Besonderes, weswegen er den Deutschen nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Die deutsche Schuld ist dieselbe wie die der USA (und anderer Kriegsparteien) und damit als Problem deutscher Identität effektiv annulliert. Der Verweis auf amerikanische „Ureinwohner“ erfüllt dabei zugleich eine relativierende *und* eine Latenzfunktion: Er ermöglicht es Herrn B, die Judenvernichtung zu einem Genozid unter vielen zu normalisieren, ohne sie jemals explizit benennen zu müssen. Denn wie bereits zu Anfang der hier behandelten Sequenz deutlich wurde, ist Herrn B durchaus bewusst, dass er jene mörderische deutsche Geschichte nicht einfach rundheraus negieren oder ignorieren kann, sofern er nicht „als rechtsradikal gelten“ will. Die ideologische Funktion dieses antiamerikanischen Sprechens liegt also darin, den deutschen Vernichtungs-Antisemitismus nicht völlig zu verdrängen, sondern sein beständiges sich-Aufdrängen so zu managen, dass es nicht in Widerspruch mit einer positiven nationalen Identifikation gerät (vgl. Holz 2007, S. 49).

Die Konsequenz, die Herr B aus der Empörung über jenen ‚amerikanischen Genozid‘ zieht, macht zusätzlich deutlich, dass seine vermeintlich humanistisch-demokratische Selbstdarstellung auf eine Entlastung der deutschen Wir-Gruppe zielt. Er wünscht sich, dass „von amerikanischer Seite her doch noch einiges an Aufklärung betrieben“ werde, jedoch nicht etwa um der Anerkennung von native Americans willen, sondern damit ein „Gleichgewicht von [...] Gerechtigkeit [...] *ins heutige Europa* mit einfließt“ (Herv. F.K.). Offenkundig zielt Herrn Bs Argument nicht darauf, die Schrecken deutscher oder amerikanischer Verbrechen zu vergegenwärtigen und möglicherweise in Zukunft verhindern zu können o.ä., sondern auf die Entledigung Deutschlands von seiner mörderischen Geschichte: In seiner Klage über Genozid und Kriegsgräuelt geht es letztendlich um „Gerechtigkeit für Deutschland“, ganz im Sinne der antisemitischen Rhetorik, die Martin Hohmann in seiner Rede anlässlich des Tags der deutschen Einheit 2003 vorbrachte (Holz 2007, S. 54; vgl. auch Bergmann 2007, S. 28). Dass es Herrn B bei dieser Gerechtigkeit für Deutschland nicht allein um die Abwehr eines Schuldvorwurfes gegen die Nachgeborenen, sondern auch um eine Rehabilitation der Täter-Generationen geht, wird anhand der nachfolgenden Sequenz noch einmal deutlich erkennbar. Auf die paraphrasierende Nachfrage des Interviewers, ob Herrn B sich also durch die Zuschreibung einer alleinigen deutschen Verantwortung für den zweiten Weltkrieg gestört fühle, reagiert dieser mit einer gespaltenen Argumentation:

Interviewer: Das heißt, es stört Sie auch, dass sozusagen in dieser Darstellung Deutschland allein verantwortlich gemacht wird für den zweiten Weltkrieg und die Gräuelt, die das mit sich gebracht hat, oder verstehe ich Sie falsch?

Herr B: Nein, da haben sie mich ganz richtig verstanden, ähm, weil ... Sehen wir das mal so, also meine Generation zumindest, wir haben mit dem, was vor so und so viel Jahren in

Deutschland, beziehungsweise hier in Europa überhaupt passiert ist, haben wir gar nichts mehr mit am Hut. Es ist (unverständlich)... Wir sind in der Nachkriegszeit aufgewachsen, beziehungsweise die Generation davor, und wir können einfach nicht ungeschehen machen, was Vorfahren von uns, äh, ja ganz, ganz dummerweise muss ich sagen, äh, begangen haben. Ein Krieg überhaupt an sich ist nicht schön, egal wo er stattfindet, ob es hier ist, Syrien, Irak, Iran. Wenn ich da an die Golfkriege zurückdenke (.) Ja, und ich meine, über den Irakkrieg, der ja viel, viel weniger Zeit zurückliegt, als das, was im zweiten Weltkrieg passiert ist, äh, und der Irakkrieg hat ja praktisch schon den halben Balkan, den halben nahöstlichen Raum da, äh, mit sich reingezogen und darüber verliert heutzutage eigentlich kein Mensch mehr irgendein Wort. Es wird eigentlich nur noch in den Geschichtsbüchern darüber gehandelt, der Zweite Weltkrieg, der Zweite Weltkrieg, der Zweite Weltkrieg. Aber warum der Zweite Weltkrieg entstanden ist, dass damit eigentlich der erste Weltkrieg, und die ganzen Wirtschaftsrestriktionen, äh ähm, die vorher stattgefunden haben, wie zum Beispiel hier das amerikanische Alkoholverbot und, und, und... Dass das alles damit zusammenhängt, ähm, das kann ja keiner mehr nachlesen. Also, ich denke, das ist eine etwas fälschlichere öffentliche Meinung, was Amerika da versucht, in Europa darzustellen, dass, ähm, ja der Zweite Weltkrieg eben aufgrund nur von, von Faschismus, von Hass und Gewalt von einigen wenigen Diktatoren, die es hier gegeben hat, äh ähm, so zu belassen. Also ich denke, das sollte einfach mal, ja, überdacht werden.

Herrn Bs erste Reaktion ist die Markierung eines Bruches zwischen seiner Generation und der der Täter, mit der „wir gar nichts mehr [...] am Hut“ haben. Unmittelbar im Anschluss beginnt er aber, diese Grenzziehung aufzuheben, indem er wiederum zu einer Relativierung der Taten der deutschen Weltkriegs-Generationen ansetzt, die er in die Kontinuität einer positiven Nationalidentität zu integrieren versucht. Diese Reparatur verläuft nach demselben anti-amerikanischen Muster wie zuvor: Zunächst werden die deutschen Taten verurteilt, zugleich aber relativiert („was hier in Deutschland beziehungsweise hier in Europa überhaupt passiert ist“; „Ein Krieg überhaupt an sich ist nicht schön, egal wo er stattfindet“), wobei die Verallgemeinerung auf das, was „hier in Europa“ passiert ist und den „Krieg an sich“ der Latenz der spezifisch deutschen Verbrechen dienen. Im Anschluss daran werden Beispiele vermeintlich vergleichbarer amerikanischer Taten herangezogen (Vergleich mit „Golfkriege[n]“, Verweis auf ‚amerikanische Ursachen‘ des zweiten Weltkrieges) und schließlich eine vermeintliche Manipulation der öffentlichen Meinung durch die USA ausgemacht („das ist eine etwas fälschlichere öffentliche Meinung, was Amerika da versucht, in Europa darzustellen“) in deren Licht ‚wir Deutsche‘ als Opfer falscher Anschuldigungen erscheinen. Diese Sequenz veranschaulicht also noch einmal sehr eindrücklich, dass Herr B mit einer ‚Befreiung‘ seiner *eigenen Generation* von vermeintlichen Schuldvorwürfen nicht zufrieden ist: Es geht um „Gerechtigkeit für Deutschland“ als kontinuierlicher, positiver Wirkgruppe.

7.3.1.3 Zusammenfassung Herr B

In den vorigen beiden Abschnitten wurde gezeigt, wie Antiamerikanismus als Ausdruck eines revisionistischen Nationalismus funktionieren kann und dabei vergleichbare ideologische Funktionen erfüllt, wie der von Klaus Holz beschriebene „demokratische[r] Antisemitismus“ (Holz 2005, S. 54): Die antiamerikanische Rhetorik dient der Auflösung der „Paradoxie der Normalisierung“ – sie bearbeitet das Problem, dass die Normalität der deutschen Nation nur herzustellen ist durch ein Erinnern dessen, was ihre Normalität verunmöglicht. Die rhetorischen Mittel hierzu sind eine antiamerikanische Schuldabwehr mittels des Stereotyps einer amerikanischen „Weltpolizei“, sowie ein latent-Halten des Holocaust durch Vergleiche mit einem ‚amerikanischen Genozid‘. So werden einerseits ‚die Deutschen‘ zu Opfern einer amerikanischen Schuld-Kampagne erklärt, in der durch gezielte Manipulation die ‚wahre Geschichte‘ des zweiten Weltkrieges verschleiert werde. In dieser (unvollständigen) Täter-Opfer Umkehr werden zudem implizit die NS-Täter-Generationen rehabilitiert und mit den Nachgeborenen zu einer kontinuierlichen nationalen Wir-Gruppe vereinigt. Da aber eine solche ‚demokratische‘ Schuldabwehrkonstruktion, will sie nicht „als rechtsradikal“ erscheinen, die Opfer der nationalsozialistischen Judenvernichtung nicht vollkommen ausblenden kann, muss der Holocaust latent thematisiert werden. Hierzu greift Herr B auf das Stereotyp eines ‚amerikanischen Genozids‘ zurück: Im Zerrspiegel dieser Vergleichsgröße kann der Holocaust implizit erscheinen, ohne explizit angesprochen zu werden, während der angestellte Vergleich diesen zugleich zu einem Völkermord unter vielen normalisiert. Qua dieser Kommunikationslatenz vollbringt Herrn Bs antiamerikanische Schuldabwehr das ‚Kunststück‘, mit demokratischen Werten für eine restlose Normalisierung der deutschen Nation – und das heißt: für eine Rehabilitierung der NS-Täter-Generationen – zu argumentieren.

Wenngleich diese Schuldabwehrkonstruktion nicht als antisemitisch bezeichnet werden kann, tritt in ihr doch die Verwandtschaft von Antisemitismus und Antiamerikanismus deutlich hervor. Diese erstreckt sich über die beschriebenen funktionalen Parallelen hinaus auch auf die Stereotype, mit denen ‚die Amerikaner‘ dargestellt werden: So kann die Benennung der USA als Manipulateur der öffentlichen Meinung, die „Rancune gegen die re-education“ (Adorno 2003d, S. 559), als direkte Anleihe aus dem semantischen Inventar des modernen Antisemitismus gelten. Das Bild, demzufolge sich hinter dem Wechselspiel von öffentlicher Meinung und modernen Medien ein verdeckter Nutznießer verbirgt, der „den Geist der Gemeinschaft, [...] das gesunde Volksempfinden, das nationale Selbstbewusstsein und den Stolz nationaler Zugehörigkeit“ sabotiere, ist ein Klassiker antisemitischer Stereotypie (Holz 2007, S. 43). Zudem ist die Verortung dieser verschwörerischen Macht bei ‚den Amerikanern‘ überaus anschlussfähig für antisemitische Konstruktionen,

die in den USA zugleich ein Instrument ‚jüdischer Herrschaftsbestrebungen‘ und das vorderste Beispiel für deren ‚zersetzende Wirkung‘ sehen.

Aus Sicht der Vorurteilkritik liegt die Ironie dieses Rechtfertigungsmusters darin, dass es sich durch seinen Gebrauch antiamerikanischer Rhetorik genau derjenigen NS-Weltanschauung annähert, von der es sich zu distanzieren vorgibt. Dies ist sein ideologischer Gehalt: Herrn Bs Antiamerikanismus ist Ausdruck einer nationalen Identifikation, die gerade in dem Moment, in dem sie versucht das Erbe des NS abzustreifen, dieses Erbe bereits antritt. Anders gesagt: Die „Paradoxie der Normalisierung“ wird durch die Latenzfunktion nur scheinbar gelöst; das ideologische Ausblenden des Nationalsozialismus ist ein performatives Erinnern – d.h. ein Reinszenieren – des Nationalsozialismus.

7.3.2 Zusätzliche Interviewbeispiele

Anhand zwei weiterer Interviewbeispiele sollen nun einerseits die oben aufgestellten Thesen zur funktionalen Analogie von Antiamerikanismus und Antisemitismus zusätzlich plausibilisiert, andererseits aber auch auf den Gebrauch antiamerikanischer Motive in ‚klassisch‘ antisemitischer Rhetorik hingewiesen werden. Hierzu wird zunächst das Beispiel von Herrn D herangezogen, der ebenfalls Amerikastereotype verwendet, um die Bedeutsamkeit des Holocaust zu relativieren und diesen als Identitätsbedrohung der nationalen Wir-Gruppe auszuräumen. Im Unterschied zu Herrn B findet sich aber in seiner Rhetorik keine Kommunikationslatenz des Holocaust, sondern dieser wird explizit gegen ‚amerikanische Verbrechen‘ aufgerechnet.

Während die Rhetorik Herrn Ds ebenso wie diejenige Herrn Bs nicht als antisemitisch im engeren Sinne gelten kann, lässt sich am Beispiel von Frau K das Fortleben antiamerikanischer Motive in ‚klassisch‘ antisemitischen Konstruktionen veranschaulichen. In diesem Fall fungieren Stereotype einer zerstörerischen Weltmacht ‚Amerika‘, die zum Zwecke des eigenen wirtschaftlichen Nutzens kriegsartige Auseinandersetzungen provoziert, als Teil einer antisemitischen Erklärung für weltweite Konflikte und Krisen. Dabei erscheinen die USA als Instrument und Komplize einer ‚machthungrigen‘ und ‚streitlustigen‘ Gruppe von „Israelis“, die als eigentliche Initiatoren des krisenhaften Zustands der Welt fungieren. Im Gegensatz zu Herrn D und B erfüllt Antiamerikanismus hier also keine rechtfertigende oder latenzsichernde Funktion, sondern tritt als Element eines welterklärenden Antisemitismus auf. Dabei wird das antisemitische Judenbild nur notdürftig durch antizionistische Camouflage verdeckt.

7.3.2.1 Herr D: Explizite antiamerikanische Holocaustrelativierung

Die am Beispiel von Herrn B entwickelten Thesen über Schuldabwehr und Antiamerikanismus können zusätzlich plausibilisiert werden, indem eine ähnliche Funktion antiamerikanischen Sprechens bei Herrn D rekonstruiert wird. Auch hier dient ein Vergleich mit den USA dazu, den Holocaust zunächst auszublenden und anschließend zu normalisieren. Somit wird die eigene nationale Identifikation von den Widersprüchen abgeschirmt, die mit dessen Erinnerung einhergehen. Im Gegensatz zu Herrn Bs Rede liegt in diesem Fall allerdings eine wesentlich weniger subtile Form der Verdrängung bzw. Relativierung vor: Der Verweis auf ‚amerikanische Fremdenfeindlichkeit‘ und ‚amerikanischen Rassismus‘, der zunächst der präventiven Abwehr des Vorwurfs der Fremdenfeindlichkeit dient, scheint eine Verknüpfung von deutscher Nation und Holocaust zunächst vollkommen zu blockieren. Es kann dementsprechend im vorliegenden Fall nicht von Kommunikationslatenz gesprochen werden, da das Thema nicht implizit thematisiert und bearbeitet wird, wie bei Herrn B. Trotz mehrfacher Hinweise des Interviewers gewinnt die nationalsozialistische Judenvernichtung so lange keine Salienz für Herrn D, bis sie vom Interviewer explizit angesprochen wird. Ab diesem Moment geht Herr D dann zu einer ebenso expliziten Normalisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit über. Hierzu dienen ihm Bilder des amerikanischen Atomangriffes auf Hiroshima, die er als normalisierende Vergleichsgröße heranzieht. Im Gegensatz zu Herrn B gelingt es Herrn D also nicht, den Holocaust latent zu thematisieren.⁶ Stattdessen wird der Holocaust so lang wie möglich vollständig ausgeblendet, im Moment seines Auftretens aber Auschwitz direkt mit Hiroshima aufgewogen.

Die folgenden Interviewsequenzen entspinnen sich im Anschluss an Herrn Ds Nachfrage, was mit den Interviewaufzeichnungen im Rahmen der weiteren Forschung geschehen werde. Der Hinweis des Interviewers, dass dieses Material für eine Studie zu Amerikabildern in Deutschland ausgewertet würde, die sich auch mit

6 Es kann vermutet werden, dass statt einer entwickelten Kommunikationslatenz bei Herrn D tatsächlich eine Bewusstseinslatenz vorliegt, so dass ihm die Holocaust-Assoziation im besprochenen Kontext kognitiv überhaupt nicht verfügbar wird (vgl. Kap. 4.6.2). Eine solche Bewusstseinslatenz könnte dann auch der Grund dafür sein, dass keine effektiven Muster der kommunikativen Latenzsicherung gebraucht bzw. überhaupt erlernt werden konnten. Inwieweit diese Thesen zutreffen, lässt sich am vorliegenden Material natürlich nicht entscheiden, ist für dessen rhetorisch-performative Analyse aber auch von nachrangiger Bedeutung. Dies gilt übrigens auch für die Kommunikationslatenz bei Herrn B: Ob dieser bei seiner Rede über amerikanische „Ureinwohner“ insgeheim an die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden gedacht hat, ist anhand des Interviewmaterials nicht zu zeigen, jedoch für die hier gestellte Frage des „Wie“ und „Wozu“ antiamerikanischer Sprechweisen von geringem Interesse.

„kritischen bis hin zu feindseligen Haltungen Amerika gegenüber“ befasse, stößt bei Herrn D auf Widerspruch: er beginnt auf verschiedenen Wegen den Vorwurf einer ‚Feindseligkeit gegen Amerika‘ zu antizipieren bzw. abzuwehren. Dass Herr D diesen Vorwurf gegen sich selbst erwartet, scheint in Anbetracht seiner zuvor geäußerten Stereotypen Abwertung von ‚Amerikanern‘, ‚Russen‘ und ‚Türken‘⁷ durchaus plausibel. Seine Strategie hierzu ist die Relativierung bzw. Externalisierung des Problems der ‚Menschenfeindlichkeit‘ im Vergleich mit ‚Amerika‘. Er verweist zunächst auf Feindseligkeiten gegenüber MigrantInnen an der mexikanisch-amerikanischen Grenze, „was jetzt Amerika bloß alles macht, mit den Ausländern“, und äußert sehr nachdrücklich seine Wut über diese Zustände: „da sind sie [die USA, F.K.] schon feindselig gegen Ausländer, ne? [...] Da möchte ich, also wenn ich das sehe, ne, möchte ich dem Ami ins Gesicht spucken.“ Als der Interviewer das Thema auf Immigration und Fremdenfeindlichkeit in Deutschland wendet, reagiert Herr D überraschenderweise weitaus weniger empathisch gegenüber der Situation von Migrantinnen und Migranten und beklagt deren übermäßige staatliche Versorgung in Deutschland, die er als „Frechheit“ empfindet. Als der Interviewer daraufhin nach fremdenfeindlichen Tendenzen in Deutschland fragt, streitet er deren Existenz vehement ab und betont den Unterschied zwischen Deutschland und den USA in dieser Hinsicht:

Interviewer: Aber es gibt ja auch immer wieder Debatten darüber, dass es in Deutschland eine Ausländerfeindlichkeit gäbe.

Herr D: Pf, wo denn? Wo denn? Die, die Deutschen reden doch bloß drüber! Die Deutschen machen doch bloß Luft! Ist doch so! Die Deutschen machen nur Luft! Sagen tun sie viel, aber was machen sie, denen geht es doch zu gut, das habe ich schon oft genug gesagt. Wenn die, wenn die Ausländer, äh, im Monat zweihundert Euro kriegen, juckt es den Deutschen auch nicht. Hauptsache, dem geht es noch gut! Ist ja wurscht, ob der jetzt, jetzt äh, von sei- äh, von seinem Lohn noch zehn Prozent mehr bezahlen muss, dass juckt den doch auch nicht! Ne. Da bin, da ist der Unterschied gegen die Ami und die Deutschen, also, hundert Prozent. Ne! Wie die mit den Ausländern umgehen, und die Deutschen die Au-, mit, mit den anderen Ausländern umgehen. Das ist ja, dann eine hundertprozentige Ding, ne. Wie die umgehen, ne.

Auffällig ist an dieser Sequenz zum einen die völlige Ignoranz gegenüber Fremdenfeindlichkeit und Rassismus in Deutschland: Die Phrase „Die Deutschen machen doch bloß Luft“ signalisiert, dass Herr D die Thematisierung von Ausländerfeindlichkeit in Deutschland für ‚leeres Gerede‘ hält. Zum anderen lässt sich an der Wut,

7 ‚Die Amerikaner‘ werden von Herrn D, ähnlich wie ‚Russen‘ und ‚Türken‘, pauschal als gewalttätige, unzuverlässige Alkoholiker dargestellt. Eine ausführlichere Beschreibung dieser Gruppenkonstruktionen findet sich in Kapitel 7.4.2.3.

mit der Herr D über eine vermeintliche Überversorgung von „Ausländern“ in Deutschland und die Benachteiligung ‚der Deutschen‘ spricht, ablesen, dass sich seine Solidarität hier von den Migranten auf ‚die Deutschen‘ verschoben, und damit ins Gegenteil verkehrt hat: es scheint, als ob Herr D es begrüßen würde, wenn in Deutschland im Umgang mit „Ausländern“ einmal ‚härter durchgegriffen‘ würde, gerade so, wie er es bzgl. der USA zuvor verurteilt hatte. Während Einwandernde in den USA als Opfer dargestellt und ‚die Amerikaner‘ für deren Misshandlung verurteilt werden, erscheinen in Deutschland die ‚Normalbürger‘ als Opfer einer ungerechten Bevorzugung von ‚Ausländern‘ (vgl. Kap. 7.4).

In den folgenden Abschnitten wird zudem deutlich, dass Herrn Ds Ignoranz gegenüber menschenfeindlicher Gewalt in Deutschland weit über aktuelle Formen von Fremdenfeindlichkeit oder Rassismus hinausweist. Im Verlauf der folgenden Sequenzen ist eine bemerkenswerte Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit zu beobachten:

Interviewer: Das heißt, die Fälle, wo es beispielsweise Anschläge auf Asylbewerberheime gibt, das [sind so Extremfälle...]

Herr D: [Ja:::, das sind], das sind doch kleine Pappenstiele, guck doch einmal, guck doch einmal, guck doch einmal bei den Amerikanern an, was da abgeht! Was sie mit ihren Negern gemacht haben. Gelyncht! Äh, ganze, äh, äh ganze Familien ausgelöscht! Was hat denn der Deutsche gemacht! Was gibt es denn da viel!

Auf das Nachhaken des Interviewers reagiert Herr D mit einem Verweis auf extremere Formen von ‚amerikanischem Rassismus‘. Um die Gewalt gegen Asylbewerber in Deutschland als „Pappenstiele“ abzutun, muss er eine stärkere Vergleichsgröße heranziehen, um nicht selbst als fremdenfeindlich zu erscheinen. Die zitierten Formulierungen Herrn Ds, insbesondere die Frage, was „denn der Deutsche gemacht habe“ und die Feststellung, in den USA seien „ganze Familien ausgelöscht“ worden, provozieren dabei die Assoziation von Holocaust und NS-Terror. Für Herrn D selbst scheint diese Assoziation allerdings fern zu liegen:

Interviewer: Na ja, gut, vor 60 Jahren hat es in Deutschland ja doch noch mal so was Ähnliches in ganz anderem Ausmaß gegeben, nicht, also das...

Herr D: Mh. Aber nicht so traurig, wie, wie, wie die Amerikaner, was die gemacht haben, mit den Negern.

Interviewer: Würden Sie nicht sagen?

Herr D: Sklaven, Sklaven, lauter so Zeug haben die gemacht, die Amerikaner. Lauter Sklaven gehalten und so Zeug. Was, was wollen wir, wir Deutschen drüber reden, wir haben, wir haben, wir haben, wir haben andere Leute rüber gelassen, unseren Dreck wegzumachen, jetzt haben wir sie hier.

Dass Herr D die Referenz des Interviewers auf die nationalsozialistische Judenvernichtung nicht versteht, und stattdessen weiter deutsche ‚Gastarbeiter‘ mit amerikanischen Sklaven vergleicht, ist auch dann noch bemerkenswert, wenn man die Ungenauigkeit im historischen Verweis des Interviewers in Betracht zieht.⁸ Diese Ignoranz erweist sich in der folgenden Interviewstelle als umso hartnäckiger, denn auch ein direkter Hinweis auf die Zeit des „zweiten Weltkrieg[s]“ scheint die Assoziation des Holocaust nicht näher zu rücken:

Interviewer: Ja. Aber ich meinte jetzt beispielsweise im Zweiten Weltkrieg, also...

Herr D: Ja. Haben wir ja gebraucht, wir haben ja Leute gebraucht! Dass sie den Dreck aufräumen. Das ist, die sind ja auch hier! (.) Die haben ja ihre Familie alle hier. Wir haben ja, wir haben ja genug Geld bezahlt! Ne. Was macht denn der, was hat denn der Amerikaner für die Neger gemacht, was er, was er den Negern angetan hat. Was hat er denn gemacht! Nichts.

Auch mit dem Thema zweiter Weltkrieg assoziiert Herr D ‚Gastarbeiter‘, die, wie er wiederum betont, in Deutschland gut behandelt worden seien. Erst als der Interviewer der amerikanischen Sklaverei explizit die Judenverfolgung in Deutschland gegenüberstellt⁹, springt auch Herr D auf das Thema an:

Interviewer: Wobei man eben fairer weise sagen müsste, dass es zu der Zeit, zu der es in den USA noch Sklaverei gab, es in Deutschland auch die Judenverfolgung beispielsweise gegeben hat, nicht?

8 Die Zeitangabe des Interviewers „vor 60 Jahren“ verweist rein rechnerisch zum Erhebungszeitpunkt des Interviews auf das Jahr 1951 und könnte daher irreführend wirken: gemeint war die Zeit des Nationalsozialismus. Es ist hier aber zu berücksichtigen, dass es im Gespräch mit Herrn D weniger um die präzise Beschreibung historischer Zeiträume zu gehen scheint, sondern vielmehr um eine Aufrechnung deutscher und amerikanischer Vergangenheit insgesamt – schließlich war 1951 auch die Sklaverei in den USA bereits abgeschafft.

9 Ein Vergleich, das sei hier noch einmal betont, der insgesamt nicht unproblematisch ist und vom Interviewer zudem historisch inkorrekt gebraucht wird.

Herr D: Ja. Die hat es gegeben, ja. Und nur, weil wir einen kleinen Hitler gehabt haben. Sonst hätte es die nicht gegeben. Wenn der Hitler nicht gewesen wäre, hätte es das überhaupt nicht gegeben. Ne. Aber da müssen wir, müssen wir wieder einmal anfangen, ne, was, was, was die Amerikaner mit den Japanern gemacht haben! Mit ihrer Hiroshima-Bombe! Ja, pf, (?)! Ja. Da sollen sie froh sein, dass der, dass der, der Hitler da drüben an Russland erfroren ist! Dass er da nicht durchgekommen ist! Was, wie tät denn die Welt jetzt ausschauen. He!

Nachdem nun der Holocaust die längste Zeit verdrängt wurde – mit einem Ausdruck Werner Bergmanns könnte man dies als „Thematisierungsverweigerung“ (Bergmann 2007, S. 30) bezeichnen – greift Herr D auf direkte Relativierungen zurück, um die eigene nationale Identität weiterhin von menschenfeindlichen Aspekten frei zu halten. Herrn Ds Normalisierung des Holocaust basiert dabei auf demselben rhetorischen Muster, mit dem er zuvor deutsche Fremdenfeindlichkeit zu „Pappenstiele[n]“ erklärt hat. Lediglich der Maßstab des relativierenden Amerika-Vergleichs wird mit dem Verweis auf die „Hiroshima-Bombe“ abermals vergrößert. Es tritt allerdings ein weiteres Rechtfertigungsmuster hinzu, das der antiamerikanischen Rhetorik sozusagen als Hilfskonstruktionen zur Seite gestellt wird: Mit dem Verweis auf „einen kleinen Hitler“¹⁰ wird die Verantwortung für die Taten der NS-Generationen auf einen begrenzten Täterkreis eingeschränkt, und somit die deutsche Wir-Gruppe rückblickend rehabilitiert. Diese „Abspaltung der Verantwortung“ ist auch im Schuldabwehr-Antisemitismus ein weit verbreitetes Rechtfertigungsmuster (vgl. Bergmann 2007, S. 17 f.).

Antiamerikanismus hat im vorliegenden Fall also keine Latenzsichernde Wirkung, sondern die normalisierende Funktion wird durch eine offene Relativierung erzeugt. Insofern das Thema der Schuldzuschreibungen gegen Deutschland hier nicht, oder nur sehr marginal, auftaucht, können diese Rechtfertigungsmuster auch nicht als Schuldabwehr-Antiamerikanismus bezeichnet werden. Sie bearbeiten aber im Grunde ein sehr ähnliches Problem: Den Widerspruch zwischen einer positiven deutschen Nationalidentität und dem Bedürfnis einer Distanzierung von Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Nationalsozialistischer Vergangenheit. Während Herr B diese Spannung von sich aus aufgreift und latent bearbeitet, funktioniert die antiamerikanische Abwehr des Vorwurfes der „Feindseligkeit“ bei Herrn D maßgeblich über explizite Relativierung: Anschläge auf Asylbewerberheime sind „Pappenstiele“ im Vergleich zur Fremdenfeindlichkeit in den USA, der Holocaust ist vor dem Hintergrund von Hiroshima kaum bemerkenswert. Zusätzlich scheint der relativie-

10 Die gleiche Formulierung findet sich bei Frau J: „[...] es wird immer nur auf dem Deutschen rumgehackt und eigentlich unser kleiner Hitler is schon, schon, äh, eigentlich Vergangenheit.“ In ihrem Fall wird als relativierende Vergleichsfolie allerdings „Napoleon“ herangezogen, der „genau die gleichen Kriege geführt“ habe, wie Hitler, dessen Nachfahren dies aber im Gegensatz zu den Deutschen nicht vorgehalten werde.

rende Vergleich mit ‚amerikanischen Taten‘ eine Art „Thematisierungsverweigerung“ zu befördern: Die extrem naheliegende Verknüpfung von fremdenfeindlicher Gewalt in Deutschland mit den Verbrechen des Nationalsozialismus scheint für Herrn D durch sein Amerikabild geradezu blockiert zu sein. Unabhängig davon, ob dies bewusst oder unbewusst geschieht, ist die Fixierung des Gespräches auf amerikanische „Ausländerfeindlichkeit“, „Sklaverei“ und „Lynchmorde“ ausreichend dominant, um die nationalsozialistische Vergangenheit nicht thematisch werden zu lassen.

7.3.2.2 Frau K: Antiamerikanismus und ‚klassischer‘ Antisemitismus

Zum Zweck der Kontrastierung soll hier abschließend auf das Beispiel einer antiamerikanischen Rede eingegangen werden, die sich mit antisemitischen Sprechweisen verbindet, ohne dabei – im Gegensatz zu Herr B und D – eine Latenz- oder Rechtfertigungsfunktion zu übernehmen. Insgesamt ist der Latenzschutz des antisemitischen Sprechens bei Frau K so gering ausgeprägt, dass von einem nahezu expliziten Antisemitismus gesprochen werden kann. Lediglich eine oberflächliche antizionistische „Camouflage“ (Holz 2001, S. 440 ff.; Holz 2005, S. 82 ff.), nach der ‚die Juden‘ stets als „Israelis“ angesprochen werden, grenzt ihre Rhetorik von einem expliziten Antisemitismus ab. Antiamerikanische Sprechweisen spielen als ideologische Latenzsicherung keine Rolle, werden aber im Rahmen der antisemitischen Verschwörungstheorie Frau Ks relevant: ‚Amerika‘ tritt hier als zerstörerische Macht auf, deren untergründiges Wirken zu Kriegen und Konflikten weltweit führt, um aus diesen Profit schlagen zu können. Zum Schluss des Interviews stellt sich zudem heraus, dass Frau K ‚die Juden‘ als treibende Kraft hinter dieser ‚amerikanischen‘ Politik identifiziert. Im Folgenden werden die Eckpunkte dieses antizionistisch-antiamerikanischen Antisemitismus skizziert.

Zu Beginn des Interviews erläutert Frau K, dass ihr die Amerikaner deswegen unsympathisch seien, weil sie ohne nachvollziehbare Gründe „praktisch die halbe Welt mit Krieg überziehen“. Die amerikanisch angeleiteten Interventionen in Irak und Afghanistan, sowie der Konflikt um das iranische Atomprogramm erscheinen ihr als durch die USA und Israel „provoziert“:

Frau K: Die, die äh machen, die, die machen irgendwas, damit es einen Brandherd gibt auf der Welt. Und damit was neues, äh sich entzündet. Ja?

Interviewer: Verstehe ich Sie richtig, dass sind auch amerikanische...

Frau K: Da sind auch Israelis dabei! Ja? Also der M- äh Mossad? Ja, Mossad. Ne, diese Leute.

Interviewer: Der israelische [Geheimdienst]...

Frau K: [Und, und die]... Ja genau, und die Amerikaner haben ja auch solche, diese privaten Sicherheitsleute... [Ja, ja, also]...

Hierbei werden die USA als Profiteure kriegigerischer Auseinandersetzungen dargestellt, die durch das bewusste Anzetteln von Konflikten ihre Militärindustrie in Gang halten: „Die müssen also die äh Kriege anzetteln, damit die Waffenindustrie, äh, äh, gut läuft. Ne?“ Im Nahost Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern sind es hingegen vor allem die Israelis, die einer friedlichen Lösung im Wege stehen, weil sie so „furchtbar dickköpfig“ sind und „sich auch nichts sagen“ lassen. Dabei sei es prinzipiell möglich, dass „Palästinenser und Israelis, äh::, also halt friedlich miteinander leben würden [...] aber die, die Israelis die, die wollen einfach nicht“.

Und auch hinter dem schädlichen Einfluss der US-Politik stehen in Frau Ks Konstruktion letztendlich „die Israelis“. Nachdem der Interviewer sie zum Ende des Interviews auf ihre politische Orientierung anspricht, betont diese, dass sie „wie man sagt, rechts“ sei, jedoch nicht als „ausländerfeindlich“ gelten wolle. Im Anschluss daran bekräftigt sie aber ihre ‚kritische‘ Haltung gegenüber den USA mit dem Hinweis auf „die Regierung, oder, oder wer eben da im Hintergrund das Sagen hat“. Sie berichtet von diversen „unbequem[en]“ Büchern, die sie gelesen und die ihr Einblick in die dubiosen Vorgänge der US-Politik gegeben hätten. Auf die Frage, wer denn ihrer Meinung nach in den USA „im Hintergrund das Sagen“ habe, erläutert sie:

Frau K: Pf::: (.) tja, da dürfen, dürfen Sie mal raten, wer da dahinter steckt.

Interviewer: Ja, Sie meinen, dass die...

Frau K: Die Amerikaner wird, werden, wird von den, von Israel äh, praktisch zum großen Teil dirigiert.

Interviewer: Also von Lobbyisten dann...

Frau K: Von... Ja, jaja, jaja, die haben ja also eine ganze, eine riesen Abteilung in Amerika, ne? In der Politik, ne?

Auf die Nachfrage des Interviewers, wie diese Macht ‚der Israelis‘ zu erklären sei, wo diese doch in den USA eine sehr kleine Minderheit seien, erklärt Frau K: „Mh, pf, ja also die, die streiten halt auch gerne, also... Also das ist das, was sie am besten können.“ Dieselben „Israelis“ stellen weiterhin in Frau Ks Konstruktion Wieder-

gutmachungsforderungen an Deutschland, die ihrer Ansicht nach unangemessen sind und auf „mysteriös[e]“ Weise häufig nicht die rechtmäßigen Adressaten erreichen.

Frau K: [...] Juristen, wo sie da so Massen, äh, äh, na, Gelder von Deutschland gefördert haben, gefordert haben, um, um irgendwelche Leute da auszuzahlen, und früher... Und die haben das dann also irgendwie doch nicht gekriegt, so irgendwie. Ist also irgendwie mysteriös.

Interviewer: Das habe ich nicht ganz verstanden. Gelder...

Frau K: Ja also so, so, ja äh, Ausgleichs-[Gelder irgendwie].

Interviewer: [Nach dem Zweiten Weltkrieg]?

Frau K: Ja, ja, ja. Also, aber mehrmals, ne? Auch wenn wir schon bezahlt hatten, dann kamen sie, dann kamen sie, dasselbe wieder von vorne, ne?

Interviewer: Die Amerikaner jetzt, oder...

Frau K: Nee, also die Israelis in, in Amerika, ne? Die haben sich dann äh, so einen, so einen speziellen Anwalt genommen, und dann machen sie solche, äh, äh, äh, solche Sammelklagen, ne, ne?

Interviewer: Was Ihnen jetzt dubios, oder irgendwie unrechtmäßig erscheint?

Frau K: Ja, beziehungsweise, irgendwie haben die glaube ich, äh, die Betroffenen die Gelder auch gar nicht so bekommen, irgendwie, wie, wie das jetzt sein soll, oder so irgendwas, ne?

Spätestens an dieser Stelle ist klar erkennbar, dass die Bezeichnung „Israelis“ in Frau Ks Rede als antizionistische Camouflage eines antisemitischen Judenbildes fungiert: Es ist nicht davon auszugehen, dass mit den „Israelis [...] in Amerika“, die besagte Kompensationsforderungen stellen, tatsächlich allein israelische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger gemeint sind, die in den USA leben. Diese Annahme ist auch vor dem Hintergrund plausibel, dass in der obigen Sequenz implizit der Holocaust thematisiert wird – das einzige Auftreten von Latenzkommunikation in diesem Interview –, in dem bekanntlich nicht „Israelis“ sondern Jüdinnen und Juden verfolgt wurden. Die Behauptung, geleistete Kompensationszahlungen seien nicht an die „Betroffenen“ weitergeleitet worden, impliziert zudem, dass es Betroffene und also auch die Verbrechen gegeben hat, für die nun kompensiert werden soll. Damit klingt der Holocaust in Frau Ks Rede zumindest implizit an, jedoch, gemäß

den Regeln eines sekundären Antisemitismus, in erster Linie als Problem der deutschen Wir-Gruppe und unter Verwendung antisemitischer Stereotype. So müssen die Deutschen in dieser Konstruktion ‚immer wieder‘ Zahlungen leisten, auch „wenn wir schon bezahlt hatten“, die Schuld also bereits abgegolten war, und werden somit erneut zum Opfer ‚jüdischer Gier‘ und ‚Betrügerei‘ stilisiert. Ein weiteres antisemitisches Motiv liegt darin, dass ‚die Juden‘ als in sich gesplattene, selbstzerstörerische Einheit konstruiert werden (vgl. Holz 2001, S. 243 ff.). „Die Israelis“ treten einerseits als geschlossene Gruppe auf, die durch ihre ‚übertriebenen‘ Kompensationsforderungen die deutsche Wir-Gruppe ausbeuten; zugleich betrügen sie sich aber untereinander, so dass ihr ‚parasitärer‘ Charakter gewissermaßen auch nach Innen wirkt. Trotz dieser inneren Spaltung bleiben ‚die Juden‘ aber gemäß der antisemitischen „Regel der Identität“ (ebd., S. 158 f.) als paradoxe Einheit bestehen, der sämtliche negativen Attribute kollektiv zugeschrieben werden.

Hinsichtlich der Latenzfunktion ihrer antisemitischen und antiamerikanischen Konstruktionen stellt Frau K einen Grenzfall dar: Zwar ist sie sich der Sanktionierungen hinsichtlich antisemitischer (und generell vorurteiliger) Rede durchaus bewusst, was an ihrem Gebrauch der antizionistischen Camouflage („Israelis“ statt ‚Juden‘), an der nahezu vollkommenen Ausblendung des Holocaust sowie an ihrer Selbstrechtfertigung als „rechts und doch wieder nicht rechts“ erkennbar wird. Zugleich ist aber der Latenzschutz in ihrer antisemitischen Kommunikation nur äußerst unvollständig ausgeprägt. So finden sich kaum latente Thematisierungen des Holocaust, d.h. dieser wird nur in der Rede von ‚unangemessenen‘ Wiedergutmachungsforderungen implizit angesprochen, ansonsten aber vollkommen ausgeblendet. An keiner Stelle versucht Frau K – im Gegensatz zu Herrn B – ihre eigene demokratische oder humanistische Ablehnung der nationalsozialistischen Judenvernichtung auszudrücken. Darüber hinaus ist auch die antizionistische Camouflage, nach der ‚Juden‘ stets nur als „Israelis“ angesprochen werden, nur ein notdürftiger Schleier für den Gebrauch klassischer antisemitischer Stereotype (‚jüdische Streitlust‘, ‚Starrsinn‘, ‚Gier‘ und ‚Betrug‘, ‚Drahtzieher‘ in den USA), die zur Erklärung weltweiter Konflikte dienen. Insbesondere macht Frau K, im Unterschied zu den vorigen Beispielen in diesem Kapitel, keinen rechtfertigenden oder latenz erzeugenden Gebrauch von antiamerikanischen Stereotypen. Diese sind vielmehr in klassischer Form in ihre antisemitischen Erklärungsmuster integriert: Die USA fungieren demnach als Instrument ‚der Juden‘, mithilfe dessen sie ihren ‚zerstörerischen Einfluss‘ auf die Welt ausüben. Als latenz erzeugendes rhetorisches Mittel dient lediglich die antizionistische Camouflage, so dass von einer Latenz des Holocaust kaum gesprochen werden kann. Latenz bedeutet hier über weite Strecken also tatsächlich „ein Schweigen“ (Milbradt 2013, S. 38; vgl. Kap. 4.6.2): Der Holocaust wird weitestgehend ausgeblendet, nicht aber implizit thematisiert, so dass von einer latenten Bearbeitung der „Paradoxie der Normalisierung“ nicht die Rede sein kann.

Insgesamt ist anhand der Rede von Frau K nicht viel Neues zur Funktion von Antiamerikanismus im Rahmen von Erinnerungspolitik und Antisemitismus zu erkennen. Es treten aber die bereits bekannten Zusammenhänge von antiamerikanischer und antisemitischer Rhetorik in ihrer Funktionsweise noch einmal besonders deutlich hervor: Amerika wird als störende und zerstörerische Macht dargestellt, als nationale Verkörperung eines amoralischen kapitalistischen Profitstrebens, das mit verschwörerischen Methoden seine Ziele verfolgt.¹¹ Als steuernde Kraft hinter diesen zerstörerischen Vorgängen werden ‚die Juden‘ ausgemacht, die mit ihrer ‚Streitlust‘, ‚Gier‘ und ‚Hinterlistigkeit‘ gewissermaßen als ‚un-menschliche‘, personale Verkörperung des amoralischen Wirkens ‚der Amerikaner‘ auftreten.

7.3.3 Zwischenfazit: Antiamerikanismus im Funktionskontext von Erinnerungspolitik, Schuldabwehr und Antisemitismus

Mit der oben rekonstruierten antiamerikanischen Sprechweisen konnte ein differenzierter Einblick in das rhetorische Zusammenspiel antisemitischer und antiamerikanischer Vorurteile gegeben werden. Hierbei wurde vor allem die funktionale Affinität von Antiamerikanismus und demokratischem Antisemitismus herausgearbeitet, die in einer (latenten oder expliziten) Normalisierung des deutschen Vernichtungsantisemitismus besteht. Darüber hinaus wurde die Ergänzung von Amerika- und Judenbildern in einem weltanschaulichen Antisemitismus beschrieben, der in erster Linie welterklärende Funktionen erfüllt. Anhand der drei analysierten Fälle lassen sich also drei Formen dieses Zusammenspiels unterscheiden. Im Fall von Herrn B ist die funktionale Analogie von Antiamerikanismus und demokratischem bzw. sekundärem Antisemitismus besonders ausgeprägt: Nicht nur bearbeitet der antiamerikanische Gebrauch der Bilder einer ‚amerikanischen Weltpolizei‘ sowie eines ‚amerikanischen Genozids‘ dieselbe Paradoxie deutscher Nationalidentität nach 1945, sondern er stimmt auch in den rhetorischen Formen überein. D.h. es wird mit den Mitteln der Täter-Opfer Umkehr, der Kommunikationslatenz und des relativierenden Vergleichs gearbeitet, die auch im sekundären Antisemitismus zu finden sind.

Die antiamerikanische Rhetorik Herrn Ds stellt eine weniger komplexe Variante dieser ideologischen Funktion dar: Zwar wird auch hier das Problem einer „Paradoxie der Normalisierung“ deutscher Nationalidentität behandelt; jedoch greift Herr D dabei weder auf das Mittel der Täter-Opfer Umkehr, noch auf eine latente Kommu-

11 In diesem antiamerikanischen Sprechen sind übrigens auch kontrastierende Funktionen zu finden, wie sie anhand der Fälle von Herrn F und C in Kapitel 7.2 bereits beschrieben wurden: So ist von der ‚Oberflächlichkeit der Amerikaner‘ und der extremen sozialen Ungleichheit in den USA die Rede, die als negative Kontrastfolie zur Qualifizierung der deutschen Eigengruppe gebraucht werden.

nikation der NS-Vergangenheit zurück. Diese wird vielmehr mit auffälliger Nachhaltigkeit vollkommen ausgeblendet, bis eine direkte Konfrontation mit dem Thema dies unmöglich macht. Ab diesem Punkt bedient sich Herr D der expliziten Relativierung bzw. Externalisierung der Genozid-Problematik durch direkten Vergleich mit vermeintlich ebenso gravierenden amerikanischen Taten. Auch hier dient anti-amerikanisches Sprechen also der Normalisierung eines deutschen Nationalismus, jedoch gelingt es Herrn D nicht im selben Maße wie Herrn B, die darin beschlossene normative Paradoxie ideologisch aufzuheben: Ohne die Mittel der Kommunikationslatenz und Täter-Opfer Umkehr ist er gezwungen, dem erinnerungspolitischen Common Sense einer besonderen historischen Schuld und Verantwortung Deutschlands offen zu widersprechen. Dementsprechend abrupt endet an dieser Stelle dann auch das Interviewgespräch durch einen radikalen Themenwechsel des Teilnehmers.

Am Beispiel von Frau K wurde eine Funktion anti-amerikanischen Sprechens als integraler Teil einer antisemitischen Argumentation aufgezeigt. Bilder einer zerstörerischen ‚Weltmacht USA‘ sowie eines ‚kriegslüsternen Israel‘ greifen ineinander bei der Konstruktion bzw. Erklärung eines Weltweiten Bedrohungsszenarios, in dem durch verborgene ‚Drahtzieher‘ um des Profites willen Kriege angezettelt werden. Antisemitisch ist diese welterklärende Rhetorik, weil ebenjene ‚Drahtzieher‘ als „Israelis“ identifiziert werden, womit gemäß Frau Ks antizionistischer Camouflage ‚Juden‘ gemeint sind. Anti-amerikanische Sprechweisen erfüllen hier also keine Latenz- oder Normalisierungsfunktion, sondern ergänzen sich mit antizionistisch-antisemitischen Klischees zu einer welterklärenden Rhetorik.

Die Zusammenschau aller drei präsentierten Anti-amerikanismen gibt Einblick in das rhetorische Zusammenspiel anti-amerikanischer und antisemitischer Rhetoriken. Vor dem Hintergrund der obigen Falldarstellungen wird eine mögliche Erklärung der statistisch beobachteten Korrelationen zwischen Antisemitismus und Anti-amerikanismus ersichtlich: Beide Vorurteilsformen wären demnach deshalb assoziiert, weil sie eine ideologische Bearbeitung desselben Identitätsproblems des deutschen Nationalismus nach 1945 ermöglichen und dabei auf ähnliche rhetorische Muster zurückgreifen. Die von Klaus Holz beschriebene „Paradoxie der Normalisierung“ kann auch anti-amerikanisch bearbeitet werden, mithilfe der rhetorischen Mittel der Täter-Opfer Umkehr, der Kommunikationslatenz sowie der vergleichenden Relativierung. Am Beispiel von Herrn B lässt sich das Zusammenspiel aller drei Rhetoriken beobachten, während die Rede von Herrn D eine rhetorisch weniger komplexe, dadurch aber auch ideologisch weniger effektive Variante veranschaulicht, in der lediglich die explizite Relativierung des Holocaust erzielt wird. Anhand der antizionistisch-antisemitischen Konstruktion von Frau K lässt sich darüber hinaus eine weitere Erklärungshypothese entwickeln, der zufolge Anti-amerikanismus als ergänzendes Moment einer antisemitischen Welterklärung auftreten kann. ‚Isra-

el‘ und ‚Amerika‘ fungieren dann als unterschiedene Erscheinungsformen desselben zerstörerischen ‚jüdischen Einflusses‘ auf das Weltgeschehen.

7.4 ANTIAMERIKANISMUS IM FUNKTIONSKONTEXT VON ETHNOZENTRISMUS UND RASSISMUS

Im vorigen Teilkapitel wurde eine ideologisch-rechtfertigende Funktion antiamerikanischer Rede rekonstruiert. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass ‚Amerika‘ in ihr nicht nur der Konturierung und Evaluation einer nationalen Wir-Gruppe dient, sondern zugleich bestimmte problematische Aspekte dieser Wir-Gruppenkonstruktion aufgegriffen und bearbeitet werden. Am Beispiel von Herrn B konnte gezeigt werden, wie Amerikastereotype dazu gebraucht werden können, eine kontinuierliche deutsche Wir-Gruppe zu konstruieren, in der das ‚demokratische Deutschland‘ mit den Täter-Generationen des NS versöhnt und zugleich die nationalsozialistische Judenvernichtung verdeckt und verharmlost wird.

Im vorliegenden Abschnitt soll nun eine ähnliche ideologische Doppelfunktion antiamerikanischer Rhetorik aufgezeigt werden, die sich im Kontext von Ethnozentrismus und Rassismus rekonstruieren lässt. Am Beispiel von Herrn A wird gezeigt, wie Bilder amerikanischer ‚Kultur-‘ und ‚Wurzellosigkeit‘ dazu gebraucht werden können, eine ethnozentrisch-essentialistische Nationalidentität zu konstruieren, während zugleich Bilder eines ‚amerikanischen Rassismus‘ dazu verhelfen, die rassistischen Aspekte dieser Wir-Gruppenkonstruktion zu externalisieren bzw. zu relativieren. Ähnlich wie in den in Kapitel 7.2 geschilderten Fällen werden antiamerikanische Sprechweisen also dazu gebraucht, die Tugenden der Eigengruppe zu demonstrieren und in einer essentialistischen Ursprungserzählung abzustützen. Diese antiamerikanisch aktualisierte Wir-Gruppenkonstruktion geht aufgrund ihres ethnozentrisch-essentialistischen Charakters mit fremdenfeindlichen und rassistischen Rhetoriken einher und gerät somit in Widerspruch zu demokratisch-egalitären Normen. Dieser Widerspruch wird von den Interviewteilnehmenden selbst reflektiert, d.h. Menschenfeindlichkeit und Rassismus werden als Problemgegenstände aufgegriffen. Bezeichnend ist nun, dass dies in allen hier präsentierten Fällen unter Verweis auf den Rassismus ‚der Amerikaner‘ geschieht, der, so soll gezeigt werden, als negative Vergleichsfolie zur Relativierung bzw. Externalisierung des Rassismusproblems dient. Rassismus ist nach dieser Logik immer das, was in Amerika passiert, während die (eigene) systematische Exklusion oder Abwertung von ‚Türken‘, ‚Russen‘, ‚Amerikanern‘, etc. in Deutschland legitimer Ausdruck nationaler Identität ist.

Diese Rhetorik kommt teilweise explizit und vergleichsweise offen zum Einsatz; so thematisieren Herr E und Herr D jeweils explizit die Gefahr, aufgrund der von ihnen vertretenen Positionen als „Nazi“ oder „feindselig“ angesehen zu werden, und weisen diesen Vorwurf präventiv zurück. Um ihr Argument zu bekräftigen, rekurren sie auf den ‚wirklichen‘ Rassismus ‚der Amerikaner‘. Von Herrn A hingegen wird die Rassismusproblematik, d.h. der rassistische oder fremdenfeindli-

che Aspekt der eigenen Wir-Gruppenkonstruktion, latent bearbeitet. Es findet sich kein Rekurs auf die Möglichkeit einer politisch-moralischen Sanktionierung seiner Position, stattdessen aber eine nachdrückliche Verurteilung rassistischer Vorgänge in den USA. Diese antirassistische Positionierung wird im Folgenden als implizite Rechtfertigung der eigenen (rassistischen) Position gedeutet: Indem Herr A dieselbe Form rassistischer Diskriminierung im deutschen Kontext befürwortet, in den USA aber vehement ablehnt, bearbeitet er das Dilemma einer gleichzeitig egalitär-demokratischen und ethnozentrischen politischen Orientierung. Der Gebrauch anti-amerikanischer Stereotype erlaubt ihm, ähnlich der Rhetorik von Herrn B, das Problem rassistischer Diskriminierung aufzugreifen und zu relativieren, ohne es (in Bezug auf seine Eigengruppe) jemals explizit ansprechen zu müssen.

Diese Latenzfunktion anti-amerikanischer Rede wird im Folgenden zunächst ausführlich am Beispiel von Herrn A erläutert. Kurzdarstellungen von Interviewauszügen der Teilnehmer E, C und D dienen anschließend dazu, die eingangs entwickelte Deutung zu untermauern, indem Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen den verschiedenen Fällen aufgezeigt werden.

7.4.1 Falldarstellung Herr A: Antiamerikanismus als rassistischer ‚Antirassismus‘

Anhand des Falles von Herrn A lässt sich exemplarisch ein anti-amerikanisches Sprechen zeigen, das zur Legitimation ethnischer Diskriminierung unter den Bedingungen demokratisch-egalitärer Normen dient. Im Folgenden wird zunächst dargestellt, wie Herr A an den USA insbesondere einen dort virulenten Rassismus ablehnt und insofern in seiner Positionierung gegen Amerika eine egalitäre Haltung stark macht: Die rassistische Opposition gegen Obama wird von ihm als unverständlich und ungerecht dargestellt. Im Gespräch über das rassistische Potential der deutschen Bevölkerung zeigt sich allerdings, dass Herr A für die Eigengruppe andere normative Standards anlegt: Dass deutschen Staatsangehörigen mit (insbesondere türkischem) Migrationshintergrund bestimmte politische Ämter (Bundeskanzler, Außenminister) prinzipiell vorenthalten bleiben sollen, gilt ihm im Rahmen der deutschen Wir-Gruppe nicht als rassistisch, sondern als eine Art gesunden Nationalbewusstseins. Diese widersprüchliche normative Konstellation – dass in gewissem Sinne dasselbe Phänomen ethnozentrischer Exklusion in den USA als Rassismus verurteilt, in Deutschland aber legitimiert wird – wird durch den Gebrauch bestimmter Amerikabilder (und korrespondierender Wir-Gruppenbilder) ermöglicht. Das Sprechen über ‚amerikanischen Rassismus‘ wird hier also zum Ausdruck einer rassistischen Praxis. Das Dilemma einer ethnozentrischen und zugleich egalitären Orientierung wird anti-amerikanisch gelöst, indem die Rassismus-Problematik in

Bezug auf die Wir-Gruppenkonstruktion latent gehalten wird, während sich die Anerkennung der egalitären Norm im Protest gegen amerikanischen Rassismus äußert.

7.4.1.1 Rassismus in den USA und Deutschland

Zum Einstieg des Interviews bittet der Interviewer Herrn A um eine Erläuterung seiner Zustimmung zum Survey-Item „Mir sind die US-Amerikaner eher unsympathisch“. Herr A zählt eine Reihe ungeliebter Eigenschaften ‚der Amerikaner‘ auf, unter denen sich neben deren vermeintlicher Arroganz und Überheblichkeit auch rassistische Anfeindungen gegenüber US-Präsident Barack Obama finden.

Herr A: [...] mit dem jetzigen Präsidenten, mit dem Obama, da hat nun wirklich, sag ich mal, ich persönlich, irgendwie die Hoffnung gehabt, okay, jetzt wird sich etwas ändern, wobei ich so ein bisschen auch meine Zweifel hatte, ob sich das ändern wird, weil der Weiße halt immer noch die Herrschaft in den USA, und das zeigt sich wohl jetzt immer stärker. Die fahren wirklich einen Staat an die Wand, nur um eine Regierung fertig zu machen, einen schwarzen Präsidenten fertig zu machen, und – okay, und dann die Herrschaft wieder übernehmen zu können.

In einer späteren Sequenz fragt der Interviewer Herrn A noch einmal nach dessen Einschätzung, dass Obama ‚ein Problem wegen seiner Hautfarbe haben könnte‘, und dieser antwortet:

Herr A: Haben könnte? Er hat ein Problem wegen seiner Hautfarbe. Ich meine, diese, diese Gegenpartei, die jetzt gerade (.) – jetzt fällt mir der Namen nicht von der Truppe ein – (.) da gibt es doch so eine...

Interviewer: Die Tea Party Bewegung.

Herr A: Tea, Tea Party, genau die hier! Und die proklamieren ja das wirklich in der Öffentlichkeit, den Mann total zu diffamieren und bloßzustellen. Und die gesamte Regierung (.) bloßzustellen, also, Mobbing, oder vielleicht ist es noch schlimmer, was die da drüben treiben. Das wird ja sehr offensichtlich dargestellt! Auch die Meinungen, die dort öffentlich dargestellt werden, das ist ja schon manchmal verrückt. Also, da muss man sich als Deutscher schon an den Kopf langen, wie man so was öffentlich und mit einer hundertprozentigen Sicherheit darstellt. Bloß um diesen, um diese Regierung zu stürzen. Und alles wieder zurückzubringen, nur den Schwarzen nicht an die Macht zu lassen. (...) Ja.

Als Beispiel für eine rassistisch motivierte Opposition gegen Obama werden hier zunächst Tea-Party-Aktivist:innen genannt. Diese ‚diffamieren‘ und ‚mobben‘ den Prä-

sidenten, um „den Schwarzen nicht an die Macht zu lassen“. Zugleich wird die Eigengruppe in scharfen Kontrast zu diesem Verhalten gesetzt: „als Deutscher“ ist eine solche Anfeindung völlig unverständlich und scheint bei Herrn A nur Ablehnung und Verwunderung zu erzeugen. Herrn As Konstruktion einer amerikanischen Machtelite, die aus rassistischen Motiven die Präsidentschaft Obamas sabotiert, wird im Anschluss an diese Stelle im Zusammenhang mit einem wirtschaftlichen Abschwung in den USA weiter ausgeführt:

Herr A: [...] Aber die haben ganze Städte blankgemacht. Die haben Werke dichtgemacht. Die haben nichts mehr investiert! Wenn (.) ich (.) was tun will für mein, für mein Land oder für meine, für meinen Konzern, dann versuche ich doch, in den USA (.) hier wirtschaftlich was aufzubauen. Die haben da gar kein Interesse! Mir scheint, die fahren das mit Absicht runter, um die Regierung (.) in den Ruin zu treiben! [...] Und das ist ja eine richtige Strategie, wie man das langsam beobachtet. Du hörst wirklich nicht, das die da drüben wirklich (.) aggressiv was tun! Ich meine, gut, hier in Deutschland, in Europ-, in Deutschland ist es se:hr (.) wir sind sehr aggressiv auf dem Weltmarkt. [...] Der Ami tut das gar nicht, der macht da nichts! Das ist irgendwie scheint mir (.) schlafen die da drüben, ich habe keine Ahnung!

Herr A deutet hier in verschwörungstheoretischer Manier an, dass die gegenwärtigen wirtschaftlichen Probleme in den USA ebenfalls durch den Rassismus ‚der Amerikaner‘ bzw. der „Lobby“ (ebd., S. 122) in Industrie und Wirtschaft erklärt werden könnte, die es vorziehe, ihre eigenen Unternehmen zu ruinieren, anstatt einen schwarzen Präsidenten im Amt zu belassen. Diese Passage verdeutlicht zusätzlich, dass Rassismus im Amerikabild von Herrn A ein großer Stellenwert zukommt. Bis hierher könnte man diese Position als anti-rassistische Haltung mit verschwörungstheoretischen Zügen werten. Der weitere Interviewverlauf legt aber eine andere Lesart dieses Interesses an ‚amerikanischem Rassismus‘ nahe. Diese beginnt sich abzuzeichnen, als der Interviewer das Gespräch auf die Möglichkeit einer vergleichbaren Rassismus-Problematik in Deutschland lenkt. Auf die Frage, ob hier eine ähnliche Anfeindung eines Politikers denkbar wäre, antwortet Herr A:

Herr A: Inwieweit? Durch Rassismus, oder was? [...] Das glaube ich nicht, das glaube ich nicht. In Deutschland... (.) Es gab auch so: (.) Lobbys, es gab eine Herrschaftsschicht, nur die bröckelt ziemlich stark. Und (.) das sieht man auch an der Parteiengesellschaft. [...] Aber diese, dieses Lobby, dieses, dieses Lobbydenken früher, mit Regierung und so, das ist alles nicht mehr da. Man weiß wirklich nicht, wer morgen regiert!

Die Existenz rassistischer Tendenzen in Deutschland wird vom Teilnehmer zunächst also rundheraus abgestritten. Unmittelbar darauf wechselt er das Thema und spricht nun von Orientierungslosigkeit und Unsicherheit in der deutschen Parteipolitik. Um den Vergleich zwischen den USA und Deutschland zu betonen, fragt der

Interviewer an dieser Stelle nach, ob sich Herr A die Wahl eines türkischstämmigen Bundeskanzlers in Deutschland vorstellen könne. In Herrn As Reaktion auf diese Frage wird die normative Ambivalenz seiner Wir-Gruppenkonstruktion erkennbar:

Herr A: Oje. (...) Oje, oh, das kann ich mir (lacht) nicht vorstellen, dass es das tut. Da::s glaube ich nicht. Also:::, also ich denke mal, der Deutsche, der Deutsche::... (..) Ich sage mal, im Geheimen ist er ein Deutscher. (...) Das, was da (.) akzeptiert wird ode:r, wie sagt man, geduldet wird, (.) das sind die (.) Türken, Italiener, Griechen. Das wird geduldet, sage ich mal. Aber wirklich lieben tut die keiner. Ich meine, Italiener vielleicht, Spanier auch, weil die nicht dieses (.) Machtstreben haben. Der Türke ist da schon, hat da schon ein Machtstreben. Ja. Wenn der türkische Staatspräsident da sich aufspielt, ihr dürft in Deutschland alles machen, aber eure Religion dürft ihr nie vergessen. Also (.) sicher (.), man hat schon, man hat schon ein bisschen im Hintergrund ob die Türken... Also, die haben zwar damals in Wien die Schlacht verloren, aber vielleicht unterwandern die das. Davor hat der Deutsche, denke ich, Angst. Vor dem Islam, vor den Türken (.) und das, das (.) merkt man manchmal, wenn das alles unterwandert wird. Ja, man verweicht etwas, man weicht gewisse Dinge auf, und merkt aber nicht, dass man andere Dinge zulässt, ja. Und (.) davor haben viele Angst. Und das, was der Sarrazin da in seinem Buch dargestellt hat, das zeigt die Angst, das zeigt die Angst.

Was an den USA als Rassismus kritisiert wurde, der Ausschluss von politischen Ämtern aufgrund ethnischer Kriterien, wird für die deutsche Eigengruppe hier emphatisch befürwortet. Diese Befürwortung wird zwar über weite Strecken so vermittelt, als gebe Herr A lediglich die ‚Meinung des Volkes‘ wieder, kann aber aufgrund der insgesamt sehr nachdrücklichen Ablehnung sowie des völligen Fehlens jeglicher Problematisierung der beschriebenen Positionen als Haltung des Sprechers selbst gelesen werden.¹ „Türken, Italiener, Griechen“ werden in Deutschland zwar geduldet, als Teil der nationalen Wir-Gruppe nach Herrn As Verständnis aber nicht angenommen. Auffällig ist hierbei einerseits die Abwertung und Ablehnung von „Türken“, die als Bedrohung der deutschen Wir-Gruppe gekennzeichnet werden: Bilder eines türkischen „Machtstreben[s]“, einer religiösen ‚Unterwanderung‘ Deutschlands werden aufgerufen um ein insgesamt islam- und ausländerfeindliches Szenario zu zeichnen. Dieses wird unter Verweis auf die Mehrheit ‚des Volkes‘ bzw. den Erfolg von Sarrazins Buch als legitime Angst beschrieben. Andererseits werden hier schon Grenzen der Sagbarkeit thematisiert, die in einem späteren Abschnitt dieser Analyse größere Bedeutung gewinnen: „Der Deutsche“ ist nur „im Geheimen [...] ein Deutscher“. Dies ist als Ergänzung der zuvor festgestellten Unmöglichkeit eines türkischstämmigen Bundeskanzlers zu lesen. Die ethnozentrische

1 Diese Lesart wird auch durch spätere Sequenzen gestützt, in denen sich Herr A gegen „Verfremdung“ und für ethnische Identität und Homogenität ausspricht (vgl. Kap. 7.4.1.2).

Exklusion, wenngleich i.d.R. nicht öffentlich geäußert, ist Teil der nationalen Identität: „Im Geheimen“ ist der Deutsche ein Deutscher, und was geheim bleiben muss, ist eben die Ablehnung der ‚Ausländer‘.

Insgesamt findet sich also bei Herrn A die widersprüchliche Konstruktion, dass der gleiche Sachverhalt, der in den USA als Rassismus problematisiert wird, in der deutschen Eigengruppe als legitimer Ausdruck nationaler Identität gilt. Dies bekräftigt Herr A im Anschluss an die oben zitierte Sequenz, indem er mit Cem Özdemir² ein Beispiel für jene Deutschen mit Migrationshintergrund gibt, denen bestimmte politische Ämter seiner Ansicht nach verwehrt sind (bzw. sein sollten):

Herr A: Nein, glaube ich nicht, glaube ich nicht. Also wenn schon... In Deutschland glaube ich das gar nicht. Also das kann das hin und her sein, wie auch immer. Also, von mir aus kann der Özdemir, was weiß ich, kann der Entwicklungsminister sein oder irgendwas, aber der wird nie Außenminister sein. Kann ich mir nicht vorstellen. Und Bundeskanzler sowieso nie.

Bezeichnend an dieser Position ist, dass Herr A der Selbstwiderspruch, den ich oben aufgezeigt habe, selbst nicht bewusst zu sein scheint bzw. genauer: dass die gleichzeitige Inanspruchnahme egalitärer Normen und ethnozentrischer Exklusivität für ihn offenbar keinen Widerspruch darstellt. Dies wird nicht zuletzt an der relativen Offenheit deutlich, mit der die fremden- bzw. islamfeindliche Diskriminierung türkischstämmiger Deutscher vertreten wird, obwohl zuvor mit Empörung über amerikanischen Rassismus in einem vergleichbaren gesellschaftlichen Bereich gesprochen wurde. Ich werde im folgenden argumentieren, dass die Kontrastierung von ‚amerikanischem Rassismus‘ und ‚deutschem Nationalbewusstsein‘ als rhetorische Rechtfertigung jener widersprüchlichen normativen Konstellation funktioniert: Die Ablehnung von amerikanischem Rassismus ermöglicht es Herrn A, ethnische Diskriminierung (in Deutschland) zu legitimieren, und sich zugleich auf egalitäre Normen (hinsichtlich der USA) zu beziehen. Das vermeintlich kritische Zurückweisen von Rassismus in den USA wird somit zum Moment einer rassistischen Praxis.

Man könnte dies auch so formulieren, dass sich mit der anti-rassistischen Haltung des Teilnehmers ein ethnopluralistisch eingegerter Vollzug der Gleichheitsidee verbindet, in dem ethnische Gruppen nur insofern gleichberechtigt sind, als jeder Gruppe ein nationaler Ort zugewiesen wird, an dem sie gewisse naturgegebene Vorrechte genießt. Nach dem Vorbild eines „Herder’schen“ Modells ethnischer Grenzziehung (Wimmer 2008, S. 60) verbindet sich der formale Gleichheitsgrundsatz mit einem ethnischen Verwandtschaftsglauben (Sutterlüty 2008); so können

2 Gemeint ist der Bundesvorsitzende der Partei Bündnis 90/Die Grünen, der 1994 als erster Abgeordneter mit türkischem Migrationshintergrund in den deutschen Bundestag gewählt wurde (vgl. Özdemir).

‚ethnisch Deutsche‘ gegenüber ‚ethnisch Fremden‘ privilegiert werden, ohne dass dadurch der Gleichheitsgrundsatz verletzt würde. Die ethno-nationalistische Personenauffassung bildet die „Maske der Gleichheit, unter der die einzelnen in das Blickfeld der egalitären Einstellung treten“ (Menke 2004, S. 41). Diese Variante der egalitären Einstellung beinhaltet also zugleich ein anti-egalitäres Moment: Sie rechtfertigt diskriminierende hierarchische Ungleichheitsbeziehungen. Das Amerikabild von Herrn A erfüllt genau diese ideologische Funktion: Rassismus als Problem der eigenen Position auszuschließen, ohne ein Rassismusproblem ganz leugnen zu müssen.

7.4.1.2 „Kultur“ und Ethno-Nationalismus

Die oben entwickelte Deutung eines funktionalen Zusammenhangs von Amerikabild, Wir-Bild und rassistischer Praxis lässt sich zusätzlich anhand von Interviewstellen untermauern, in denen das Thema ‚amerikanischer Kultur‘ verhandelt wird. In Abgrenzung zu den USA und deren „Mischmasch von Kulturen“ konturiert Herr A hier das Bild einer kulturellen Homogenität und Traditionalität der deutschen Eigengruppe. Der Begriff der Kultur, so werde ich im Folgenden argumentieren, kann im Sprachgebrauch von Herrn A als ein Ausdruck seines Ethnozentrismus gelesen werden: Mit ‚Kultur‘ ist demnach die jeweilige ‚Substanz‘ einer ethnischen Gemeinschaft bezeichnet. ‚Kultur‘ ist die Chiffre, mit der das „stahlharte Gehäuse der Zugehörigkeit“ ethno-nationaler Identität (Nassehi 1997a) reproduziert wird.

Im Anschluss an das Thema amerikanischer Einflüsse auf Deutschland spricht der Interviewer Herrn A auf das Thema amerikanischer Kultur an und fragt ihn, wo ihm diese im Alltag begegne. Herr A reagiert, indem er die vermeintliche Substanzlosigkeit amerikanischer Kultur der „gewachsene[n] Kultur“ Deutschlands gegenüberstellt:

Herr A: Die haben gar keine. (lacht) Also die Kultur, wenn man, man das versteht als Denker und Dichter, was hier Deutschland in den letzten 200, 300 Jahren, oder noch viel länger – das hat ja schon noch viel viel früher angefangen – aber was so wirklich stark war, war die Klassik, Goethe, Schiller (.), das hat es in den USA nicht so gegeben. Weil die USA ist ein Mischmasch von Kulturen! Eine eigene... Ich denke, das war mehr wirtschaftlich, was da drüben aufgebaut wurde, und dann schwappte das hier rüber als Idee:::, und das wurde vermarktet, und so ging es zum nächsten Teil über. Eine wirkliche Kultur hat USA (.) gar nicht.

Einer einheitlichen Traditionslinie deutscher Kultur stellt der Interviewteilnehmer die Heterogenität amerikanischer Un-Kultur gegenüber. Was von ihm als amerikanische Kultur dennoch angesprochen wird, ist Herrn A zufolge eher durch „wirtschaftlich[e]“ Prozesse entstanden. Einem traditionsreichen Amerika-Stereotyp folgend, trennt Herr A wirtschaftliche von kulturellen Entwicklungen und identifiziert

dabei die USA mit ersterem, die Eigengruppe hingegen mit der Ursprünglichkeit und Homogenität von ‚Kultur‘ (vgl. Diner 2003, S. 46; Jaecker 2014, S. 130 ff.). Dieser Kulturbegriff, so werde ich zeigen, steht in Herrn As Gebrauch tatsächlich aber für die *Natur* des deutschen ‚Volkes‘, wie es vielfach für moderne Formen von Rassismus beschrieben wurde (vgl. Nassehi 1997a, S. 182 ff.; Martin 2010, S. 65 ff.). Die kulturelle Traditionsgemeinschaft funktioniert, ähnlich wie in Kapitel 7.2.2 am Beispiel von Herrn F beschrieben, als essentialistische Volksgemeinschaft. Dieses Verständnis von Kultur als quasi-natürlicher Substanz ethnischer Abstammungsgemeinschaften wird in der Metaphorik der folgenden Sequenz erkennbar:

Herr A: Warum. (...) Also, sage mal, hier in Deutschland, in Europa, das ist eine gewachsene Kultur, von den Germanen angefangen, und das hat es in den USA gar nicht gegeben. Es gab die Inder, äh, die Indianer, und dann kam der Mischmasch mit Spanien und England und Iren und was weiß ich. Deutsche waren auch dabei, und das hat ja erst so ab, was weiß ich, wann die rüber sind. 1800 (.) sind die rüber, und haben eigentlich nur leben wollen, ihr Land bewirtschaften wollen, und mehr gab es da nicht. (.) Wahrscheinlich ist das dieser, dieser krasse Unterschied, ja. (.) Und bei uns ist das mehr eine gewachsene Sache. (.) Das kann man in den USA in dem Maße gar nicht aufbauen, denke ich. (.) Ja, der Chinese hat zum Beispiel auch eine Kultur. (.) Die ganzen Mings, und wie die alle heißen, ja. Auch der Inder hat eine Kultur. Eine gewachsene Kultur. Und das ist in den USA gar nicht.

Die USA und ihr „Mischmasch von Kulturen“ dienen hier als Kontrastfolie nicht nur zur Konstruktion und Bewertung der eigenen nationalen Identität, sondern, wie der Verweis auf „den Chinesen“ und dessen ebenfalls „gewachsene Kultur“ nahelegt, auch der Reproduktion einer ethnopluralistischen Weltansicht, die die Welt in nationale ‚Lebensräume‘ für kulturell und ethnisch homogene Völker aufteilt. Die USA bilden das Außen zu dieser nationalen Ordnung. Eine Nation ‚ohne Kultur‘ heißt hier: eine Nation ‚ohne Volk‘. Im vorigen Abschnitt wurde gezeigt, wie die USA von Herrn A als Beispiel für Rassismus verurteilt werden, während dieser zugleich rassistische Positionen in Bezug auf ‚Ausländer‘ in Deutschland vertritt. ‚Amerika‘ dient dabei der ideologischen Entschärfung des Rassismusproblems, das von Herrn A zugleich reproduziert wird. Anhand der hier präsentierten Stellen wird nun eine zusätzliche Funktion der gebrauchten Amerikastereotype erkennbar: ‚Amerika‘ dient nicht nur der rhetorischen Kontrolle des Rassismusproblems, sondern wird von Herrn A zugleich zur Konstruktion jener ethno-nationalistischen Wir-Gruppe genutzt, deren Rassismusproblem dann bearbeitet werden muss. Die antiamerikanische Rhetorik hat hier also eine zweifache Wirkung: Sie hilft sowohl bei der ethnozentrischen Konturierung der Eigengruppe, als auch bei der ideologischen Invisibilisierung der rassistischen Komponenten dieser Identitätskonstruktion.

Auf der Grundlage der oben beschriebenen Unterscheidung von amerikanischer Un-Kultur und deutscher Ethno-Kultur lässt sich zusätzlich eine These darüber aufstellen, wieso gerade ‚Amerika‘ sich als Projektionsfläche für diese Doppelfunktion anbietet: Weil es Herrn A zufolge in den USA zwar verschiedene Ethnien gibt, aber keiner davon ein traditionelles Privileg als ‚amerikanisches Volk‘ zuzusprechen ist, darf sich dort auch keine partikulare Gruppe eine Dominanzposition gegenüber einer anderen anmaßen. Wo es keine quasi-natürliche Verbindung von Nation und Ethnie gibt, kann ethnische Ungleichheit nicht legitimiert werden und bedeutet deshalb Rassismus. In Deutschland hingegen, wo die ‚ethnisch Deutschen‘ ein naturwüchsiges Privileg qua ‚kultureller‘ Tradition genießen, stellt die Diskriminierung von ‚Ausländern‘ und anderen Outgroups eine völlig legitime Form der Hierarchiebildung dar. Man kann sagen: Die Unterscheidung von homogener Kulturnation vs. amerikanischem „Mischmasch“ funktioniert nicht nur als evaluatives Kriterium auf der Dimension besser vs. schlechter, sondern die Struktur der Unterscheidung Kultur vs. Un-Kultur ermöglicht zugleich eine ideologische Verschiebung der Rassismusproblematik, die demzufolge erst in dem Moment beginnt, wo sich verschiedene Ethnien außerhalb ihrer ‚natürlichen Lebensräume‘ begegnen. Die rassistischen Implikationen der Konstruktion *eben dieser Lebensräume selbst*, wie sie Herr A vornimmt, werden dadurch effektiv ausgeblendet.

Die ethno-nationalistische Orientierung von Herrn A kann zudem an der folgenden Sequenz verdeutlicht werden, die im Anschluss an die oben zitierte Darstellung eines türkischen Bedrohungsszenarios folgt. Auf die Frage hin, ob Herr A die Angst ‚des Deutschen‘ vor ‚türkischer Unterwanderung‘ für berechtigt halte, antwortet dieser:

Herr A: Ja, ich denke das, ich denke das. Also, hier vielleicht weniger, weil die:: (...), die Leute hier bei uns, in [Stadt 1], Raum [Stadt 1], die Schwaben, die Schwaben, es gibt ja doch viele Schwaben, ja (.), das ist ja ein eigener Kulturstamm. Und die haben eine eigene Mentalität, eine andere, eigene Denkweise, als z.B. ein Rheinländer. [...] Was zum Beispiel auch extrem ist, ist Ostfriesland, zum Beispiel. Die haben das (.) ziemlich extrem mal gemacht, das haben mir... Ich habe geschäftlich viel in Ostfriesland zu tun gehabt, und da haben mir Leute dort drüben erzählt, als damals die Polen rüberkamen ins Ruhrgebiet, nach dem zweiten Weltkrieg, oder vorher schon, aus Polen rüberkamen (.) – die sind ja alle ins Ruhrgebiet, weil es dort Arbeit gab – und dann gab es auch viele, die wollten nach Ostfriesland. Denen haben sie, denen haben sie Geld in die Hand gedrückt und haben gesagt: Da, geh woanders hin. Die haben die nicht rein gelassen, ja (.), und das war ein Volk für sich! Die haben das nicht geduldet. Und die haben auch nicht diese Verfremdung haben wollen. Und ich denke, das ist hier bei uns ähnlich. Es gibt Landstriche, die akzeptieren das alles, für die ist das alles nicht so wichtig. Es gibt aber andere Landstriche, die::: (.) wollen ihre Kultur behalten (.) und pflegen sie auch. Das ist in Bayern so, das ist bei uns hier so.

Zwar wird in diesem Zitat die nationale Unterscheidung ‚Deutsche‘ vs. ‚Türken‘ etc. durch eine Differenzierung von innerdeutschen Ethnien ergänzt: Anstelle ‚des Deutschen‘ stehen nun ‚Ostfriesen‘, ‚Schwaben‘, ‚Bayern‘. Aber das Prinzip ethnischer Homogenität und Territorialität, die gegen „Verfremdung“ verteidigt werden muss, bleibt erhalten, wie sich am zentralen Beispiel „Ostfriesland“ vs. „die Polen“ ablesen lässt. Herr As Begeisterung für ‚deutsche Kulturstämme‘ lässt sich also als innerdeutsche Spiegelung seines Ethno-Nationalismus lesen. Auch diese Aufspaltung der deutschen Wir-Gruppe in ethnische Subgruppen funktioniert dabei als rhetorische Abmilderung der fremdenfeindlich-nationalistischen Konstruktion. Darauf deutet vor allem hin, dass der Ausgangspunkt der obigen Sequenz nicht die Frage nach lokalpatriotischen Abgrenzungen, sondern nach der ‚Unterwanderung‘ Deutschlands durch ‚die Türken‘ war: Wenn Herr A von Ostfriesen und Schwaben als „Volk für sich“ schwärmt, das keine „Verfremdung“ duldet, so schwärmt er implizit von einem ‚deutschen Volk‘, das sich gegen ‚Unterwanderung‘ auflehnt, vermeidet dabei aber den allzu undemokratischen Klang ebendieser Formulierungen.³

7.4.1.3 Zusammenfassung Herr A

In den vorigen zwei Abschnitten wurde gezeigt, wie Antiamerikanismus die ideologische Funktion übernehmen kann, eine gleichzeitige Orientierung an ethnischer Gleichheit und ethnozentrischer Diskriminierung zu ermöglichen. Es wurde argumentiert, dass ‚Amerika‘ bzw. dessen kulturelle Heterogenität im Sprechen von Herrn A einerseits dazu dient, die Traditionalität und essentielle Homogenität der nationalen Wir-Gruppe zu konstruieren und aufzuwerten. Paradoxerweise präsentiert sich Herr A andererseits aber in Abgrenzung gegen ‚Amerika‘ auch als Verfechter gerade jener Gleichheitsgrundsätze, die durch diese Wir-Gruppenkonstruktion verletzt werden. ‚Amerika‘ dient als Kontrastfolie zur Konstruktion einer ethnozentrisch-essentialistischen nationalen Wir-Gruppe sowie zur ideologischen Invisibilisierung des daraus entstehenden normativen Widerspruchs zum egalitären Prinzip.

Aufgrund des vorliegenden Materials kann davon ausgegangen werden, dass es sich dabei nicht um einen bewusst-taktischen Akt der Selbstdarstellung handelt. Damit soll nicht bestritten werden, dass im Sprechen von Herrn A ein gewisses ‚praktisches Bewusstsein‘ (Giddens 1984, S. 41 ff.) der Widersprüchlichkeit seiner normativen Orientierung existiert. Denn auch die Alternativerklärung einer völligen ‚Verblendung‘ des Teilnehmers scheint mir dem Phänomen unangemessen. Vielmehr ist zunächst auf rhetorisch-praktischer Ebene festzuhalten, dass in Herrn As

3 Dies wird auch daran erkennbar, dass „Schwaben“, „Ostfriesen“ und „Bayern“ sich hier nicht gegeneinander verteidigen müssen, sondern gegen „Türken“ und „Polen“: Die leitende Unterscheidung verläuft nach wie vor entlang nationaler Grenzen.

Rede *beides* auftritt: Der Widerspruch zwischen egalitär-antirassistischen und anti-egalitär-ethnozentrischen Positionen und dessen Invisibilisierung. Herr A nimmt den Widerspruch also auf eine praktische Weise durchaus wahr, folgt dabei aber einem ideologischen Muster, durch das die entstehenden Widersprüche im Moment ihrer Reflexion zugleich entschärft, d.h. nicht *als Widersprüche* reflektiert werden.

Die These, dass antiamerikanisches Sprechen die ideologischen Bedingungen für ein egalitäres anti-egalitäres Sprechen bereitstellt, die Ablehnung von ‚amerikanischem Rassismus‘ hier also Ausdruck von Rassismus ist, beansprucht nicht eine Kausalerklärung dieser widersprüchlichen Konstellation zu geben. Dass Herr A widersprechende normative Haltungen vertritt, wird nicht durch sein Amerikabild verursacht, d.h. es wäre z.B. nicht sinnvoll zu behaupten, er sei Rassist (bzgl. der deutschen Wir-Gruppe) *weil* er sich gegen amerikanischen Rassismus richtet, oder vice versa. Was meine Deutung vielmehr erschließen will, ist, dass Herr A rassistisch handelt, *indem* er antiamerikanisch handelt, und wie aus dieser Verknüpfung von antiamerikanischer und ethnozentrischer Sprechweise ein ideologischer Mehrwert entsteht, nämlich das rhetorische Latent-Halten des eigenen Rassismus. Wie in Kapitel 3 und 4 beschrieben wurde, zielt meine Studie nicht primär auf die Entdeckung kausaler Ursachen für antiamerikanisches Sprechen, sondern möchte aufzeigen, inwiefern der Gebrauch bestimmter Amerikabilder in bestimmten weltanschaulichen Kontexten als antiamerikanisches Vorurteil kritisiert werden kann. Auf diese mehrfach gestufte Fragestellung gibt die oben explizierte Deutung folgende Antworten:

(1) Es wurde gezeigt, wie antiamerikanisches Sprechen mit ethnozentrischen, fremdenfeindlichen und rassistischen Identitäts- bzw. Vorurteilkonstruktionen rhetorisch verknüpft werden kann: in einer Kombination von Kontrastierungs- und Rechtfertigungsfunktion bei der Konstruktion ethnozentrischer Nationalidentität. Antiamerikanische Rhetorik scheint im Zusammenhang solcher Ethnozentismen deshalb besonders gut zu funktionieren, weil beide Konstrukte eine besondere Affinität zu einer kulturellen Semantik aufweisen: Wenn „Kultur“ den argumentativen Platz einnimmt, den einst der Rassebegriff belegte, dann werden die ‚kulturlosen‘ USA zu dem Ort, an dem die quasi-natürliche Ordnung der Völker aufgehoben ist. Paradoxerweise wird dadurch in einem „Herder’schen“ Ethnozentrismus ‚Amerika‘ zu dem Ort, an dem Rassismus als Problem erst möglich wird, gerade weil hier die natürliche ethno-nationale Ordnung aufgehoben ist: Amerika versinnbildlicht innerhalb einer rassistischen Weltsicht die Möglichkeit, dass die hierarchische Ordnung der ‚Völker‘ nicht naturgegeben sein könnte. ‚Rassismus‘ wird damit im antiamerikanischen Sprechen ironischerweise zum Titel für das ‚Rassenproblem‘ der Rassisten, das gerade nicht darin besteht, dass Menschen aufgrund ethnischer Zuschreibungen diskriminiert werden, sondern dass die ethno-nationale Ordnung der Welt aus den Fugen zu geraten scheint.

(2) Dabei wurde zugleich veranschaulicht, wie der vorurteilige Sinngehalt einer bestimmten amerikabezogenen Sprechweise – hier insbesondere die Bilder eines amerikanischen Rassismus und amerikanischer Kultur – als performative Bedeutung rekonstruiert werden kann: Erst der Gebrauch besagter Amerikabilder im Kontext von Ethnozentrismus und Fremdenfeindlichkeit macht sie zum Moment antiamerikanischer Rhetorik. Damit wird der antiamerikanische Gehalt der analysierten Aussagen unabhängig davon bestimmbar, ob diese unmittelbar feindselig gegen ‚Amerikaner‘ sind, sowie unabhängig vom propositionalen Gehalt der getroffenen Aussagen (vgl. Kap. 2.3).

7.4.2 Zusätzliche Interviewbeispiele: Ähnliche antiamerikanische Sprachgebräuche im Kontext von Rassismus und Ethnozentrismus

Um die Funktionsweise der im vorigen Abschnitt beschriebenen antiamerikanischen Rhetorik zusätzlich zu verdeutlichen, wird im Folgenden auf vergleichbare Sprechweisen in der Rede drei weiterer Fälle verwiesen. Herr E, Herr C und Herr D greifen in ähnlicher Weise das Bild eines ‚amerikanischen Rassismus‘ auf, um damit eine egalitäre, anti-rassistische Haltung vor dem Hintergrund eigener rassistischer bzw. fremdenfeindlicher Positionen zu markieren. Aus Gründen der Übersichtlichkeit und Lesbarkeit der vorliegenden Arbeit können diese Fälle nur kurz skizziert dargestellt werden. Daher werden die Fälle von Herrn C und D ohne ausführliche Zitate aus dem Interviewmaterial zusammengefasst.

7.4.2.1 Herr E

In der Rede von Herrn E lässt sich eine fremdenfeindliche Rhetorik beobachten, in der „Ausländer“ pauschalisierend zu einer Bedrohung der deutschen Wir-Gruppe erklärt werden. Hierbei greift der Interviewteilnehmer in ähnlicher Weise wie Herr A auf Bilder eines amerikanischen Rassismus zurück, um seine eigenen Positionen präventiv gegen Rassismusvorwürfe abzusichern. Im Unterschied zu Herrn A geschieht dies aber explizit, d.h. es wird vom Interviewteilnehmer direkt angesprochen, dass eine pauschalisierend negative, seinem eigenen Verständnis nach ‚kritische‘, Darstellung von „Ausländern“ Gefahr läuft, als fremdenfeindlich angesehen zu werden. In der antiamerikanischen Rhetorik von Herrn E fehlt hier also jene Latenzfunktion, mit der das Problem eines möglichen fremdenfeindlichen oder rassistischen Gehalts der eigenen Position zugleich verdeckt wird.

Das Interviewmaterial wurde im Rahmen der in Kapitel 5.4 beschriebenen dritten Pilotstudie erhoben. Der Interviewleitfaden sah hier u.a. Fragen zur sogenannten „Deutschenfeindlichkeit“, also einer gegen deutsche Personen gerichteten Men-

schenfeindlichkeit, vor. Letztere bildet auch den Einstieg zu den im Folgenden dargestellten Interviewsequenzen. Auf die Frage des Interviewers, ob Herr E mit dem Begriff „Deutschenfeindlichkeit“ etwas anfangen könne, antwortet dieser:

Herr E: [...] Das gibt's schon immer, nur w-, wird das immer totgeschwiegen. Das wird nicht, äh, wie soll ich sagen, das wird halt nicht publik gemacht. Wurde schon vor zwanzig, dreißig Jahren wurden in, was weiß ich, in Discotheken oder Clubs wurden vielleicht, was weiß ich, deutschlandweit bestimmt im Monat zwanzig, dreißig Leute ab (...), von irgendwelchen Ausländern abgestochen oder irgendwie, irgendwas in der Art ist vorgefallen, aber das wurde immer mehr oder weniger totgeschwiegen, nur wenn ein Deutscher was anstellt und dann wird das richtig publik gemacht, also das ist auch verrückt.

In Herrn Es Einschätzung, dass monatlich in Deutschland „zwanzig, dreißig Leute [...] von irgendwelchen Ausländern abgestochen“ würden, deutet sich bereits ein stereotypes und abwertendes Bild jener Gruppe an, die er als „Ausländer“ bezeichnet. Die Bedrohung, die er mit dem Begriff der „Deutschenfeindlichkeit“ assoziiert, wird seiner Ansicht nach allerdings „totgeschwiegen“. Auf die Nachfrage, worin diese Schweigen, d.h. die von ihm beschriebene voreingenommene Berichterstattung begründet sei, erläutert er:

Herr E: Weil viele Leute die Wahrheit nicht hören wollen (lacht) oder wie auch immer, (lacht) was weiß ich, die vertragen die Wahrheit nicht oder sie wollen einfach nur sch-, wegen zweiten Weltkrieg, sie wollen halt einfach schlecht reden. Is klar, es gibt auch viele Deutsche die gewalttätig sind und so, aber eben die Mehrheit is ganz klar bei den Ausländern, des (...), die Hemmschwelle zu kriminellen Handlungen die is ne e-, die ist einfach deutlich tiefer angesiedelt, das sieht man ja, wenn man (...), schon in den Gefängnissen sitzen ja unheimlich viele Ausländer, wenn man das ins Verhältnis setzt zur (...) angeblichen Ausländeranteil in Deutschland ist das natürlich verheerend, is es ein unheimlich hoher Anteil. Nur natürlich sind natürlich die mei-, viele auch eingebürgerte, die haben ein deutschen Pass, die sprechen zwar kaum Deutsch, aber die haben einen deutschen Personalausweis. Das sind aber für mich auch immer noch Ausländer, in Anführungszeichen (lacht).

In diesem Zitat wird einerseits die stereotype und abwertende Darstellung von „Ausländern“ zusätzlich verstärkt, denen hier pauschal eine geringere „Hemmschwelle zu kriminellen Handlungen“ und Gewalt zugeschrieben wird. Zudem beschreibt er sein Kriterium für die Zugehörigkeit zu jener Gruppe genauer: „Ausländer“ ist demzufolge nicht allein, wer keine deutsche Staatsangehörigkeit hat. Diese Bemerkung legt zumindest nahe, dass Herr E ein ethnisches Zugehörigkeitskriterium verwendet, wobei damit noch keine rassistisch-kategoriale Unterscheidung von ‚ethnisch Deutschen‘ und „Ausländern“ verbunden sein muss (der Verweis auf die mangelnde Sprachkompetenz ließe auch ein graduelles Integrationskriterium zu). In

jedem Fall wird aber die Distanz zwischen einer deutschen Wir-Gruppe und „Ausländern“ betont. Zugleich wird hier die Tabuisierung seiner eigenen Position in der Öffentlichkeit thematisiert. Der Verweis auf den „zweiten Weltkrieg“ stellt dieses vermeintliche Tabu in den Kontext einer falschen oder vorschnellen Verurteilung der von ihm geäußerten Ansichten als rassistisch und fremdenfeindlich: Die Leute, die einen Vergleich mit Nazi-Deutschland anstreben, „vertragen die Wahrheit nicht“ oder „wollen einfach halt schlecht reden“. Damit macht Herr E implizit klar, dass er sich von diesem Vorwurf distanziert und seine eigene Position nicht als rassistisch oder fremdenfeindlich verstanden wissen will: Nur weil er ‚kritisch‘ über „Ausländer“ spricht, ist er noch lang kein „Nazi“. Auf die Nachfrage, ob er eigene Erfahrungen mit der besprochenen „Deutschenfeindlichkeit“ gemacht habe, erörtert Herr E:

Herr E: Ja, lange, als Kind war das schon so, jetzt natürlich nicht mehr, um Gottes Willen, aber man merkt natürlich schon, dass die, äh, also mal auch vom, vom Arbeiten her, dass wenn man mit Ausländern zu tun hat, dass dann oft, äh, wie soll ich sagen, die (...), man wird mehr provoziert und sie benehmen sich anders. Respektloser und, äh, akzeptieren nichts und, äh, wollen immer diskutieren und, und, praktisch um, um ihr Ziel durchzusetzen. Also ist schon ein anderes, ein anderes Verhalten, sagen wir mal so. Da gibt's, wenn man mal sagt „Nein“, das akzeptieren die nicht, und wenn ich zu nem deutschen Kunden sag, okay, ne, d-, mehr geht nicht, das ist der Mindestpreis, dann wird das akzeptiert und fertig, aber bei, bei nem, speziell jetzt bei nem Türken, der will noch stundenlang drüber diskutieren.

An dieser Stelle wird der Katalog der abwertenden Zuschreibungen auf „Ausländer“, hier insbesondere auf „Türken“, um die Attribute ‚respektlos‘ und ‚provozierend‘ erweitert. Zugleich betont Herr E aber, dass diese Haltung in der Öffentlichkeit zu Unrecht als vorurteilig abgestempelt werde und macht somit deutlich, dass er, ähnlich der oben rekonstruierten Position von Herrn A, einen demokratisch-egalitären Standpunkt für sich beansprucht. Dies macht er in der folgenden Sequenz noch einmal deutlich, in der er einerseits seine Angst beschreibt, als „Nazi“ abgestempelt zu werden, zugleich aber das Bedrohungsszenario der „Deutschenfeindlichkeit“ in Bezug auf ‚deutsche Schulkinder‘ zuspitzt:

Herr E: Ja das is, wenn einer irgendwie was gegen einen Ausländer sagt, dann wird das (...), dann wird das (...), äh, spricht man dann gleich von „der Nazi“ oder wie auch immer. Ob das ein (...), ob es einer ist oder nicht. Man hat Angst irgendwas zu sagen, weil's einem gleich praktisch rumgedreht wird und man muss sich auch teilweise, wenn man in Schulen, wenn da auch deutsche und ausländische Kinder sind, müssen sich die Kinder oft ganz anders, äh, ausländischen Kindern gegenüber benehmen, wenn sie da auf ihr, auf ihr Recht pochen würden, da würden sie zusammengesch-, zusammengeschlagen werden, die müssen da viel vorsichtiger sein, und das wird eigentlich alles mehr oder weniger totgeschwiegen.

Ob man als Erwachsener „was gegen einen Ausländer sagt“ oder „deutsche [...] Kinder“ auf dem Schulhof „ausländischen Kindern gegenüber [...] auf ihr Recht pochen“, in Herrn Es Konstruktion müssen ‚Deutsche‘ immer damit rechnen zum Opfer öffentlicher Stigmatisierung oder gewalttätiger „Ausländer“ zu werden. Ähnlich wie bei Herrn A findet sich also auch hier ein Widerspruch zwischen der stereotypen, ethnozentrischen Darstellung und dem Anspruch, dies sei weder diskriminierend noch abwertend. Im Gegensatz zu Herrn A wird dieser Widerspruch von Herrn E allerdings offen thematisiert. Vor dem Hintergrund dieser selbstwidersprüchlichen Position kann der folgende Kommentar über Rassismus in den USA als relativierende Entlastung der eigenen Position verstanden werden. Auf die Frage des Interviewers, ob er während seiner Aufenthalte in den USA ähnliche unangenehme Kommunikationsformen mit Amerikanerinnen und Amerikanern erlebt habe, wie er sie oben „Ausländern“ zuschreibt, antwortet Herr E:

Herr E: Ja in, in Amerika ist eins ganz anders im Vergleich zu Deutschland. In Deutschland redet man immer von Rassismus und so, den es aber eigentlich gar nicht gibt, aber in Amerika gibt's den tatsächlich, da tun meistens die Schwarzen und da is (...), die sind untereinander, die Weißen sind untereinander, die Vietnamesen oder Asiaten leben für sich, während der Arbeit okay, kommen sie vielleicht zusammen, aber ansonsten tun sie sich strikt trennen. Also da is (...), hab ich, oder gibt's ganze Straßenblöcke wo nur Asiaten leben und wo sie (...), wird wirklich mehr abgeschirmt. Da hab ich das eher erlebt. Aber bei uns wird das so hoch gespielt, aber es gibt's im Grunde genommen nicht. Nicht so in dem Umfang.

Bezeichnenderweise bezieht sich Herr Es Reaktion nicht auf ‚provokierende‘ oder ‚respektlose‘ Kommunikation, auf die die Frage des Interviewers abzielte, sondern Herr E nutzt den Vergleich Deutschlands mit den USA, um zu betonen, dass es in Deutschland „eigentlich“ keinen Rassismus gebe, obwohl davon so häufig gesprochen werde. Die Frage des Interviewers, ob es sich bei den Menschen in den USA auch um solch ‚unangenehme‘ „Ausländer“ handele, wie bei den zuvor von Herrn E beschriebenen, wird hier zu der Frage, ob es in den USA Ausländerfeindlichkeit bzw. Rassismus gebe. In ähnlicher Weise, wie zuvor bei Herrn A, wird hier also ‚amerikanischer Rassismus‘ thematisiert, um die eigene Position präventiv (der Interviewer hat keinerlei Kritik geäußert) gegen Rassismus-Vorwürfe zu verteidigen, diese sozusagen aus dem Bereich der Eigengruppe auszuklammern: Wenn Herr E sagt, in Deutschland gebe es keine Rassismus, so sagt er auch: Ich bin kein Rassist. Zusätzlich versucht Herr E die Bedeutung des Rassismus-Begriffes zu seinen Gunsten zu verschieben, indem er als Beispiel von Rassismus in den USA vornehmlich die Segregation ethnischer Gruppen heranzieht. Dadurch, dass er, anstatt einen Vergleich rassistischer Äußerungen in den USA und Deutschland anzustreben, von ethnischer Segregation in den USA spricht, entfernt er den Referenzbereich des Rassismusbegriffes zusätzlich von seiner eigenen Position. Auch hier dient also ei-

ne vermeintlich ‚kritische‘ Rede über amerikanischen Rassismus der Rechtfertigung der eigenen fremdenfeindlichen bzw. rassistischen Position.

Bezeichnend für die Funktion antiamerikanischer Vorurteile in diesem Interview ist weiterhin, dass die Wir-Gruppenkonstruktion Herrn Es nicht nur gegen „Ausländer“ in Deutschland abgegrenzt und aufgewertet wird, sondern auch gegen ‚die Amerikaner‘. Amerikastereotype werden hier nicht nur genutzt, um die fremdenfeindlichen Aspekte der Wir-Gruppenkonstruktion zu relativieren bzw. externalisieren, sondern auch unmittelbar zur Konturierung und Aufwertung dieser Konstruktion selbst. Als Hauptdimensionen dieser antiamerikanischen Konturierung der Eigengruppe lassen sich die Themen ökonomische Rationalität bzw. Sparsamkeit sowie Solidarität und kulturelle Integration ausmachen. So spricht Herr E zu Anfang des Interviews im Zusammenhang mit der Finanzkrise von der extremen Verschuldung vieler amerikanischer Haushalte und stellt diese der Sparsamkeit ‚der Deutschen‘ gegenüber:

Herr E: Ja, ich (...) ich hab in Amerika mal gelebt und da war's so, dass wirklich jeder, also nahezu jeder, also ganz, ganz wenige Ausnahmen, die haben alle mehrere Kreditkarten und die waren alle maxed out, also die waren bis auf den Anschlag am Limit, und im Moment ist es so, dass so gut wie kein Amerikaner ein Haus kaufen kann oder irgendwas, weil die jetzt (...), mittlerweile haben die ne Bankenaufsichtsbehörde und, ähm, da kriegt kaum... so gut wie kein Mensch mehr ein Kredit durch, weil sie alle hochgradig verschuldet sind, weil der Amerikaner immer mehr ausgegeben hat, wie er eingenommen hat. Und das hat na-, macht natürlich viel aus. Das ist bei uns nicht so, wir sparen ja, wir Deutschen sind ja Weltmeister im Sparen.

Dass „der Amerikaner“ ökonomisch derart inkompetent handelt, begründet er damit, dass „in Amerika [...] die Leute eher dumm gehalten“ würden: „der durchschnittliche Amerikaner kann nicht wirtschaftlich denken oder handeln, das geht nicht, das hat der noch nie gelernt, hat er auch noch nie was von gehört und wenn man mit ihm über so was spricht, der guckt einen dann ganz verwundert an.“

Zum Ende des Interviews wird Herr E gebeten, seine Zustimmung oder Ablehnung bzgl. einiger amerikabezogener Surveyitems zu beschreiben. Auf das Item „Die Menschen in den USA sind überaus eigennützig und egoistisch“ reagiert Herr E zustimmend und erläutert seine Haltung mit einigen kurzen Episoden aus seiner Zeit in den USA. Grundsätzlich sei man „sehr selbstsüchtig drüben, man denkt nur an sich“. Auch familiärer oder freundschaftlicher Zusammenhalt sei in den USA kaum zu finden:

Herr E: Wie soll ich's erklären. Wenn da einer, äh, (lacht), Probleme hat oder Geld hat oder Geldn-, in Geldnot ist, da hilft keiner dem Anderen, außer jetzt vielleicht in der Familie und selbst da nicht so und des is (...), oder viele Kinder werden mit 18 aus dem Haus geschmis-

sen, weil die werden nur als Ballast angesehen, es ist schon ne andere Art zu Leben. Des is mehr so wie, wie die (...) wie zur Cowboyzeit (lacht).

Das scherzhaft gebrauchte Bild der „Cowboyzeit“ kann als allegorischer Kristallisationspunkt verstanden werden, in dem die gebrauchten Stereotype einer bindungslos-individualistischen, unverantwortlichen bzw. nicht-nachhaltigen amerikanischen Lebensweise gebündelt werden. Herr E führt dieses Bild anhand einiger persönlicher Erfahrungen weiter aus, in denen er von der „Oberflächlichkeit“ seiner Bekanntschaften in den USA berichtet:

Herr E: [...] man merkt es dann schon, dass das alles mehr so oberflächlich ist. Man unterhält sich, man geht aus was trinken, aber mehr ist da nicht. Wenn einer wegzieht nur fünf M-, fünf Meilen weg, dann sieht der Andere den nie mehr wieder. Es ist diese Bindung, wie es in Deutschland, oder so, üblich ist, die gibt's dort sehr, sehr (...), so gut wie gar nicht praktisch. Das ist alles mehr oberflächlich. Ist alles Smalltalk praktisch.

Auffällig ist an dieser Sequenz wiederum, dass Herr E auch hier einen direkten Vergleich mit „Deutschland“ anstrengt: Das geschilderte Amerikabild ist eng verknüpft mit einer Konstruktion der Eigengruppe, wobei stets deren positive Aspekte betont werden. Die Darstellung ‚der Deutschen‘ als familienorientierte, solidarische „Weltmeister im Sparen“ wird im Folgenden mit der kulturellen Heterogenität der USA in Zusammenhang gebracht. Seine Zustimmung zu dem Surveyitem „Die US-amerikanische Kultur ist oberflächlich“ umschreibt Herr E wie folgt:

Herr E: [...] Kultur in der s-, haben sie ja nicht, weil das sind ja alles, von allen möglichen Ländern das zusammengeschmolzen. Ein Mischmasch aus allem, aber es ist sehr oberflächlich alles. [...] wenn sie irgendwas machen, dann wird das einfach nur so (...), we-, da würde der Amerikaner sagen „half-assed“ so schnell, schnell und so halbherzig, lieblos gemacht. Die Arbeitsweise und so, wenn sie irgendwas machen, des is alles etwas, so lustlos [...].

Die vermeintliche Lieblosigkeit, Halbherzigkeit und Lustlosigkeit ‚der Amerikaner‘ ist hier also, ähnlich wie in der Rede von Herrn A und Herrn F in den vorigen Abschnitten, eng assoziiert mit Vorstellungen kultureller Homogenität und Traditionalität. Amerika ist das Gegenbild zur Konturierung der wichtigsten Eigenschaften der nationalen Wir-Gruppe, und diese Eigenschaften sind wiederum bedingt durch die kulturelle Ursprünglichkeit dieser Gruppe. Neben Sparsamkeit, Familie und Freundschaft zählen auch Moral und Ehrlichkeit zu diesen Werten, wie Herr E mit Verweis auf die USA deutlich macht: „ein Mann ein Wort, das gibt's da drüben [...] so gut wie gar nicht, das ist alles mehr so oberflächlich.“

Wie anhand dieser kurzen Überblicksdarstellung der von Herrn E verwendeten Amerikabilder erkennbar wird, dienen diese, ähnlich wie bei Herrn A, nicht nur der

präventiven Abwehr von Rassismusvorwürfen gegen die eigene ethnozentrische Identitätskonstruktion, sondern sie funktionieren auch als wichtiges Moment dieser Identitätskonstruktion selbst. Was die Essenz der ‚ethnisch Deutschen‘ ausmacht, zeigt sich maßgeblich im Kontrast zu den ‚kulturlosen USA‘.

7.4.2.2 Herr C

Ähnlich wie Herr A kommt Herr C von selbst auf das Thema ‚amerikanischer Rassismus‘ zu sprechen. Es ist eines in einer lange Liste negativer Attribute, die er auf die Frage hin aufzählt, was ihm an den USA unsympathisch sei. Herr C berichtet dabei von berufsbedingten Aufenthalten in den USA, in deren Zuge er Rassismus insbesondere in den amerikanischen Südstaaten („Alabama“) kennengelernt habe. Er schildert Rassismus als wesentliches Merkmal der USA, als „ihre Philosophie“, die in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, Arbeitsmarkt, Recht, Justiz, wirksam sei. Ähnlich wie bei Herrn A verliert sich diese anti-rassistische Position allerdings vollkommen, wenn das Gespräch auf die deutsche Wir-Gruppe kommt: In Deutschland, so argumentiert Herr C, gebe es kein Rassismus-Problem, hier steht vielmehr ein Integrationsproblem im Zentrum der Aufmerksamkeit. Insbesondere die „Türken“ in Deutschland seien nach 50 Jahren Aufenthalt noch immer unangepasst, sprächen zu wenig Deutsch, nutzten den Sozialstaat aus und unterwanderten die ‚europäische Kultur‘ Deutschlands. Die mangelnde gesellschaftliche Integration verschiedener ethnischer Gruppen ist dieser Konstruktion zufolge in den USA ausschließlich verursacht durch den Rassismus der weißen Mehrheit; in Deutschland hingegen ist, einem Bringschuld-Verständnis von Integration folgend, die ‚türkische‘ Minderheit für das Problem verantwortlich, unter dem die ‚deutsche‘ Mehrheit leiden muss.

Dabei deutet sich, wie in den oben beschriebenen Fällen Herr A und Herr E, auch bei Herrn C an, dass hinter dem vermeintlich graduellen Integrations-Kriterium eine kategoriale rassistische Unterscheidung zwischen ‚ethnisch Deutschen‘ und ‚Ausländern‘ steht: So beschwert er sich darüber, dass als Beispiel für gelungene Integration immer nur diejenigen „Türken“ sich zu Wort meldeten, die tatsächlich so gut integriert sind, dass sie als „Türken“ (zumindest hinsichtlich ihrer Sprachkompetenz) kaum noch zu erkennen seien. Denn gegen diese „zehn Prozent, oder fünfzehn“ habe niemand etwas, „die machen ihre Arbeit und die werden akzeptiert“, im Gegensatz zu jenen „dreißig, fünfunddreißig Prozent“ die den Sozialstaat ausnutzten. Diese Logik impliziert, dass ein „Türke“ nur dann ‚gut integriert‘ ist, wenn sein Migrationshintergrund eigentlich nicht mehr zu erkennen, er als „Türke“ also effektiv verschwunden ist. Und selbst dann ist das höchste, worauf er hoffen kann, von den ‚echten‘ Deutschen „akzeptiert“ zu werden. Das bedeutet, dass Integration hier als einseitige Assimilation konzipiert ist, die immer unter dem Vorbehalt einer grundlegenden ethnischen Differenz steht. Diese gilt es so weitge-

hend wie möglich unsichtbar zu machen, um ‚Akzeptanz‘ bzgl. des letztendlich unüberwindlichen Unterschieds zu erzielen.

Wie kann es dann aber sein, dass sich Herr C zugleich so emphatisch gegen Rassismus in den USA ausspricht? Man kann den Interviewtext, ähnlich wie bei Herr A und Herr E, so lesen, dass der Grund in seinem ethnopluralistisch durchbrochenen Rassismus- bzw. Diskriminierungsverständnis zu suchen ist. Rassismus meint demnach für Herrn C nicht *jegliche* Diskriminierung von Menschengruppen aufgrund ethnischer Zuschreibung; Vielmehr schließt die anti-rassistische Position von Herrn C nicht aus, dass es je nach nationaler Verortung durchaus hierarchische Beziehungen zwischen ethnischen Gruppen geben kann, z.B. Privilegien von ‚ethnisch Deutschen‘ gegenüber „Türken“ in Deutschland. Dies wird auch an seinem Verständnis von „Kultur“ erkennbar, das er von der ‚Kultur-‘ und ‚Geschichtslosigkeit‘ der USA abgrenzt. Die Kultur ist in diesem Verständnis der Ausdruck der traditionellen Lebensweise einer ethnischen Gemeinschaft und die USA sind der Ort, an dem es keine solche ethnische Referenzgruppe gibt. Daher ist die mangelnde Integration von Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern in den USA bloße Diskriminierung, die Integration von „Türken“ in Deutschland, wo es seiner Ansicht nach eine ethnische Referenz-Gesellschaft gibt, ein bloßes Problem der Integrationsunwilligen „Türken“ selbst. Wie bei Herrn A und E schon gezeigt, wird auch hier ein gegen Amerika gerichteter Anti-Rassismus zum Moment des Ausdrucks einer ethnozentrischen Position. Die Konzentration auf amerikanischen Rassismus führt dazu, dass Herr C andere Formen von Rassismus und Diskriminierung (z.B. die der eigenen Wir-Gruppenkonstruktion) ausblendet. Diese Ausblendung erscheint im Rahmen von Herrn Cs Rhetorik umso funktionaler, zieht man in Betracht, dass er sich der Möglichkeit politisch-moralischer Sanktionierung seiner Position durchaus bewusst zu sein scheint. So beschreibt er im Anschluss an seine Ausführungen zum deutschen ‚Integrationsproblem‘ den öffentlichen Sanktionsdruck, der Menschen mit „kritische[n] Meinung[en]“ zu diesem Thema zum Schweigen bringe:

Herr C: Ja, man muss mit so viel Fingerspitzengefühl, man kann es andeuten, aber man muss, siehe Sarrazin oder siehe... Wer, wer bisschen, äh, bisschen hart durchgreift in seiner Argumentation, der wird doch, der wird doch dann sofort äh, äh als Rechter abge-, abgestempelt. Ich sitze im [lokalpolitisches Gremium] neben drei Rechten. Ich bin von [Partei] bei uns im [lokalpolitisches Gremium], und ich sitze neben drei, ja. Aber, was die manchmal sagen, ist ja gar nicht ganz verkehrt! Sie werden halt, viel in ihrer Argumentation...Ja, und, und, und wenn einer von der CDU ein bisschen weit rechts ist, naja, äh, äh und, und ein bisschen kritisch ist, naja dann wird der auch schon als Rechter abgestempelt.

Aus dieser Passage wird erkenntlich, wie sensibel Herr C für die von ihm beschriebene Gefahr ist, „abgestempelt“ zu werden. Dabei lässt Herrn Cs Parteinahme für

NPD-Abgeordnete bzw. sein Plädoyer für einen unvoreingenommenen Dialog mit diesen es zweifelhaft erscheinen, dass sich hinter seiner Ablehnung rassistischer Vorgänge in den USA ein universelles anti-rassistisches Motiv verbirgt. Besser lässt sich dieses Plädoyer als Ausdruck einer politischen Position verstehen, die egalitäre Normen mit ethnozentrischer Diskriminierung in Einklang bringt.

7.4.2.3 Herr D

Auf eine ähnliche Argumentationsfigur sei hier zusätzlich am Beispiel von Herrn D hingewiesen. Der Teilnehmer macht im Laufe des Interviews wiederholt regen Gebrauch von Nationalstereotypen, d.h. es finden sich explizit abwertende Zuschreibungen auf „Russen“, „Türken“ und „Amerikaner“ in teilweise recht drastischer Form. „Die Amerikaner“ seien seiner eigenen Erfahrung nach „unzuverlässig“, „aggressiv“, „behandeln ihre Frauen schlecht“ sind „ungewissenhaft“ im Umgang mit ihren Kindern und „oberflächlich“. Seine Bekanntschaften mit in Deutschland stationierten amerikanischen Soldaten habe er deshalb „alle abgebrochen“. Auch „die Türken“ und „die Russen“ seien „aggressiv“ und „brutal“, „saufen [...] nur Schnaps“, sind untreu oder gewalttätig gegenüber ihren Frauen. Herrn Ds Bild ‚der Amerikaner‘ reiht sich hier also in ein breites Feld ethnozentrischer Identitätskonstruktionen ein, dessen Konstrastierungsfunktion hinsichtlich der deutschen Eigengruppe zudem noch biologistisch-rassistisch begründet wird. Auf die Frage, wie er sich die beschriebenen Negativattribute ‚der Amerikaner‘ erkläre, verweist Herr D auf genetische Eigenschaften der jeweiligen Gruppen:

Interviewer: Und haben Sie eine Idee, woher das kommen kann, also ihrer Erfahrung nach, woher kommt diese, diese Verrohung oder so, mit dem Saufen und dem...

Herr D: Das ist... Die Gene, die Gene. Denen kann ja niemand in den Kopf gucken, wie die sind. Ne?

Interviewer: Also Gene jetzt als was spezifisch Amerikanisches, also [amerikanische Gene, sozusagen]?

Herr D: [Genau, genau], jaja, So was denke ich jetzt mal. (.) Ja guck doch den Deutschen an, guck den Amerikaner an. Der Deutsche trinkt sein Bier, die Amerikaner saufen ihren Wodka, nicht Wodka, ihren, ihren Jim Beam. Die saufen ja hauptsächlich nur Schnaps. Da siehst du es doch schon. Was der Deutsche ist, was der Russe ist, der Russe säuft Wodka! Ne, jeder hat sein Getränk! Ne?

Hier werden also Motive und Argumentationsmuster eines klassischen, biologistischen Rassismus angewandt und auf die anti-amerikanische Fremdbildkonstruktion

ausgeweitet. Dennoch verwehrt sich der Teilnehmer vehement dagegen, als „feindselig“ angesehen zu werden. Als negative Kontrastfolie dient ihm hierbei die Fremdenfeindlichkeit ‚der Amerikaner‘, von der er sich vehement abzugrenzen sucht. Diese Rhetorik vermennt sich zum Ende des Interviews mit einer Holocaust-relativierenden Argumentation: Unter Verweis auf die Geschichte der Sklaverei in den USA und die nuklearen Angriffe auf Hiroshima werden die nationalsozialistischen Verbrechen normalisiert. Diese Rhetorik wurde in Kapitel 7.3 detailliert dargestellt. Hier sei aber in aller Kürze der abwehrende Gebrauch geschildert, den Herr D vom Stereotyp amerikanischer Fremdenfeindlichkeit macht.

Im Zuge der Ausleitung des Interviewgespräches erkundigt sich Herr D danach, was mit dem gesammelten Material nun geschehen werde. Als der Interviewer erläutert, dass die Daten im Zusammenhang einer Forschungsarbeit zu Amerikabilidem in Deutschland und auch „kritischen bis hin zu feindseligen Haltungen Amerika gegenüber“ ausgewertet würden, erhebt Herr D Einspruch: Wenn man Feindseligkeiten gegenüber den USA untersuche, dann müsse man der Ausgewogenheit halber auch berücksichtigen, wie feindselig ‚die Amerikaner‘ gegenüber „Ausländern“ seien. Daraufhin empört sich Herr D nachdrücklich über die Weise, wie Einwanderer aus Mexiko in den USA behandelt würden: Er möchte „dem Ami ins Gesicht spucken“, wenn er sieht, wie in den USA Einwanderer behandelt würden und findet, „die Amerikaner müssten auch mal richtig so behandelt werden [d.h. wie die Einwanderer in den USA, F.K.], hier in Deutschland“. Als der Interviewer Herrn D dann auf Debatten über Fremdenfeindlichkeit in Deutschland anspricht, wendet sich dessen Wut allerdings in die entgegengesetzte Richtung: „Italiener“, „Griechen“, „die, wo bei uns alle rüberkommen“ werden seiner Ansicht nach in Deutschland viel zu gut behandelt. Am Beispiel von „Deutschrussen“ (gemeint sind Spätaussiedler) macht er fest, dass diese in Deutschland staatliche Unterstützung im Übermaß bekämen, was er als „Frechheit“ empfindet. In Deutschland würden „Ausländer“ also gut behandelt, befindet er, eigentlich zu gut, so dass er sich selbst wiederum ungerecht behandelt fühlt. Das Nachhaken des Interviewers, dass es aber doch in Deutschland auch Gewalt z.B. gegen Asylbewerber gebe, wischt Herr D als „Pappenstiele“ beiseite, die im Vergleich zur Fremdenfeindlichkeit der USA völlig unbedeutend seien.

Auffällig ist an dieser Argumentation, dass Herrn Ds vermeintliche Empathie für die Lage von mexikanischen Einwanderern in den USA in Bezug auf die deutsche Eigengruppe ins Gegenteil umzuschlagen scheint: Er argumentiert nicht, dass in Deutschland *glücklicherweise* ein anderer Umgang mit „Ausländern“ vorherrsche, der leider auch von ausländerfeindlichen Momenten durchbrochen sei, o.ä., wie es seine Empörung über die Lage von Migrantinnen und Migranten in den USA nahelegen würde. Stattdessen geht es ihm am Beispiel Deutschlands nun um eine übermäßige *Bevorzugung* dieser Fremdgruppe, und er begibt sich selbst samt seiner deutschen Wir-Gruppe in die Opferrolle. Dieser Umschwung deutet darauf hin, dass

es Herrn D weder am Beispiel der USA, noch am Beispiel Deutschlands wesentlich um die Situation von Migrantinnen und Migranten geht. Vielmehr geht es in beiden Fällen darum, die eigene Opferinszenierung bzw. die damit korrespondierende xenophobe Haltung aufrechtzuerhalten, und zugleich den Eindruck von Feindseligkeit und Vorurteil abzuwenden.

Das muss nicht heißen, dass sich Herr D nicht möglicherweise tatsächlich mit mexikanischen Einwandernden in den USA identifiziert bzw. mit diesen empathisch ist. Dass aber seine Empathie mit MigrantInnen an der deutschen Grenze plötzlich endet, verleiht seiner Empörung über amerikanisches Unrecht einen instrumentellen Charakter. Dieser lässt sich besser verstehen, wenn man jene externalisierende, abwehrende Funktion antiamerikanischen Sprechens in Betracht zieht, die anhand der drei vorigen Beispiele bereits beschrieben wurde: Rassismus ist demnach immer das, was ‚in Amerika‘ passiert, und die Rede kommt immer dann auf dieses Thema, wenn implizit oder explizit eine Rassismusproblematik bzgl. der Interviewteilnehmer selbst bzw. deren Wir-Gruppe auftritt. In der hier besprochenen Schluss-Sequenz ist dies besonders augenscheinlich, denn Herrn Ds antiamerikanische Parteinahme für mexikanische Einwanderer nimmt ihren Ausgang in der Bemerkung des Interviewers, es gehe in der Studie u.a. um „feindselige Haltungen Amerika gegenüber“, was für den Teilnehmer implizieren muss, dass er als amerikafeindlich gelten könnte. Erst als diese Möglichkeit in Betracht kommt, beginnt er, sich über amerikanische Fremdenfeindlichkeit zu echauffieren. Auch in diesem Fall scheint die Beschäftigung mit amerikanischem Rassismus im Rahmen eigener ethnozentrischer Abwertungsmuster funktional zu sein.

7.4.3 Zwischenfazit: Antiamerikanismus im Kontext von Ethnozentrismus und Rassismus

Antiamerikanische Rhetoriken können, so wurde anhand der vier oben präsentierten Interviewpassagen gezeigt, als Moment ethnozentrisch-essentialistischer bzw. rassistischer Identitätskonstruktion auftreten. Hierbei lassen sich die zwei in Kapitel 4.6 theoretisch umrissenen Grundformen vorurteiliger Rhetorik unterscheiden: ‚Amerika‘ wird zunächst zur Konturierung bzw. Aufwertung und Stabilisierung der nationalen Wir-Gruppe gebraucht, ähnlich wie es in Abschnitt 7.2 anhand der Interviews mit Herrn F und Herrn C gezeigt wurde. Die USA erscheinen dann als negative Vergleichsfolie, anhand deren vermeintlicher Kultur- und Geschichtslosigkeit sowie den damit assoziierten moralischen Mängeln die Überlegenheit, Solidarität und Homogenität der Eigengruppe demonstriert wird. Diese Konturierung und „relative Aufwertung“ der Eigengruppe kann teilweise die Form eines antiamerikanischen Rassismus im Sinne einer rassistischen Anfeindung von Amerikanerinnen und Amerikanern annehmen, wie etwa am Beispiel von Herrn D gezeigt wurde.

Dies gilt unabhängig davon, dass ‚die Amerikaner‘ nicht als ethnische Gruppe im biologistischen Sinne einer ‚Rasse‘ dargestellt werden, insbesondere wenn man in Betracht zieht, dass auch moderne Rassismen gegenüber anderen Gruppen längst nicht mehr hauptsächlich biologistische, sondern maßgeblich kulturelle Semantiken gebrauchen. Auch dass ‚die Amerikaner‘ insbesondere für ihre ethnische Heterogenität und Kulturlosigkeit angefeindet werden, ändert daran nichts: Wenngleich ‚die Amerikaner‘ nicht im selben Sinne als Ethnie angesprochen werden, wie z.B. ‚Türken‘ oder ‚Russen‘, so werden sie doch gerade aus derselben Position einer ethnisch-essentialistischen Wir-Gruppe bzw. eines „Herder’schen“ Weltbildes angesprochen. Fasst man besagte Semantik nationaler Kulturen als Ausdruck eines ethnozentrischen Nationalismus, in dem ‚Nationalkulturen‘ effektiv die Rolle von ‚Blutgemeinschaften‘ übernommen haben, so wird die zweite zentrale Funktion antiamerikanischer Rhetorik im Kontext von Rassismus und Ethnozentrismus erkennbar: Nicht nur können ‚die USA‘ aufgrund ihrer zugeschriebenen kulturellen und ethnischen Heterogenität im vorurteiligen Sprechen eine besondere Stützfunktion als Außen der ethno-nationalistischen Weltordnung einnehmen, wie in Abschnitt 7.2 geschildert; aufgrund ihrer vermeintlich nicht-ethnischen und nicht-kulturellen Qualität eignen sie sich besonders als Ausdruck ethnozentrischer Orientierungen im Rahmen egalitärer Ordnungen. Dies gilt nicht nur in dem Sinne, dass der Gebrauch amerikabezogener Nationalstereotype als besonders legitim bzw. unproblematisch wahrgenommen wird, da ‚die Amerikaner‘ schließlich ‚keine Rasse‘ seien und Antiamerikanismus somit ‚kein Rassismus‘. Anhand des in diesem Abschnitt präsentierten Interviewmaterials wurde gezeigt, dass paradoxerweise die USA gerade im Zusammenhang ethnozentrisch-nationalistischer Rhetoriken als Negativbeispiel für Rassismus angeführt werden: Das ‚wurzellose Amerika‘ dient somit nicht nur der Konturierung und Stabilisierung einer ethnozentrisch verfassten Wir-Gruppe, sondern das ‚rassistische Amerika‘ dient zugleich der Externalisierung des Rassismus, der mit dieser Identitätskonstruktion einhergeht. Hierin liegt die ideologische Funktion des Antiamerikanismus im Zusammenhang von Rassismus und Ethnozentrismus: Er dient zugleich der kontrastierenden Konstruktion *und* der egalitär-demokratischen Rechtfertigung einer ethnozentrisch-nationalistischen Wir-Gruppe. Dies kann entweder explizit geschehen (Herr E, Herr D), indem die Möglichkeit antirassistischer Kritik an den eigenen Positionen benannt und diese dann im Verweis auf Amerika zurückgewiesen wird. Oder es können sowohl der mögliche Rassismusvorwurf als auch dessen Relativierung implizit bleiben: Durch die Zurückweisung eines ‚amerikanischen Rassismus‘ wird dann eine egalitäre Normorientierung implizit ausgedrückt, die durch die eigene Haltung gegenüber ‚Ausländern‘, ‚Türken‘ etc. zugleich verletzt wird. Diese ideologisch-rechtfertigende Doppelfunktion ist sicherlich nicht als Alleinstellungsmerkmal antiamerikanischer Rhetorik zu fassen – es wären ähnliche Konstruktionen auch in Bezug auf andere Out-Groups, etwa ‚die Franzosen‘ oder andere ehemalige Kolonialmächte denkbar.

Amerikastereotype scheinen aber aufgrund ihrer spezifischen Verknüpfung mit der kulturellen Semantik des Ethno-Nationalismus eine besondere Wahlverwandschaft zu solchen rassistischen ‚Anti-rassismen‘ zu haben: Wenn die USA als der Ort konzipiert werden, an dem die quasi-natürliche nationale Ordnung aufgehoben ist, dann ist dies der Ort, an dem eine Ungerechtigkeit ‚zwischen den Völkern‘ als menschengemachte, nicht naturwüchsige überhaupt erst möglich wird. An ‚Amerika‘ thematisiert und verdrängt der Ethnonationalismus zugleich, dass eine hierarchische Ungleichheit ethnischer Gruppen ein ethisches Problem ist.

7.5 DIE UNSCHARFEN RÄNDER DES ANTIAMERIKANISMUSBEGRIFFES – AMBIVALENZEN, FRAGMENTIERUNG UND VERSCHOBENE FUNKTIONSKONTEXTE

In den Kapiteln 7.2 bis 7.4 wurden antiamerikanische Rhetoriken rekonstruiert, die Funktionen im Zusammenhang mit nationaler Identität, Ethnozentrismus und Rassismus, Schuldabwehr und Antisemitismus erfüllen. Anhand diverser Interviewbeispiele konnte gezeigt werden, wie Antiamerikanismus als rhetorisches Mittel der Konturierung und relativen Aufwertung sowie der Struktursicherung kategorial verfestigter Identitätskonstruktionen dient. Hierbei standen nationalistische und ethnozentrische Identitätskonstruktionen im Vordergrund, über deren engen Zusammenhang mit Praxen der Diskriminierung, Exklusion und Verfolgung zugleich eine gesellschaftstheoretisch-normative Begründung der Antiamerikanismuskritik formuliert werden konnte.

Schon bei der Darstellung dieser Fälle wurde allerdings auch nahegelegt, dass Antiamerikanismus im alltäglichen Sprachgebrauch überwiegend nicht als geschlossene Weltanschauung auftritt. Zudem muss festgehalten werden, dass die Kontinuität, mit der in den analysierten Texten über Amerika gesprochen wird, nicht zuletzt auch durch die zwar flexible aber dennoch zielgerichtete Interviewführung bedingt ist. Nur in wenigen Fällen entstand der Eindruck, das angesprochene Interviewthema erzeuge ein so intensives Interesse, dass sich die Befragten allein von sich aus über den gesamten Gesprächszeitraum damit befassen. Von einem kognitiven „Schematismus“ (Beyer 2014, S. 21; vgl. Kap. 2.2 und 2.3) oder gar einer „obsession“ (Berman 2008, S. 40; vgl. Kap. 2.3.1) der Teilnehmenden mit ‚Amerika‘ kann hier jedenfalls nicht die Rede sein.

Dies mag bis zu einem gewissen Grad wiederum der Künstlichkeit der Gesprächssituation im Interview geschuldet sein. Es ist anzunehmen, dass gegenüber einem vollkommen fremden Sozialforscher am Telefon nicht unmittelbar derselbe Redefluss entsteht, wie er im vertrauten Umfeld, in wirklich alltäglicher Kommunikation stattfinden mag. Es ist also durchaus denkbar, dass einige Teilnehmende in anderen sozialen Situationen eine intensivere Beschäftigung mit dem Thema und einen extensiveren Gebrauch antiamerikanischer Rhetorik zeigen. Diesseits solcher Vermutungen, die am Material selbst nicht zu belegen sind, muss aber von einem kontextspezifischen und fragmentierten Gebrauch antiamerikanischer Vorurteile ausgegangen werden. Dass diese indessen auch ohne die Theorieannahme einer psychischen Disposition oder eines geschlossenen weltanschaulichen Denksystems *als antiamerikanische* ausgewiesen bzw. kritisiert werden können, wurde in den rhetorischen Analysen der vorausgehenden Kapitel ausführlich dargelegt.

In diesem Kapitel sollen nun die Fragmentierung und Ambivalenzen des Antiamerikanismus im alltäglichen Sprechen zusätzlich illustriert werden, und zwar bis zu dem Punkt, an dem nicht mehr eindeutig von antiamerikanischer Rhetorik gesprochen werden kann. Gemäß des in Kapitel 3 vorgeschlagenen gebrauchssensiblen Begriffsmodells, das sowohl den Gebrauchsaspekt des untersuchten Sprechens, als auch den eigenen Sprachgebrauch reflektiert, werden somit die Grenzgebiete der Antiamerikanismuskritik skizziert. Ein nach dem Modell der Familienähnlichkeit entwickelter Antiamerikanismusbegriff muss auf die Unschärfe der eigenen Grenzen verweisen, sollen die Ergebnisse der empirischen Rekonstruktionen nicht schlussendlich doch auf definitorische Formeln reduziert werden.

Diese Unschärfe wird an den folgenden empirischen Beispielen in drei Dimensionen rekonstruiert: der Fragmentierung, der Ambivalenz und der Verschiebung der Funktionskontexte antiamerikanischen Sprechens. Am Beispiel von Frau H wird die Fragmentierung von Antiamerikanismus aufgezeigt. Die Teilnehmerin gebraucht in einem Teil des Interviews eine ethnozentrisch-essentialistische Rhetorik, die ihre nationale Wir-Gruppe gegen ‚die Amerikaner‘ abgrenzt, während sich in den übrigen Gesprächsabschnitten keinerlei Anzeichen für einen solchen Nationalismus finden. Weiterhin lässt sich sowohl bei Frau H als auch bei Herrn I eine große Ambivalenz hinsichtlich der gebrauchten antiamerikanischen Argumentationsmuster feststellen. Deutlich expliziter als die bisher dargestellten Fälle reflektieren beide auf den (potentiell) vorurteiligen Charakter ihrer Rede und sind bemüht, den Eindruck zu vermeiden, sie seien antiamerikanisch bzw. rassistisch eingestellt. Im Interview mit Herrn I zeigt sich zudem, was als Verschiebung des Funktionskontextes begriffen werden kann: Antiamerikanische Rhetorik erfüllt hier konturierende und stabilisierende Funktionen nicht im Kontext ethno-nationaler Identifikation, sondern im Zusammenhang einer lokalpatriotischen Stadtteilidentität. Inwiefern Herrn Is Stadtteilidentität als diskriminierende Differenzkonstruktion gelten kann, bleibt dabei aber – zumal im Vergleich zu antisemitischen oder rassistischen (Sprach-)Praxen – zumindest fragwürdig. Damit wird auch der antiamerikanische Gehalt der in diesem Zusammenhang gebrauchten Amerikastereotype unklar.

Die in diesem Kapitel vorgestellten Fälle weisen also einerseits semantische und rhetorische Ähnlichkeiten mit den Sprechweisen auf, die in den vorausgegangenen Kapiteln als antiamerikanische rekonstruiert wurden: Sie greifen auf Stereotype arroganter und überheblicher, wurzel- und geschichtsloser Amerikaner zurück und gebrauchen diese zur rhetorischen Konturierung und Aufwertung ihrer Wir-Gruppenkonstruktionen. Zugleich aber schränken die Ambivalenz und Fragmentiertheit bzw. der funktionale Kontext dieser Sprechweisen den Sinn ein, in dem hier von antiamerikanischem Vorurteil gesprochen werden kann.

7.5.1 Falldarstellung Frau H

Im Fall von Frau H ist der Amerikabezug zu Beginn des Interviews maßgeblich durch eine ausgeprägte Unsicherheit bzgl. der eigenen Urteilsfähigkeit gekennzeichnet. Zwar verortet sie die Ursachen der anfänglich thematisierten Finanzkrise bei ‚den Amerikanern‘ und verweist auf deren wirtschaftliche Inkompetenz, Arroganz und Überheblichkeit sowie deren Einmischung in fremde Angelegenheiten. Gegenüber diesem negativen Bild ‚protziger Amerikaner‘ identifiziert sie sich als ‚Kleine‘, d.h. als bescheidene, vergleichsweise ohnmächtige Normalbürgerin. Diese Konturierung der ‚kleinen‘ Eigengruppe gegen die ‚großen Amerikaner‘ bestimmt die Fremd- und Wir-Gruppenkonstruktionen über weite Strecken des Interviews.

Bezeichnend ist hierbei die Ambivalenz und Unsicherheit, mit der Frau H selbst diesen vergleichsweise vorsichtigen Gebrauch von Amerikastereotypen vollzieht. Unter Verweis darauf, dass sie als ‚Kleine‘ im Grunde nicht fähig sei, derartige Urteile zu fällen, werden ihre Ansätze antiamerikanischen Sprachgebrauchs immer wieder relativiert: Sie kümmert sich „nicht so wie andere um die Politik“, grenzt sich von besser informierten „Experten“ ab und stellt generell die Frage, wer „überhaupt Ahnung“ von der besprochenen Thematik habe. Explizit unterstreicht sie diese Ambivalenz bzgl. des gezeichneten Amerikabildes nach der Hälfte des Interviewgesprächs, indem sie dem Interviewer versichert, nicht „gegen Amerika“ zu sein.

Überraschenderweise schwingt diese Haltung in der zweiten Interviewhälfte um. Hier greift Frau H diverse Stereotype auf, mittels derer sie ihr Missfallen gegenüber ‚den Amerikanern‘ ausdrückt: So spricht sie von ihrem ausdrücklichen Desinteresse an einer Reise in die USA sowie vom negativen ‚amerikanischen Einfluss‘ auf das deutsche Krankenversicherungssystem. Dieser plötzliche Umschwung kulminiert darin, dass Frau H die ethnische Homogenität und Ursprünglichkeit ihrer jetzt nationalistisch konstruierten Wir-Gruppe gegen die Heterogenität der „zusammengewürfelte[n]“ USA ausspielt. ‚Die Amerikaner‘ sollen demnach nicht „groß tun“, wenn sie nicht einmal die „ur-ur-Urwurzeln“ ihres ‚Volkes‘ nachweisen können. Diese antiamerikanisch-ethnozentrische Wir-Gruppenkonstruktion steht in starkem Kontrast zur vorsichtigen, ambivalenten Positionierung in den vorausgegangenen Interviewsequenzen. Dieser Kontrast wird zum Ende des Interviewgesprächs auch Frau H selbst bewusst, als sie sich erneut auf ihre vorherige Identitätskonstruktion als ‚Kleine‘ zurückzieht und gleichzeitig noch deutlicher als zuvor ihre Ambivalenz und Selbstzweifel explizit macht. Sie betont, sich „nicht um Kopf um Kragen reden“ zu wollen und räumt ein, es sei „vielleicht [...] verkehrt [...], so zu denken“. Im Kontrast der beiden Interviewteile sticht die Fragmentierung antiamerikanischen Sprechens deutlich hervor.

7.5.1.1 ‚Die Kleinen‘ gegen ‚die Großen‘

Die erste Referenz auf die USA in diesem Interview findet sich in Frau Hs Erläuterung der Ursachen der Finanzkrise, die das Einstiegsthema des vorliegenden Interviews darstellen.

Interviewer: Okay, verstehe, ja. Ähm, wir haben jetzt gesprochen über die Auswirkung, die die Krise hat, ähm, und ich würde Sie jetzt gerne noch mal danach fragen, was Sie meinen, was denn die Ursachen für die Krise liegen, also wer hat diese Krise verursacht, was würden Sie sagen?

Frau H: Oh, das muss ich ganz ehrlich sagen, da bin ich... Steh ich da jetzt nicht so in der Materie, dass ich sagen kann „ah“ oder beschäftige mich nicht ganz so viel, aber eins, denk ich mal, sind... Hängt es auch wirklich von den Banken.

Interviewer: Ja, klar.

Frau H: Also durch des, dass da eben die Banken mit dem Geld und, ähm, viellei-, also für mich ist Bank der große, wo ich sag, die haben da irgendetwas gemacht, ähm, was auch immer, wie sie die Leute beraten haben, was sie... Wie auch immer, des doch da in der... Dass es da in der Wirtschaftskrise, und ich weiß auch nicht, ob der Euro... Inwiewei- es ist ja mal ja von Amerika rübergekommen des ganze ja und, äh, mein Auszubaden haben wir es alle mit, aber ich weiß nicht, also Bank ist für mich des erstmal, das A und O [...].

Neben den Banken, die „das A und O“ der Krisenverursachung darstellen, treten die USA hier als Ort der Krisenursache auf: „es ist ja mal von Amerika rübergekommen“. Bemerkenswert ist an dieser Stelle, dass Frau H ihre Erklärungsansätze wenig selbstsicher und mit großer Vorsicht präsentiert: Sie stehe „da jetzt nicht so in der Materie“. Als der Interviewer daraufhin nachhakt, indem er Frau H auf ihre Angaben aus dem vorausgegangenen Survey anspricht, erläutert sie ihre These über einen amerikanischen Krisenursprung ausführlicher:

Interviewer: Ja. Sie haben ja in der letzten Befragung auch der Aussage zugestimmt, die Amerikaner hätten die Krise verursacht, das haben Sie jetzt auch grade schon mal angesprochen. Ähm, können Sie diese Einschätzung noch ein bisschen genauer erläutern oder ausführen?

Frau H: Ähm, ja, es ist ja so, dass von Amerika vieles rüberkommt, äh eher, mmm, ja, hört sich zwar jetzt „Der Große Bruder“ auch wie immer, da vieles vorgegeben wird, wo man..., wo sich die Länder doch auch nach richten und, ähm, ja, auch derje-, oder das Land auch meint, es ist reich an vielen Sachen und und und, na-, Naturschätzen und so weiter, des da, äh,

deswegen des da, von da aus irgendwas falsch, äh, bewirkt oder berechnet worden ist, gewirtschaftet worden, gewirtschaftet worden ist, des man vielleicht meinte, aha, wir haben so viel, diese Plus, die man ja auch hat, die Jahre, die „fetten Jahre“, würde ich sie so nennen, und dass man's nicht gedacht hat, aha, was kommt, mhm, da kommt auch mal wieder andere Zeiten, dass man vielleicht wie ein Kleiner sagt, da mal was auf die Seite geschafft hat für Zeiten, die nicht so gut ist, dass man ne Reserve hat und dass man aus dem Vollen geschöpft hat ohne nachzudenken oder nicht nachdenken wollte. Äh, ich mein, da sind natürlich viele andere Experten, die da drüber studiert haben, dass da irgendwo, ja, mal ein bisschen geschludert worden ist, möchte ich meinen.

Frau Hs Erklärungsansatz beinhaltet zwei Argumentationsstränge, die jeweils als Aktualisierung traditioneller Amerikastereotype aufgefasst werden können: Einerseits beschreibt sie einen generellen Einfluss der USA, durch den „vieles vorgegeben wird [...] wo sich die Länder doch auch nach richten“ und durch den schließlich auch die Krise „von Amerika rübergekommen“ sei. Amerika erscheint hier als fragwürdiger Orientierungspunkt für andere Nationen, wobei der Gebrauch des Wortes „vorgeben“ eher ein Autoritäts- bzw. Dominanzverhältnis impliziert, als eine bloße Vorbildfunktion.¹ Andererseits wird im Anschluss daran argumentiert, dass in den USA „falsch [...] gewirtschaftet“ worden sei: Aufgrund einer Überschätzung des eigenen Reichtums habe man es versäumt, eine Reserve für schlechtere Zeiten anzulegen, und stattdessen „aus dem Vollen geschöpft [...] ohne nachzudenken“. Hierin spiegelt sich das Stereotyp der ökonomisch irrationalen, zu nachhaltigem Wirtschaften unfähigen Amerikaner (vgl. ähnliche Bilder bei Herrn E, Kap. 7.4.2.1).

Die Formulierung, in Amerika habe man nicht „wie ein Kleiner“ etwas „auf die Seite geschafft“, erscheint in diesem Zusammenhang zunächst nebensächlich. Im weiteren Interviewverlauf wird Frau H die Identifikation als ‚Kleine‘, d.h. als bescheidene, sparsame und ohnmächtige ‚Normalbürgerin‘ aber wiederholt ins Zentrum ihrer Selbstdarstellung rücken. Konturiert wird dieses Selbstbild stets gegen die Größe und Überheblichkeit ‚der Amerikaner‘. Bezeichnend ist an der obigen Sequenz außerdem, dass Frau H die Erweiterung ihres Erklärungsansatzes sogleich wieder relativiert, indem sie darauf verweist, dass es „natürlich viele andere Experten“ gebe, „die darüber studiert haben“, zu denen sie sich selbst aber nicht zählt. Frau H nähert sich hier also tendenziell antiamerikanischen Rhetoriken an, indem sie zur Erklärung des undurchsichtigen Finanzkrisengeschehens auf Stereotype amerikanischer Irrationalität und Großspurigkeit zurückgreift und sich als deren Opfer identifiziert. Sie durchbricht aber zugleich die Orientierungs- und Ordnungsfunktion ihrer Rhetorik, indem sie ihr eigenes Wissen und ihre diesbzgl. Urteilskraft in Frage stellt.

1 Ähnliche Bilder finden sich bei Herrn A sowie bei Herrn B (vgl. Kap. 7.3.1)

Diese Gegenüberstellung von ‚kleinen Normalbürgern‘ und ‚übergroßen Amerikanern‘ wird in der untenstehenden Sequenz weiter ausgeführt, in der vor allem das „Protzen“ und die Überheblichkeit der Amerikaner betont werden:

Frau H: Wie ich schon gesagt hab, wenn man so, ähm, ich kenn's nur aus Erzählungen oder von Bekannten, die verf-, wo sie's... Also die nach Amerika ausgewandert sind, die Geschwister, dass die dann irgendwo hierher kommen und dann auch so protzen. Das Protzen, wissen Sie. Was früher der Wessi im Osten getan hat, das wird der Ami hier. Ich kann mich noch an ein Beispiel erinnern, da war... Die Geschwister sind ausgewandert, alle nach Amerika, und was weiß ich, die Kinder sind alle da geboren und die eine Schwester sollte hier des Haus verkaufen. [...] Ähm, und die sich des so alles so „ach, und dann verkaufst du des“ oder so, die wollten des nicht vermietet haben, die wollten, dass das Haus verkauft wird von den Eltern und dann..., und da weiß ich nur, dass..., die stellen sich das alles so leicht vor, ne und, ähm, ja, das sind so, nur solche Beispiele, die man mir dann so erzählt hat, wo man sich so sein Bild dann daraus macht.

Die Arroganz ‚der Amerikaner‘ („Was früher der Wessi im Osten getan hat, das wird der Ami hier.“) wird hier am Beispiel eines Familienkonfliktes erläutert: Nach dem Tod der Eltern schlagen die in die USA ausgewanderten Geschwister einen Verkauf des Elternhauses vor, ohne sich ein Bild von den Problemen diese Vorganges zu machen („die stellen sich das alles so leicht vor“). In einer späteren Sequenz des Interviews wird ‚den Amerikanern‘ insgesamt eine ähnliche Arroganz zugeschrieben, als Frau H die ‚amerikanischen‘ Kriege als Krisenursachen beschreibt. Hierbei stört sie besonders, „dass der Bush sich überall eingemischt hat“ und für dessen fehlgeleitete Interventionen „viel Geld [...] rausgeschmissen worden ist“. Vom Interviewer erneut gebeten, ihr Urteil zur amerikanischen Krisenverursachung näher zu erläutern, führt Frau H aus:

Frau H: Die Kriege, die sie angeführt haben, ich mein die, jetzt mal den Obama rausgehalten, wobei ich den eigentlich noch ganz okay find, aber was damals, äh, der Bush alles so, ich mein, das ist natürlich auch von vielen da die Präsidenten, die da alle waren und die da auch alle mitgetan haben und die ihre Berater hatten und die auch wieder alle.... Ich denk mir, das ist so'n, das hat sich irgendwo aufgebaut und ich... Dass man jedes... Den Krieg und viel Geld für rausgeschmissen worden ist, des, wollen mal sagen, müssen, müssen die sich jetzt da einmischen, des hat mich am meisten, oder, äh, gestört oder stört, na ja, ich weiß nicht, beim Obama ist wohl nicht mehr ganz so, aber dass der Bush sich überall eingemischt hat und da musste ein Krieg geführt werden und da musste da, da wurde das Geld und da wurde... Und wir haben ja, irgendwo waren wir ja auch da dranne dann, also wobei man immer sagen soll, oder so ein Krieg des gilt, aber irgendwas, irgendwo ist was verkehrt gelaufen bei denen. Ich weiß nicht, also von der Wirtschaftsführung, weiß nicht, ob die da so viel Ahnung haben. Wer hat überhaupt Ahnung.

Interviewer: Ja (lacht).

Frau H: Frag ich mich als Kleiner. Weil zu un-, uns halten`s immer an „Sparen, sparen, sparen“ und man soll sparen und das soll man sparen und eben, ja, und die, die, weiß ich, tun`s rausschmeißen.

Interviewer: Verstehe.

Frau H: Also, ich vermute, es kann auch was Anderes... Kann auch, äh, ich weiß es nicht was, direkt kann ich es Ihnen auch nicht sagen. Daf-, also befasse ich mich, ehrlich gesagt, nicht zu sehr mit. Man unterhält sich im Freundeskreis, im Bekanntenkreis, aber ich denke mir, da st-, blickt keiner durch.

Die aufgrund der Überheblichkeit und Arroganz ‚der Amerikaner‘ geführten Kriege haben demzufolge im Zusammenspiel mit Fehlern in der „Wirtschaftsführung“ der USA zur Finanzkrise geführt. Von wirtschaftlichen Belangen, so mutmaßt Frau H, haben die Amerikaner nicht „viel Ahnung“. Hierbei ist insbesondere wiederum interessant, dass sie unmittelbar im Anschluss ihre These relativiert und sich wiederum auf die Position der ‚Kleinen‘ zurückzieht: „Wer hat überhaupt Ahnung? [...] Frag ich mich als Kleiner.“ Zwar ist diese Identifikation als ‚Kleine‘ auch verknüpft mit einem gewissen Ungerechtigkeitsempfinden bzw. einer Aggression gegen ‚die da oben‘, die „uns“ anhalten, zu „sparen, sparen, sparen“, selbst aber das Geld „rausschmeißen“. Der Ausdruck dieses Ungerechtigkeitsempfindens verläuft aber stets in den engen Grenzen, die Frau H ihrem eigenen Urteilsvermögen setzt: Sie unterhalte sich zwar im „Bekanntenkreis“ über politische Themen, befasse sich aber „nicht zu sehr“ damit. Insgesamt erscheint ihr der gesamte Zusammenhang kaum überschaubar: „da [...] blickt keiner durch.“ Dieses resignierte Interesse an Politik wird in einer folgenden Sequenz noch einmal bekräftigt, in der Frau H sich wiederum mit den „Kleine[n] Leute[n]“ identifiziert:

Frau H: Ja, also ich bin, äh, ich ver-, verfolge, ich bin... Ich kümmerge mich nicht so wie andere um die Politik, oder ich verfolge Sachen schon, und ich rede auch mit meinem Partner, wenn mir was unklar ist und frag ihn, äh, wie wie soll ich das jetzt verstehen oder wie, wie muss man das jetzt hier verstehen, was da ist, ich, äh, f-, mein... Sicher verfolge ich des und so weiter, aber des ich jetzt so`n, so`n polit-, so unbedingt mit Politik hab ich`s nicht so im, im im Sinn (lacht), (unverständlich) aber wenn ich irgendwas ungerecht find, dann des jetzt mit den Benzinpreisen (lacht).

Interviewer: Ja, okay, verstehe.

Frau H: Und ich weiß auch nicht, von wo das kommt, aber ich denk mir, da von den... Wer da auch sich ne lange... Ne goldene Nase verdient, auf alle Fälle nicht wir.

Interviewer: Ja.

Frau H: Kleine Leute.

Bis hierher konnte gezeigt werden, dass in Frau Hs Rede die Unterscheidung von ‚Kleinen‘ und ‚Großen‘ einen zentralen Orientierungspunkt bildet. Die Identifikation als ‚Kleine‘ funktioniert dabei maßgeblich über den Kontrast zu den ‚Großen‘, deren Rolle mit ‚den Amerikanern‘ besetzt wird. In dieser Kontrastierungsfunktion wird dabei eine Ambivalenz zwischen Aggression und Unterordnung erkennbar: Einerseits spricht aus der Darstellung ‚der Amerikaner‘ als mächtiger aber inkompetenter ‚großer Bruder‘ sowie aus der Selbstinszenierung als Opfer von dessen Verfehlungen eine protestierende Haltung. Dieser Protest wird aber andererseits dadurch unterlaufen, dass die Selbstinszenierung als ‚Kleine‘ auch mit einer Infragestellung der eigenen politischen Urteilstkraft einhergeht, die den Protest ja gerade erst ermöglicht. Das Amerikabild wird in diesem Zusammenhang gleichsam nur unter Vorbehalt gebraucht, um einen relativ diffusen Unmut gegen ‚die da oben‘ auszudrücken. Dieses Aufbegehren gegen „Mr. Big“ (Markovits 2007, S. 32) kann bis hierher kaum als Antiamerikanismus gelten, da die Amerikastereotype lediglich in einem vorsichtig tastenden Modus gebraucht werden und zudem keinen erkennbaren Zusammenhang mit Diskriminierung aufweisen.

Diese Unsicherheit im antiamerikanischen Sprachgebrauch zeigt sich auch in der nachfolgenden Sequenz, in der sich das Interview seinem vermeintlichen Abschluss nähert. Als der Interviewer das Gesprächsende einleitet und sich für das Interview bedankt, beeilt sich Frau H zu betonen, dass sie nicht „gegen Amerika“ sei und kehrt ihr positives Obama-Bild heraus, um dies zu bekräftigen.

Frau H: Also, es soll jetzt nicht herauskommen, dass ich gegen Amerika bin, so ist es überhaupt nicht, ne, um Gottes Willen, ich muss... Eigentlich bin ich mehr schon für den Obama, weil der eben so für mich, er hat ja auch nur seine Leute, ähm, auch um... Aber ich denk mir, der Mann hat doch vom Wissen her und, mmm, macht... Er macht bestimmt auch Fehler, das macht jeder, aber eigentlich, denke ich von der Regierung her, ja, finde ich es schon okay und... Wenn ich jetzt, glaube ich, in Amerika leben würd, also ich glaub, ich würde ihn wieder wählen, den Mann.

In dieser Passage wird Frau Hs Ambivalenz gegenüber der eigenen antiamerikanischen Rhetorik explizit. Wenngleich sie in den vorigen Passagen schon ihre Darstellung ‚der Amerikaner‘ stets unter dem Vorbehalt ihrer eingeschränkten Urteilsfähigkeit als ‚Kleine‘ äußerte, befürchtet sie nun, es könne „herauskommen“,

dass sie „gegen Amerika“ sei. Ihr vorsichtiges Aufbegehren gegen den ‚großen Bruder USA‘, das ohnehin schon durch eine Ambivalenz von Protest und Unterordnung gekennzeichnet ist, wird ihr an dieser Stelle des Interviews gewissermaßen selbst unheimlich.

Das Unheimliche ihres Sprachgebrauchs kann einerseits dahingehend gedeutet werden, dass sie den Forschungsprozess, an dem Sie teilnimmt, nicht durchschaut und befürchtet, in dessen Verlauf auf eine Seite ihrer ambivalenten Haltung ‚festgenagelt‘ zu werden – ein Ausdruck, den sie in einer späteren Interviewsequenz selbst gebraucht. Andererseits kann man, in Anlehnung an Sigmund Freuds Gebrauch des Terminus, demzufolge „das Unheimliche das Heimliche-Heimische ist“ (Freud 1997, S. 268), Frau Hs Sprechen auch insofern als unheimlich interpretieren, dass sie sich im Interviewgespräch ihrer eigenen Ambivalenz gegenüber ‚den Amerikanern‘ bewusst wird: Der aggressive Aspekt ihres Amerikabildes, den sie stets zu relativieren und abzumildern bemüht ist, tritt ihr als etwas fremdes und zugleich allzu vertrautes, als irritierender Aspekt ihrer eigenen Identitätskonstruktion gegenüber.

Frau H ist vertraut mit den ‚Standards‘ antiamerikanischer Identitätskonstruktion und Welterklärung, und diese zu gebrauchen, liegt im Rahmen der Interviewthematik nahe. Zugleich scheint diese Alternative aber durch das Bedürfnis verbaut, nicht vorurteilig sprechen bzw. nicht „gegen Amerika“ sein zu wollen. Diese Ambivalenz drückt sich auch in ihrer Bezugnahme auf Amerika aus, in der sie sich einerseits als protestierende ‚Kleine‘ gegen den arroganten Vormund ‚USA‘ wendet, sich aber andererseits qua der selbst zugeschriebenen ‚Kleinheit‘ zugleich die Urteilsfähigkeit abspricht, solchen Protest vorzubringen. Amerikabilder bieten sich für diese paradoxe Form der Selbstinszenierung besonders an: Wer gegen Amerika ist, kann sich als ohnmächtiges Opfer und zugleich als moralisch überlegen inszenieren.

Im weiteren Verlauf des Interviews spitzt sich diese Ambivalenz in Frau Hs Amerikabild weiter zu, was als Fragmentierung des antiamerikanischen Sprechens gedeutet wird. Nachdem sie versichert hat, dass sie nicht „gegen Amerika“ sei, entwickelt sie in zunehmend drastischen Bildern eine ethnozentrische Rhetorik, deren Geschlossenheit die bisherigen Interviewsequenzen bei weitem Übertrifft. Während die bisher analysierten Sprechweisen allenfalls als Grenzfall antiamerikanischen Sprechens eingestuft werden können, konstruiert Frau H im Folgenden eine ethno-nationalistische Wir-Gruppe, die sie gegen die Heterogenität und Ursprungslosigkeit ‚der Amerikaner‘ in Stellung bringt, d.h. antiamerikanisch konturiert. Nachdem sie sich somit aber nicht mehr nur als ‚Kleine‘, sondern als Mitglied einer ethno-nationalen Gemeinschaft identifiziert hat, wird sie zum Ende des Gespräches umso nachdrücklicher ihre Position relativieren und ihre neuinszenierte Stärke wieder in Frage stellen.

7.5.1.2 „Ein Land, was zusammengewürfelt ist“ – Fragmentierter antiamerikanischer Ethnozentismus

Im Anschluss an den vermeintlichen Interviewabschluss entspinnt sich eine längere Gesprächspassage, in der die Teilnehmerin vergleichsweise unvoreingenommen eine ablehnende Haltung gegenüber den USA äußert. Den Einstieg bildet Frau Hs Erläuterung, sie „würde nie nach Amerika fliegen wollen“. Sie begründet diese Abneigung mit den vielen und strengen „Verbote[n]“, die dort herrschen. Als Beispiele führt sie ein übertriebenes Tempolimit und strikte Bekleidungsvorschriften an: „Da muss man ja vorher sich [...] informieren, welche Land reis ich und darf i da mit kurze Hose als Frau gehen“. Im Anschluss daran wendet sich Frau H dem Topos eines ‚amerikanischen Einflusses‘ auf Deutschland zu, dem sie negative Effekte zuschreibt: „Und da das Meiste von Amerika noch mal rüberkommt und vieles abfärbt, ist nicht immer alles so toll.“ Als Beispiel nennt sie eine zunehmende Privatisierung der Krankenversicherung in Deutschland, durch die sie als gesetzlich Versicherte immer häufiger gezwungen sei, Behandlungen und Medikamente zusätzlich zu finanzieren, die ehemals von der Krankenkasse übernommen wurden: „[...] man zahlt und zahlt und wiederum haben die Kassen, Krankenkassen kein Geld und es ist wie [...] in Amerika praktisch, ne. Kannst hingehen, aber musst alles selber zahlen.“ Amerika wird in diesem Interviewabschnitt nun also relativ ungebrochen nicht nur als unattraktiv, sondern auch als negativer Einfluss dargestellt (vgl. ähnliche Bilder bei Herrn C, Kap. 7.2.1.1).

Nachdem Frau H von ihrem touristischen Desinteresse an den USA zur Ablehnung eines ‚amerikanischen Einflusses‘ fortgeschritten ist, erweitert sie ihre antiamerikanische Rede relativ plötzlich zu einer ethno-nationalen Rhetorik in der Deutschland und die USA einander in stereotyper Weise gegenübergestellt werden:

Frau H: Ja, ja, die Amis sind schon ein eigenes Volk (lacht), die haben`s halt, ja, aber wenn man denn bedenkt, des des nur... Wenn man sich so ein bisschen mit der Geschichte beschäftigt von denen, äh, irgendwann hab ich mal ... Hab ich irgendwas gesehen im Fernsehen, dann hab ich nachher gesagt: Hallo, die sind ja alle in nur zug-, es sind ja wirklich alle nur von irgendwo, ob von Italien, von China, von weiß ich woher. Des is ja ein Land, was zusammengewürfelt ist, wo man nicht... Die Indianer, die haben, die, die dahin gehören, die haben sie ja dann rausgedrängt aus ihrem Land, aber im Grunde genommen ist des Land zusammengewürfelt aus vielen Kulturen, Nationen, wo ich denk: hallo?

Gegenstand von Frau Hs Empörung ist der „zusammengewürfelt[e]“ Charakter der USA, die dadurch als „eigenes Volk“ erscheinen. Dass diese Eigenheit der Heterogenität und ‚Wurzellosigkeit‘ für Frau H negativ konnotiert ist, zeigt sich nicht nur an der Gegenüberstellung mit den „Indianer[n]“, die nach Meinung Frau Hs eigentlich „dahin gehören“, denen also im Gegensatz zu „den Amis“ ein natürliches Exis-

tenzrecht auf dem Gebiet der USA zugeschrieben wird. Es zeigt sich auch daran, dass Frau H die ‚Wurzellosigkeit‘ der Amerikaner in Anschlag bringt, um deren vermeintliche Überheblichkeit zu delegitimieren:

Frau H: Und dann, ja, geben sie ein großen Ton an, des is des wo ich sag – äh, na, wer ist jetzt da Ur-, wo is des Urgestein, des waren die Indianer eigentlich da, dafür. Des is des, wo ich denk, ja, da tun sie so und reißen die Klappe auf und, und wollen die Welt bestimmen oder regieren und... na ja, wollen es nicht, aber so so mächtig, sag ich mal, mächtig tun und des is des, wo ich denk: hallo, wo kommt ihr alle her? Mein sicher, die jetzt da leben, die sind da jetzt geboren und die fühlen sich als Amerikaner, aber wenn man ganz, ganz, ganz weit zurückgeht, dann ... Ja, halt so denk ich dann manchmal, weil... Ja.

Wer seine nationale Identität nicht auf ein ethnisches „Urgestein“ gründen kann, so die Implikation ihres Arguments, sollte auch nicht „mächtig tun“ oder gar „die Welt bestimmen“ wollen:

Frau H: Ja, wo ich denk, die reden alle da und tun Wunder, was sie für sich sind und dabei sollen sie erst mal schauen, wo sie alle hergekommen sind und des sind... Es ist nicht negativ gemeint oder soll auch nicht abwerten, aber die sollen einfach, äh, die Kirche im Dorf dann lassen und nicht so meinen, sie sind... Sie haben alles erreicht, dabei sind... Ist da nicht einer, der sagt, wir waren Amerika oder wir sind des und haben des von der Pike auf oder so. Die Indianer, die warn`s! Alle verdrängt aus ihrem eigenen Land dann. Und des is da, wo ich dann manchmal... Da kann... Wenn so bestimmte Sachen sind, dann, wo ich denk – guck an! Des is aber meine eigene, persönliche Meinung.

Diese ethno-nationalistische Rhetorik spitzt sich in den folgenden Sequenzen weiter zu, als Frau H an Stelle „der Indianer“ nun „Deutschland“ als Gegenbild einsetzt. Auf eine Nachfrage des Interviewers, wie der vermeintliche Mangel eines Ursprunges in den USA zu verstehen und auf aktuelle Entwicklungen zu beziehen sei, erläutert sie:

Frau H: Ja, äh, (...) ich mein, alle, die jetzt mit der... (seufzt) Wie soll ich sagen, in Deutschland, also wenn jetzt auch Deutschland sich auch aus einzelnen Bundesländern zusammensetzt. Aber es war... Also ich hätte... Wüsste jetzt nicht, des irgendwo von anderswo – sicher sind da bissel Einschlüge drinne überall – aber des da irgendwo, des wir zusammengewürfelt worden sind, ähm. Da war ein Stamm hier, also, jetzt fragen Sie mich nach der Geschichte, wo ich... (unverständlich) Aber des hier, hier war ein Stamm, und der hat sich vermehrt und des, sicher sind die Schweden hier durch und wer weiß wer alles die... So gekommen und haben irgendwo auch ihre Abkömmlinge oder so hiergelassen, aber hier war, hier war der Stamm da und der hat sich dann größer gemacht. Aber so viel wie ich in Amerika, so wie ich das in Erinnerung habe, waren`s da die Indianer, die doch des Land gehabt haben und dann

sind alle, wenn man so durch die Filme oder so, Dokumentationen, des die alle rüber gewandert sind nach Amerika. Also die meinten, da is des Land... Und durch des Gold. Eigentlich durch des Gold sind die auch nach Amerika gekommen. Und da meinte ich... Und da sind doch alles Mögliche, von allen Ländern sind die damals doch mit den Schiffen rüber nach Amerika, weil sie meinten, da gibt's Geld. Und da, da, da ist es der Reichtum, da is, durch diese ganzen Bodenschätze auch, und so meinte ich da, außer... Und haben durch des ja auch die Indianer verdrängt, aus ihrem Land raus. Und so meinte ich da, also ich wüsste nicht, wenn des anders wäre, also auf... Dass da irgendwo ein Ursprung, außer die Indianer... So meinte ich des.

In der Parallelisierung von „Deutschland“ mit „den Indianern“ wird wiederum erkennbar, was in den Kapiteln 4.4 und 7.2 bereits mit Sutterlüty und Neckels Begriff des „ethnischen Verwandtschaftsglaubens“ beschrieben wurde. Zusammenhalt und Merkmale der nationalen Wir-Gruppe werden nach dem Muster einer Blutsverwandtschaft mit Jahrtausende altem Familienstammbaum vorgestellt, als sei das, was heute als „Deutsch“ verstanden wird, nur eine Variation über eine Gruppenidentität, die schon immer natürlicherweise bestand. Diese ‚Blutgemeinschaft‘, deren völkisch-familiäre Substanz hier durch den Gebrauch von Begriffen wie „Stamm“, „Abkömmlinge“, „vermehrt“ unterstrichen wird, steht in scharfem Kontrast zu einem Bild der USA als Gesellschaft, in der zweckrationale Motive dominieren und zur Erlangung von „Gold“, „Reichtum“ und „Bodenschätze[n]“ die Rechte der ‚ursprünglichen Völker‘ missachtet werden.

Bezeichnend ist an den berichteten Sequenzen nun, dass Frau H mit ihrer ethno-nationalistischen Rhetorik einen ebenso starken wie politisch anfechtbaren Standpunkt formuliert – ganz im Gegenteil zu ihrer vorigen Identifikation als ohnmächtige ‚Normalbürgerin‘. Zwar zielt ihr Argument auch hier auf eine Relativierung und Zurückweisung amerikanischer Arroganz und Übermacht, aber die Wir-Gruppe, mit der sich Frau H dieser entgegenstellt, weist dabei weit über die zuvor gesehene politisch-unpolitische Identifikation als ‚Kleine‘ hinaus. Diese ethnozentrische Selbstinszenierung wird jedoch von Frau H nicht lange aufrechterhalten. Auf eine Nachfrage des Interviewers nach den aktuellen Bezügen ihres Vergleiches, beginnt sie sich schrittweise auf ihre alte Position der ‚Unpolitischen‘ rück zu besinnen.

Interviewer: Ja. Und da sehen Sie Parallelen heute auch noch, dass das sozusagen um... Also Parallelen zu der amerikanischen Einwanderungsgeschichte, das irgendwo Völker verdrängt werden oder um des Geldes Willen? Oder hab ich Sie jetzt missverstanden?

Frau H: Ja des... Ne, da haben Sie mich jetzt missverstanden. Ne, so meinte ich nicht, dass das dadurch..., ich mein nur, dass die so protzen. Ich meinte nur das Protzen damit, des die so protzen was sie, was sie sind und so und dabei... Des meinte ich. Mehr diese ganzen Ur-ur-

Urwurzeln nicht da sind eigentlich durch irgendwie, durch zugewandert oder wie auch immer. Ne, mit dem hab... Des meinte ich nicht so eigentlich, so hab ich das gemeint.

Das „Protzen“, das ihre vorige Ablehnung ‚der Amerikaner‘ begründete, steht nun wieder im Zentrum ihrer Argumentation während die fehlenden „Ur-ur-Wurzeln“ nur noch am Rande auftauchen. Die ethno-nationale Identifikation tritt von diesem Punkt an wieder in den Hintergrund und wird durch diejenige der ‚Kleinen‘ ersetzt.

An dieser Stelle läuft das Interviewgespräch bereits gute 40 Minuten und der Interviewer weist Frau H erneut auf die Möglichkeit eines Gesprächsabschlusses hin, worauf Frau H mit einer Relativierung ihrer Position reagiert und explizit ihre Befürchtungen äußert, ‚etwas falsches‘ gesagt zu haben:

Frau H: Ja, ich möchte mich jetzt auch nicht da um Kopf und Kragen reden, weil (lacht)... Weil, wie gesagt, wie ich Ihnen schon sagte, für mich is, äh, das ganze Thema eigentlich, die Politik, äh, nicht so meins und im Grunde genommen... (schnauft) Vielleicht ist es verkehrt von mir, so zu denken, was der Ami macht ist mir im Grunde genommen egal irgendwie, jetzt kriegen die's ja auch wieder ein bisschen aber, aber... Ja, sie sollen ihre Sache machen und sollen schauen, dass sie in ihrem Land alles auf die Reihe kriegen und dann.... Ja. Und wir schauen... Des wir hier, wobei wir gar nix als kleiner Bürger machen können, des sind die Regierungen, die da alles aushandeln und tun.

Interviewer: Ja, nun gut. (...) Dann sage ich noch mal herzlichen Dank für Ihre Zeit und das Gespräch.

Frau H: Bitte, gerne.

Interviewer: Ich wünsch Ihnen noch einen guten Abend.

Frau H: Ja, danke. (lacht) Nageln Sie mich bloß nicht fest mit den Aussagen! Ne, weil ich bin wie gesagt, halt mich eigentlich immer ziemlich zurück (lacht), ne.

Von der nationalistischen Rhetorik ist nun nichts mehr zu vernehmen außer der Befürchtung, sie könne damit einen falschen Eindruck erweckt haben. An die Stelle des Nationalismus treten betonte Indifferenz („ist mir im Grunde genommen egal“) und Selbstzweifel („ich möchte mich [...] nicht um Kopf um Kragen reden“; „vielleicht ist es verkehrt von mir, so zu denken“; „Nageln sie mich bloß nicht fest mit den Aussagen!“), und Frau H zieht sich wieder auf ihre eingangs bezogene Position als „kleiner Bürger“ zurück.

In dieser Schlussequenz wiederholt sich somit das Unheimliche bzw. die Ambivalenz ihres antiamerikanischen Sprachgebrauches: Frau H greift Bilder eines heterogenen, ‚wurzellosten‘, rein zweckorientierten Amerika auf und stellt diesem die

naturwüchsig-legitime, harmonische Ordnung homogener ‚Völker‘ gegenüber. Gleich im Anschluss daran, zieht sie sich aber wieder auf eine unpolitische Haltung zurück. Unheimlich scheint (auch für sie selbst) die schlafwandlerische Sicherheit, mit der Frau H die Muster einer ethno-nationalen Identifikation reproduziert, ohne sich mit diesen wirklich identifizieren zu wollen.

7.5.1.3 Zusammenfassung Frau H

Auf Amerikastereotype greift Frau H zunächst im Rahmen eines relativ diffusen Aufbegehrens gegen ‚die da Oben‘ zurück. Dabei zeigt sich eine starke Ambivalenz hinsichtlich dieses Sprachgebrauches: An keiner Stelle des Interviews treten Amerikastereotype als Ausdruck des Protestes oder Erklärung unverständlicher Krisenphänomene auf, ohne dass die damit bezogene Position sogleich wieder relativiert wird. Die Leitunterscheidung zwischen ‚Kleinen‘ und ‚Großen‘ scheint dabei paradoxerweise ebenso Ausdruck des Aufbegehrens zu sein, wie auch dessen Widerspruch: Frau H stellt ihre Wir-Gruppe als Opfer einer übermächtigen, zugleich aber inkompetenten und überheblichen Fremdgruppe dar, die als ‚amerikanisch‘ markiert wird. Zugleich ist es aber der Status als ‚kleine Normalbürgerin‘, der eine selbstsichere antiamerikanische Positionierung verhindert. Die eigene antiamerikanische Positionierung wird von Frau H dabei als irritierend erlebt: Sie betont explizit, nicht „gegen Amerika“ sein bzw. als antiamerikanisch wahrgenommen werden zu wollen.

Diese Ambivalenz im Amerikabezug Frau Hs zeigt sich nicht nur innerhalb der jeweiligen Sequenzen, in denen Amerikabilder gebraucht werden, sondern auch als Fragmentierung über den gesamten Interviewverlauf. Dies wird insbesondere in der zweiten Hälfte des Gespräches deutlich, in der Frau H, nachdem sie zuvor ihre nicht-antiamerikanische Haltung versichert hat, relativ plötzlich in eine antiamerikanisch-ethnozentrische Argumentation verfällt. Mit einer Rhetorik, die mit derjenigen Herrn Fs, Herrn As oder Herrn Cs vergleichbar ist (vgl. Kap. 7.2 und 7.4), spielt sie nun die vermeintliche ethnische Ursprünglichkeit und Homogenität der deutschen Wir-Gruppe gegen die Heterogenität ‚der Amerikaner‘ aus. Die somit vollzogene ethno-nationalistische Wir-Gruppenkonstruktion tritt allerdings unmittelbar im Anschluss an diesen Interviewabschnitt zugunsten der anfänglichen Identifikation als ohnmächtige ‚Kleine‘ wieder in den Hintergrund. Das Interview endet daraufhin mit dem expliziten Bemühen Frau Hs, nicht als antiamerikanisch gelten zu wollen bzw. nicht auf die geäußerte Position ‚festgenagelt‘ zu werden.

Bemerkenswert ist an diesem geisterhaften Auftreten antiamerikanischer Rhetorik der Kontrast zwischen dem vehementen Abstreiten einer antiamerikanischen Haltung und der geradezu schlafwandlerischen Reproduktion antiamerikanisch-ethnozentrischer Rhetorik. So drastisch Frau Hs ethnonationalistische Rhetorik ist, so stark ist ihr Kontrast zur Identitätskonstruktion der ‚Kleinen‘, die über weite Tei-

le des Interviews ihre unsicher tastende Argumentation bestimmt. Diese Inkonsistenz im antiamerikanischen Sprachgebrauch wird hier als Fragmentierung bezeichnet.

Handelt es sich bei Frau Hs Sprachgebrauch also um Antiamerikanismus? Zumindest für Auszüge des analysierten Gespräches wird man dies bestätigen wollen. In diesen werden Stereotype eines übermächtigen und arroganten, zugleich aber inkompetenten und ‚wurzellosten‘ Amerika zur Aufwertung und Konturierung einer ethno-nationalistischen Wir-Gruppenkonstruktion gebraucht. Aber diese Stellen stehen im Kontrast zu jenen Sequenzen, in denen das eigene Unbehagen gegenüber genau dieser Rhetorik explizit gemacht wird und die ethnozentrische Wir-Gruppenkonstruktion, der sie diene, völlig irrelevant erscheint. An dem analysierten Material lässt sich daher in erster Linie die Ungenauigkeit eines Vorurteilskonzeptes veranschaulichen, das seinen Gegenstand als psychische Disposition oder geschlossenes weltanschauliches Denksystem begreift (vgl. Kap. 2.3): Frau H ‚ist‘ keine ‚Antiamerikanerin‘, keine ‚Nationalistin‘ oder ‚Rassistin‘, und dennoch bemüht sie streckenweise antiamerikanische und ethnozentrische Rhetoriken. Antiamerikanismus tritt als Sprechhandeln auf, aber nicht als geschlossene Weltanschauung oder Einstellungsmerkmal. Vielmehr scheinen bestimmte Amerikastereotype und deren antiamerikanische Gebrauchsweisen überindividuell bereit zu stehen, so dass diese auch in fragmentierter Weise reproduziert werden können. Frau Hs ambivalente, teilweise fast erschrockene Reaktion auf ihre eigene Rhetorik veranschaulicht zudem den unheimlichen Charakter, den ein solches rhetorisches Erbe u.U. auch für die Sprechenden selbst hat.

7.5.2 Falldarstellung Herr I

Im Gegensatz zur fragmentierten antiamerikanischen Rede des vorigen Falles, zeigt sich im Gespräch mit Herrn I eine weitgehend konsistente Fremdgruppenkonstruktion: ‚Die Amerikaner‘ werden hier als ‚integrationsunwillige‘ Fremdgruppe in einem vom Interviewteilnehmer bewohnten Stadtteil dargestellt. Als konturierende Fremdgruppe dienen sie der Konstruktion einer Stadtteilidentität, die für Herrn I als zentraler Orientierungspunkt seines Selbstbildes fungiert. Sein Viertel „ist alles!“ und wird mit stereotypen Zuschreibungen, die jenen ethnozentrischer Migrationsdiskurse ähneln, gegen ‚die Amerikaner‘ abgegrenzt. So gehen diese vermeintlich keiner geregelten Erwerbstätigkeit nach, kommen aber auf dubiose bzw. kriminelle Weise zu Reichtum. Sie weigern sich, die deutsche Sprache zu lernen und „bleiben [...] unter sich“, sind weniger loyal als andere Gruppen in seinem Stadtteil.

Diese quasi-fremdenfeindliche Kennzeichnung der Amerikaner ist besonders bemerkenswert, da Herrn Is Stadtteilidentität von ihm selbst mit einer multikulturalistischen und – im Gegensatz zum ethnozentrischen Multikulturalismus z.B. bei

Herrn F – ethnisch hybriden Orientierung verknüpft wird. So bezeichnet sich der Teilnehmer etwa selbst als „halb Ausländer“ und betont mehrfach, keinesfalls als rassistisch gelten zu wollen. Und auch die den ‚Amerikanern‘ zugeschriebene Kriminalität kann vor dem Hintergrund von Herrn Is eigener subkultureller Orientierung kaum als Exklusionsgrund gelten. Mehrfach lässt der Teilnehmer durchblicken, dass er Stolz darauf ist, in einem Viertel zu leben, in dem man „alles an jeder Straßenecke“ bekommt (z.B. „Weed“) und in dem „die Leute [...] mit Messern“ oder „einer Pumpgun rumlaufen“.

Und doch scheint die alternativ-subversiv gefärbte Wir-Gruppenkonstruktion des Teilnehmers eines kategorialen Gegenbildes zu bedürfen. Dass sich hierfür ‚die Amerikaner‘ besonders anbieten, scheint nicht zuletzt vor dem Hintergrund der in Kapitel 7.4 beschriebenen Rechtfertigungsfunktionen von Antiamerikanismus bzgl. rassistischer Positionen naheliegend: Gerade weil ‚die Amerikaner‘ nicht als Ethnie oder Rasse vorgestellt werden, eignen sie sich als Fremdbild zu einer explizit nicht-ethnozentrischen oder nationalistischen Wir-Gruppe. Zugleich ist Herrn I diese Ambivalenz durchaus bewusst, wie an seinen mehrfachen Beteuerungen, nicht als rassistisch gelten zu wollen, sowie an häufigen Relativierungen der eigenen Urteilsfähigkeit erkennbar wird. Ähnlich wie Frau H schwankt er zwischen pauschalisierenden Zuschreibungen gegen ‚die Amerikaner‘ und dem Eingeständnis, selbst von amerikanischer Politik und Gesellschaft „keine Ahnung“ zu haben und lediglich „drei, vier Leute“ zu kennen, die er als ‚Amerikaner‘ einordnet.

Neben dieser Ambivalenz im Gebrauch antiamerikanischer Rhetorik ist es vor allem deren Funktionskontext, der Herrn Is Rede als Beispiel für die unscharfen Ränder des Antiamerikanismusbegriffes relevant macht. In Kapitel 4 wurde nahegelegt, dass Vorurteilkritik zur Bestimmung ihres Gegenstandes kritisch an bestehende Normen gegen Diskriminierung anknüpfen muss. Angesichts der von Herrn I konstruierten Stadtteilidentität bleibt aber gerade deren diskriminierender Effekt fraglich. Zwar werden darin ‚die Amerikaner‘ kategorial gegen die Wir-Gruppe abgegrenzt und als nicht-zugehörig ausgeschlossen. Zugleich distanziert sich Herr I aber explizit von ethno-nationalistischen Konstruktionen und betont mehrfach, sich auch mit ‚den Amerikanern‘ in seinem Viertel arrangiert zu haben.

7.5.2.1 ‚Die Amerikaner‘ als integrationsunwillige Einwanderer

Das Interview beginnt mit der Bitte, Herr I möge erläutern warum er in der vorigen Befragung der Aussage „Mir sind die US-Amerikaner eher unsympathisch“ zugestimmt hat. Seine ersten Assoziationen beziehen sich auf eine kriegerische Haltung der USA, allerdings direkt gefolgt von der Beteuerung, er kenne eigentlich „direkt keine Amerikaner“.

Herr I: (Räuspert sich) Naja, Amerikaner, was? Naja ä::h, ja hier, Krieg und so, alles cool, und was soll ich dazu noch sagen, so. Ä::h, kann ich eigentlich nicht mehr weiter, sie sind mir einfach, äh, unsympathisch. Ich kenne jetzt auch, ähm, direkt keine Amerikaner, und eigentlich nur vom TV oder von den Nachrichten oder so. Und, äh, nee, das ist auf jeden Fall nicht mein Fall. Kann ich aber dazu auch nicht mehr jetzt sagen so.

Das Thema ‚Krieg‘ wird im weiteren Interviewverlauf nur von marginaler Bedeutung sein. Stattdessen tritt auf die Frage, welche alltäglichen Eindrücke er mit ‚Amerikanern‘ verbinde, ein lokaler Bezug zu dieser Gruppe in den Vordergrund. Obwohl Herr I in der vorigen Sequenz behauptet hat, keine Amerikaner zu kennen, ist der weitere Verlauf des Interviews maßgeblich durch Berichte über ‚die Amerikaner‘ in seinem Stadtteil geprägt:

Herr I: Äh::, m::h, nee, fällt mir jetzt auch auf die Schnelle nicht ein. Also, hatte auf jeden Fall schon mal ein paar Begegnungen so, mit irgendwelchen Leuten so, j::a, die sind halt immer zu cool so, für mich. Und zu arrogant. Zu cool, und denken so, sie sind das Beste, weißt du, leben hier, aber, äh, was in Amerika geht, äh, geht sie nichts an und so. Nee, ja... Kann ich dazu leider nicht, äh, weiter erläutern. Da müsste ich mir (lacht) erst mal Stichpunkte machen, wahrscheinlich.

In dieser Beschreibung der ‚Amerikaner‘ stehen deren ‚Arroganz‘ und übertriebene ‚Coolness‘ sowie deren Desinteresse an ihrem Herkunftsland im Mittelpunkt. Diese Darstellung kann als Variation klassischer Amerikastereotype gelesen werden: So klingen darin die Zuschreibungen von ‚Überheblichkeit‘ und ‚Egoismus‘ sowie einer ‚Oberflächlichkeit‘ in zwischenmenschlichen Beziehungen an, aber auch eine mangelnde Verbundenheit mit dem ‚Herkunftsland‘ bzw. eine ‚Kultur-‘ und ‚Traditionslosigkeit‘. Im weiteren Verlauf des Interviews wird Herr I weitere Stereotype bemühen, die aus antiamerikanischen Sprechweisen bekannt sind, wie etwa die vermeintliche Unzuverlässigkeit bzw. Vertrauensunwürdigkeit ‚der Amerikaner‘. In der vorliegenden Sequenz dreht sich die Beschreibung dieser Gruppe allerdings zunächst um andere, für antiamerikanische Vorurteile eher untypische Bilder:

Interviewer: Sie sprachen gerade von Leuten, die Sie zu cool und zu arrogant finden, oder von Begegnungen mit diesen Leuten, können Sie das ein bisschen näher, können Sie dazu [mehr erzählen]?

Herr I: [Ja, das sind halt], das sind halt so irgendwelche, irgendwelche Schwarzen so... Also was heißt Schwarze, oder so... Also letzte, letztere Umfrage dachte ja schon, ich wäre rassistisch, bla bla bla. So bin ich gar nicht drauf, ja! Also ich habe neunzig Prozent Ausländer als Freunde, so ist es nicht, so. Aber wenn ich dann irgendwelche, mal so einen Schwarzen, dann sind die mit, äh, Käppi... Keine Ahnung, ich weiß nicht, die arbeiten nicht, sind aber immer

top gestylt, top gekleidet, also die, äh, teuersten Sachen, und sprechen nur englisch, und yeah yo, what's up, what's up, yeah, here, here, da, da, naja, ja, naja, das ist jetzt nicht so mein Fall, also... Keine Ahnung. Nur, ich weiß nicht, woher die ihr Geld beziehen so, aber... Zu cool, dafür, dass die hier in Deutschland leben und kein Deutsch können. Und sich dann auch nicht so ausdrücken können so, naja, ja.

Interviewer: Also auch so eine Art Unangepasstheit, oder sagen wir mal, es ist kein Austausch da, irgendwie.

Herr I: Ja nee, ä::h, sie sind auch, sind auch nicht bereit irgendwie was anzunehmen. Kaufen sich jede, jede Woche auf jeden Fall eine neue (unverständlich) Käppi so, von New York, aber... Oder bestellen sich Sachen, Alter, die neuesten Schuhe aus New York, keine Ahnung, aber, pf, ja, haben so gesehen nichts drauf, also... In [Stadt 1] überleben sie damit nicht, sage ich mal so.

In dieser Sequenz wird die Gruppe der ‚Amerikaner‘ anhand von drei zentralen Eigenschaften beschrieben: Sie sind (1) unproduktiv, und doch auf mysteriöse Weise (ökonomisch) erfolgreich; sie sprechen (2) die deutsche Sprache nicht, obwohl sie dauerhaft in Deutschland leben; und sie sind (3) auch sonst kulturell unangepasst bzw. nehmen die Umgangsformen ihres Umfeldes nicht an. Vielmehr als den üblichen antiamerikanischen Klischees entspricht diese Darstellung rechtskonservativen bzw. ethnozentrischen Integrationsdiskursen: mangelnde Anpassung an die ‚Leitkultur‘, keine ‚ehrliche Arbeit‘ aber dubioses Einkommen, mangelnde Sprachkenntnisse, etc. In einer späteren Sequenz wird Herr I dieses Bild der ‚Amerikaner‘ zusätzlich um das Motiv einer parasitären Ausnutzung des deutschen Sozialsystems erweitern und es somit Konstruktionen ‚integrationsunwilliger Ausländer‘ noch weiter annähern. Die obige Sequenz schließt dementsprechend mit dem Urteil: „In [Stadt 1] überleben sie damit nicht“, wodurch die Grenzziehung zwischen ‚Amerikanern‘ und der lokalen Wir-Gruppe zusätzlich unterstrichen wird. Die ‚amerikanische‘ Fremdgruppe scheint hier also in erster Linie die Funktion einer ethnozentrischen Konturierung der Wir-Gruppe zu übernehmen, wobei allerdings nicht die üblichen ethno-nationalistischen Großgruppen ‚Volk‘, ‚Nation‘ und ‚Staat‘ bemüht werden, sondern das Stadtviertel, in dem Herr I sich zu Hause fühlt. Im folgenden Abschnitt 7.5.2.2 wird zusätzlich veranschaulicht, inwiefern der Interviewteilnehmer diese Stadtteilidentität gegen eine ethno-nationalistische explizit abgrenzt.

Zwei weitere Beobachtungen lassen sich an der obigen Sequenz machen, die für die hier entwickelte Deutung relevant sind: Die erste ist, dass Herr I sich präventiv gegen eine Einstufung seiner Argumentation als rassistisch verwehrt. Er verweist darauf dass er „neunzig Prozent Ausländer als Freunde“ habe und erinnert sich an die „letzte Umfrage“ (gemeint ist das zum Zeitpunkt des Gespräches ca. zwei Monate zurückliegende Survey-Interview; vgl. Kap. 5.4), bei der er offensichtlich

bereits ähnliche Bedenken bzgl. seiner Wirkung auf den Interviewer hatte. Bei Terminabsprachen im Vorfeld des hier analysierten Interviews bezeichnete der Teilnehmer die zurückliegende Survey-Untersuchung, die er offenkundig als Überprüfung seiner Einstellungen auf rechtsradikale Tendenzen wahrgenommen hat, als „Nazi-Test“, was auf eine große Sensibilität für mögliche politisch-moralische Sanktionierungen hinweist. Zu Beginn des Interviews betont er, dass der Interviewer mit ihm „keinen Scheiß“ anstellen solle, was ebenfalls im Kontext eines antizipierten Rassismus-Vorwurfs verstanden werden kann. Auch in der nachfolgenden Sequenz wird er sich noch einmal vergewissern, dass ihm vom Interviewer „kein Rassismus“ unterstellt wird. Man kann also sagen, dass sich an dieser Stelle bereits eine ausgeprägte Reflexivität bzgl. der Nähe des eigenen Sprechens zu ethnozentrischen Diskursen zeigt: Es ist Herr I durchaus bewusst, wenn vielleicht auch auf diffuse Weise, dass seine Darstellung Ähnlichkeiten mit vorurteiligen Fremdgruppenkonstruktionen aufweist oder zumindest Gefahr läuft, von anderen als solche markiert zu werden.

Eine zweite wichtige Beobachtung ist die Vorsicht bzw. Unsicherheit, mit der Herr I seine Beurteilung ‚der Amerikaner‘ vorbringt: er „kenne jetzt auch [...] direkt keine Amerikaner“, habe sein Wissen über die USA „eigentlich nur vom TV oder von den Nachrichten“. In einer späteren Sequenz wird er einwerfen, dass es in seinem Viertel „halt keine Amerikaner“ gebe, wenngleich er diese kurz zuvor ausführlich beschrieben hat. Wie in Abschnitt 7.5.2.3 herausgearbeitet wird, dient die antiamerikanische Rhetorik bei Herrn I zwar der Konturierung seiner Stadtteilidentität, bleibt dabei aber selbst vergleichsweise brüchig. Unten werde ich argumentieren, dass diese Brüchigkeit der antiamerikanischen Rhetorik selbst mit einer Widersprüchlichkeit in Herrn Is Wir-Gruppenkonstruktion zusammenhängt, die das antiamerikanische Sprechen aber nicht aufzulösen imstande ist.

Damit sind bereits zu Beginn des Interviews die wesentlichen Momente des hiesigen Funktionskontextes antiamerikanischer Rede versammelt: Eine lokalpatriotische Wir-Gruppenidentität, die in einer Mischung aus Amerikastereotypen und Motiven eines ethnozentrischen Integrationsdiskurses den eigenen Stadtteil gegen ‚die Amerikaner‘ konturiert, sowie zugleich ein multikulturalistisches Selbstverständnis, das sich explizit gegen Rassismus abgrenzt. Im darauffolgenden Interviewabschnitt finden sich diese Aspekte noch einmal in komprimierter Form:

Herr I: [...] Also, die Leute, die ich hier kenne, die sprechen nur englisch, direkt, die haben auch kein Bock, Alter, da hier die deutsche Sprache zu lernen. Wie gesagt, die tragen die coolsten Sachen, die Käppis... Ä:::hm, wir sind hier nicht in New York, ja, wir sind hier in [Stadt 1], und ä:::hm... Nee, passt einfach nicht, so. Also dann sollen sie sich dann schon mal, äh, wenn sie hier schon zwanzig Jahre leben, sollten sie dann schon mal, äh, ein, zwei Worte Deutsch können, sage ich mal. (Räuspern) Aber ich, auf jeden Fall, kein Rassismus hier oder

so, ja? Also, auf gar keinen Fall! (.) Ja, äh, ich kann auf solche Fragen, ich weiß nicht, äh, Sie wollen ja jetzt, das ich was erläutere, aber dazu bin ich jetzt nicht imstande. (Lacht)

Interviewer: Okay. In dieser Aussage ging es ja gerade um amerikanische Kultur. Wenn Sie amerikanische Kultur denken, was fällt Ihnen dabei so ein, also woran denken Sie da?

Herr I: M:::h, da denke ich an KFC, an McDonalds, und an schwarze Leute, die mit einer krassen Käppi und runtergetragenen Hosen rumlaufen. Pf, und die ja, die sprechen halt durchgehend einfach nur englisch "Yo, what's up, what's up", pfpfpfpf, drauf geschissen, ja? Also, sie sagen nicht einmal ja oder nein, sie sagen "Yes, no, no, yes, no" und, naja!

Die Gegenüberstellung von ‚Amerikanern‘ und Einwohnern seiner Stadt wird von Herrn I noch einmal zugespitzt: „wir sind hier nicht in New York, [...] wir sind hier in [Stadt 1]“ und das Verhalten der ‚Amerikaner‘ „passt einfach nicht“ in sein Viertel. Direkt darauf folgt wiederum die Beteuerung, er wolle nicht als Rassist gelten. Tatsächlich kann man Herrn Is Rhetorik nicht im engeren Sinne als rassistisch einstufen: Weder die Wir-Gruppe, noch die ‚amerikanische‘ Fremdgruppe ist hier in einem völkischen oder gar rassischen Sinne als Ethnie markiert.² Dennoch trägt die Grenzziehung zwischen beiden Gruppen ethnozentrische Züge. Dies wird zusätzlich anhand des folgenden Interviewabschnittes deutlich, in dem die Exklusionsrhetorik durch das Motiv einer unproduktiven und parasitären Lebensweise ‚der Amerikaner‘ ergänzt wird:

Interviewer: Sie sprachen eben davon, dass sie in [Stadt 1] so nicht weiterkämen. [Das heißt, da fehlt sozusagen auch ein bisschen...]

Herr I: [Ä:::hm, ja, nee!] Das ist das Komische, also, das ist das Komische! Die laufen hier trotzdem... Also, ich kenne keinen... Also die ich jetzt hier getroffen habe, da würde ich mir auf jeden Fall denken, die arbeiten nicht. Ich weiß nicht, woher sie ihr Geld beziehen, also ich weiß es schon, aber das ist auf jeden Fall auf illegale Weise. Aber die, auf jeden Fall tragen die tausendmal teurere Sachen als ich. Und sind immer cool drauf, ja! Und, äh:::, sind auch nicht, sind auch gar nicht so, äh:::, in Zukunft daran zu denken, dass sie irgendwie mal Deutsch lernen oder so. Also die, äh, die ziehen das hier durch so, in ihren afroamerikani-

-
- 2 Auffällig ist natürlich, dass Herr I durchwegs nur ‚Schwarze‘ als ‚Amerikaner‘ identifiziert. Man könnte vermuten, dass das Attribut ‚Amerikaner‘ hier als eine Art Chiffre gebraucht wird, um über Schwarze Menschen generell zu sprechen, der Antiamerikanismus von Herrn I also eigentlich ein maskierter Rassismus ist. Anhand des Interviewmaterials lässt sich diese These aber nicht hinreichend belegen. Daraus, dass Herr I ‚Schwarze‘ und ‚Amerikaner‘ synonym verwendet, kann nicht gefolgert werden, dass für ihn nicht auch noch andere Schwarze existieren, die er nicht als Amerikaner identifiziert.

schen Shops, Alter, immer Dreads flechten und so, ihre Haare machen, ja, Frauen dicke Ärsche, und das war es, ja.

Die Amerikaner tragen also „tausendmal teurere Sachen“ als Herr I, obwohl sie im Gegensatz zu diesem keiner regulären Arbeit nachgehen. Dass Migrantengruppen eine unproduktive Lebensweise ohne ‚ehrliche Arbeit‘ zugeschrieben wird, häufig mit einem skeptischen Verweis auf vermeintlichen Reichtum trotz mangelnder Produktivität, ist ein etabliertes Stereotyp in fremdenfeindlichen Rhetoriken. Bei Herrn I wird es auf ‚die Amerikaner‘ übertragen und in einem späteren Interviewabschnitt auch um das Stereotyp einer parasitären Ausnutzung des deutschen Sozialstaates ergänzt. Das Gespräch war hier zuvor auf Unterschiede zwischen weißen Amerikanern in den USA und den in Herrn Is Viertel lebenden ‚Afroamerikanern‘ gekommen. Herr I betont daraufhin die Schläue der letzteren, die sich in Deutschland angeblich auf Staatskosten ein bequemes Leben machen:

Herr I: Naja, ich... Auf jeden Fall sind sie schlauer, als die Weißen, die dann da, äh, äh, keine Ahnung, ihren Arsch hinhalten. Weil die sind einfach hier in Deutschland, weil die können sich hier durchfressen Alter! (Räuspern) Jo...

Interviewer: Und würden Sie sagen, dass ist auch möglicherweise ein Problem, also dass sie sich hier durchfressen, oder sich hier sozusagen mit...

Herr I: Pf, für mich ist es, für mich ist es kein Problem. Ich bezahle so oder so Alter, so en Masse an Steuern, Alter, das geht gar nicht mehr klar! Und ich weiß, dass ich die finanziere, aber, ähm, ja, das, wie gesagt, das ist mir scheißegal. Weil ich kann daran, ich kann daran so nichts ändern. Wenn ich meine Stimme da abgebe Alter, äh äh, bei irgendwelcher Politik- (...) Es geht ja auch nicht da gegen die Schwarzen, oder die, keine Ahnung, die sich dann durchfressen, da kann man eh nichts machen. (Räuspern) Also die sind auf jeden Fall schlauer, dass sie hier in Deutschland leben anstatt, äh, in Amerika. Weil es da auf jeden Fall, äh ähm, ja da hätten sie auf jeden Fall schlechtere Karten, sage ich mal. Hier sind sie dann doch die Coolen.

Das Bild des schlecht integrierten, parasitären aber auch schlauen, dubiose Geschäfte treibenden Fremden ist damit komplettiert: ‚Die Amerikaner‘ leben von Steuergeldern, die ‚Deutsche‘ wie Herr I bezahlen. Zugleich ist aber auffällig, wie Herr I auch an dieser Stelle seine Position unmittelbar im Anschluss wieder relativiert bzw. betont, dass die beschriebene parasitäre Existenz für ihn „kein Problem“ sei. Ähnlich wie in den vorigen Beispielen, in denen Herr I zunächst Stereotype ‚schlecht integrierter‘ Einwanderer gebrauchte, um dann jeglichen Rassismus präventiv abzustreiten, wird auch hier zunächst ein Bild des ‚parasitären Fremden‘ gezeichnet, um dieses gleich im Anschluss wider zu entschärfen. Wie in den oben be-

schriebenen Interviewausschnitten, gebraucht Herr I also einerseits eine bürgerlich-konservative, tendenziell fremdenfeindliche Rhetorik, andererseits grenzt er sich von dieser ab.

Dass ‚die Amerikaner‘ als Kontrastsfolie für die eigene Stadtteilidentität genutzt werden, wird im Folgenden in einen funktionalen Zusammenhang mit der Reflexivität bzgl. vorurteiliger Tendenzen der eigenen Rede gestellt: Weil Herrn I die Nähe seiner eigenen Identitätskonstruktion zu ethnozentrischen Sprechweisen bewusst ist, konstruiert er mit ‚den Amerikanern‘ eine Fremdgruppe, deren Exklusion oder Abwertung er für vergleichsweise Konsensfähig hält – insbesondere da es sich bei diesen nicht um eine ‚Ethnie‘ im völkischen bzw. rassistischen Sinne handelt. Um diese These zu entwickeln, wird im folgenden Abschnitt die Identitätskonstruktion von Herrn I mit ihrer Spannung zwischen rigider, exkludierender Identifikation und multikulturalistisch-inklusive Offenheit genauer dargestellt.

7.5.2.2 „Ich habe mir [Stadtteil 1] tätowiert!“ – Eine lokalpatriotische Wir-Gruppenkonstruktion

Im vorigen Abschnitt wurde dargelegt, wie Herr I ‚die Amerikaner‘ als mangelhaft integrierte Fremdgruppe in seinem Stadtteil konstruiert. Im Folgenden sollen nun zentrale Merkmale seiner Wir-Gruppenkonstruktion genauer beleuchtet werden. Hierbei spielen neben einer allgemeinen Glorifizierung der Qualitäten seines Lebensumfeldes vor allem Aspekte der Multikulturalität bzw. ethno-nationalen Hybridität und ein subkultureller Insider-Status eine wichtige Rolle. Auf die Frage, was es für ihn bedeute, in seinem Viertel zu leben, hebt Herr I zu einer emphatischen Glorifizierung seiner Heimatstadt an:

Herr I: Mh, also [Stadt 1] ist, ähm... Sage ich mal so, wenn man die Weltkugel nimmt, würde ich direkt Europa auswählen, wenn man Europa auswählt, würde ich direkt Deutschland auswählen, und in Deutschland würde ich direkt [Stadt 1] nehmen, und in [Stadt 1], da würde ich direkt [Stadtteil 1] nehmen. Also ich wohne genau hier, wo das Perfekteste ist überhaupt! Also ä::hm... Was war noch mal? Was wollten Sie noch mal?

Interviewer: Was Ihnen das bedeutet, aus [Stadt 1] zu sein, oder [Bewohner von Stadtteil 1] zu sein.

Herr I: Das bedeutet mir... (lacht) Ich habe mir [Stadtteil 1] tätowiert! Äh:::, das ist hier auf jeden Fall... Ja, ich würde, ich mache Urlaub hier bei meinen Eltern drüben auf Balkonien! Ja, das ist [Stadtteil 1], das ist... Also, ich... [Stadt 1] ist alles! [Stadt 1] ist [Stadt1] Nummer eins in ganz Europa. (.) Jo.

Interviewer: Sie sagten auch gerade... Sie sagten gerade, Sie würden auf jeden Fall Europa wählen, in Europa würden Sie Deutschland wählen, was...

Herr I: Äh:::m, ja, aber an Deutschland würde ich dann auch nur [Stadt 1] wählen, also ganz Deutschland kannste vergessen, äh:::m, oder Sie können das vergessen, äh:::m, ja, nee, fällt mir jetzt auch kein anderes Land ein. Also ich habe auch nur Dänemark, Schweden, Norwegen, Skandinavien, da habe ich mal Urlaub gemacht so, und da mache ich auch gerne Urlaub, weil die sehr, sehr zurückhaltend und neutral sind, und da kann man gut Urlaub machen so. Ansonsten... [Stadt 1], Nummer eins...

An dieser Stelle wird in verdichteter Form die extreme Identifikation Herrn Is mit seinem Stadtteil ausgedrückt. Wie in einer rasenden Kamerafahrt reduziert sich der Fokus seiner Darstellung von der ganzen Welt auf seinen Nahbereich, während alles andere aus dem Sichtfeld verschwindet: Die Welt, Europa, Deutschland sind gleichgültig, denn Herr I wohnt „genau hier, wo das perfekteste ist überhaupt! [...] [Stadt 1] ist alles!“ Dass er sich den Stadtteilnamen tätowiert, seine Zugehörigkeit sozusagen körperlich eingeschrieben hat, ist zusätzlicher Ausdruck seiner bruchlosen Identifikation mit diesem Ort.

Aus vorurteilskritischer Perspektive ist an dieser Stelle v.a. die Abgrenzung gegenüber Deutschland bzw. gegenüber einer nationalistischen Fundierung seiner Wir-Gruppe interessant. Seine Stadt ist zwar „Nummer eins in ganz Europa“, aber dieses Urteil ist explizit nicht eingebettet in irgendeine Form nationalen Stolzes. Auch an keiner anderen Stelle gibt es Anzeichen dafür, dass sich mit dem Lokalpatriotismus Herrn Is nationalistische oder völkische Ideen verbinden. Im Gegenteil, Herr I fügt ohne Umschweife und ganz beiläufig hinzu, das man „ganz Deutschland [...] vergessen“ könne. Ähnlich, wie er zuvor das Bild parasitär-ausbeuterischer Einwanderer gebraucht, dann im unmittelbaren Anschluss aber relativiert hatte, schließt er hier an den euphorischen Lokalpatriotismus die Einschränkung an, dass dies mit Deutschland, und also mit Nationalismus, nichts zu tun habe. Darauf, dass eine nationalistische Identifikation Herrn I tatsächlich fern zu liegen scheint, deutet auch der multikulturelle bzw. ethnisch-hybride Gehalt seiner Stadtteil-Identität hin. Im folgenden Interviewausschnitt beschreibt Herr I die verschiedenen ethnischen Hintergründe in der Bevölkerung seines Stadtteils und identifiziert sich selbst als „halb[en] Ausländer“:

Herr I: [...] Es gibt halt nur Türken, Jugoslawen, Araber, und mit denen bin ich aufgewachsen. Ich bin zwar Deutscher, aber Sie hören ja schon, wie ich rede. Und ich bin mit denen aufgewachsen, und ich bin so halb, halb Ausländer, (lacht) obwohl ich Deutscher bin.

Anhand dieses Ausschnittes wird der Kontrast von Herrn Is Konstruktion zu nationalistisch-ethnozentrischen Varianten deutlich, wie sie etwa anhand der Beispiele

von Herrn F oder Herrn A gezeigt wurden (vgl. Kap. 7.2.2 und 7.4.1). Die ethnische Hybridität, die von jenen aus ihrer nationalen Identität ausgeschlossen wird, scheint für Herrn I ein völlig unproblematischer Bestandteil seiner Stadtteilidentität: „Ich bin [...] halb Ausländer, [...] obwohl ich Deutscher bin.“ Sofern bei Herrn I von ethnozentrischer Identifikation gesprochen werden kann, so bezieht sich diese also nicht auf ethno-nationale, sondern auf seine lokalpatriotische Identität, in der ethno-nationale Zuschreibungen kein zentrales Unterscheidungskriterium zu sein scheinen. Während antiamerikanische Rhetorik bspw. bei Herrn A und Herrn F dazu dient, die ethno-nationale Wir-Gruppe zu konturieren und abzusichern bzw. die rassistischen Konsequenzen dieser Identitätskonstruktion zu verdecken, findet sich bei Herrn I keine vergleichbare ethnozentrische bzw. rassistische Funktion. Nichtsdestotrotz werden ‚die Amerikaner‘ hier als Kontrastfolie zur Konturierung seiner Stadtteilidentität gebraucht. So betont Herr I im Vorlauf zu dieser Stelle, dass ihm „Türken, Jugoslawen, Araber“ sympathischer seien als ‚die Amerikaner‘. Im Gegensatz zu jenen erscheinen diese als ‚gut integrierte‘ und akzeptable Mitglieder seiner Stadtteilidentität:

Herr I: [...] Also sie [die Amerikaner, F.K.] bleiben auch unter sich! Also wenn ich da komme Alter, da sind, keine Ahnung, ich will von einem Schwarzen was, dann sind da sechs Schwarze, die alle Englisch reden, und, ja, die stimmen dann alle dem zu. Also, die sind nicht ein bisschen, ja? Ich mag auch mehr Türken, Araber, Jugoslawen, das, die mag ich mehr irgendwie als Amerikaner. Abgesehen davon liebe ich auch die Amerikaner, so ist es nicht, also, ich liebe sie nicht, aber ich verstehe mich mit denen trotzdem gut.

Interviewer: Was gefällt Ihnen bei den Türken, Arabern etc. besser?

Herr I: Ä:::h pf, naja, also, ich wohne in [Stadtteil 1]. Ich bin mit denen aufgewachsen, so und, die sind auf jeden Fall... Naja, was soll ich sagen, ich kenne auch Türken, Araber, Jugoslawen, die ich auf jeden Fall schon geschlagen habe oder so. Aber ä:::hm, ja, sind auf jeden Fall loyaler. Die können auf jeden Fall zwei Worte Deutsch mehr als die Schwarzen. Die so „Yeah, Yeah öhö“ (unverständlich) sie immer „Yes, no, yes, no, blabla, what do you want?“ Ja, die Türken und Araber können wenigstens „Ja, was ist los digger, blabla“ [...].

Herr I scheint also nicht nur eine multiethnische Zusammensetzung seines Viertels als dessen Charakteristikum anzuerkennen, sondern er begreift sich selbst als „halb Ausländer“, und überschreitet mit dieser Hybridität zumindest der Tendenz nach die Grenzen eines ethnozentrischen Multikulturalismus, wie er etwa am Beispiel von Herrn F aufgezeigt wurde. Ebenso betont Herr I in einer vorigen Sequenz, dass er „neunzig Prozent Ausländer als Freunde“ habe und auch in der obenstehenden Interviewpassage wird diese multikulturelle Zusammensetzung seines Stadtteiles als positives Identitätsmerkmal beschrieben. Zwar bleiben ethnische Grenzziehun-

gen damit in ihrer grundlegenden Form erhalten – seine Freunde, mit denen er im Stadtteil aufgewachsen ist, bleiben „Ausländer“ und er „Deutscher“ trotz ihrer gemeinsamen übergeordneten Gruppenzugehörigkeit. In Deutschland aufgewachsen zu sein macht eine Person demzufolge auch in Herrn Is Konstruktion ebenso wenig zur ‚Deutschen‘, wie die deutsche Staatsbürgerschaft. Dennoch ist Herr I von einem Ideal ethno-nationaler Homogenität und Ursprünglichkeit, wie es bspw. von den oben zitierten Fällen formuliert wird, weit entfernt. Denn Nationalität ist in seiner Konstruktion nicht der entscheidende Aspekt, an dem sich Zugehörigkeit und Ausschluss, Höher- oder Minderwertigkeit festmachen. Nationalität und Ethnizität sind vielmehr nachgeordnete Unterscheidungen innerhalb der Stadtteilidentität.

Auch in seiner Darstellung von Jugendsubkultur und der damit verbundenen Kriminalität ist Herr I weit entfernt von einem traditionellen oder konservativen Verständnis von Zugehörigkeit und Moral. So deutet er an verschiedenen Interviewstellen an, dass er ein gelegentlicher Käufer und Konsument von „Weed“, d.h. Marihuana, sei und betont in der folgenden Passage mit einem gewissen Stolz das gewalttätige Klima seines Stadtteiles, in dem er sich aufgrund seines Insider-Status unbehelligt bewegen könne:

Herr I: Ja, nee, also ich... Hier hat man alles, hier hat man alles, also hier ist auch... Ich bin hier natürlich auch geboren, lebe seit dem Alter in dem gleichen Block, [Stadtteil 1], und... Ja, man hat hier alles. Man hat hier echt alles! Man kriegt alles an jeder Straßenecke, und das ist hier einfach topp! Und hier sind auch auf jeden Fall coolere Leute, äh, als in Amerika. Weil hier laufen die Leute nur mit Messern rum, und da laufen sie mit einer Shotgun rum, also...

Interviewer: Das ist auch schon noch ein bisschen sicherer, sozusagen?

Herr I: Naja, also, ich kenne auch Leute, die hier mit einer Pumpgun rumlaufen, so ist es nicht, aber... Auf jeden Fall ist es hier auf jeden Fall sicherer. Ja, weil, weil, na klar, ich kenne hier auch meine Leute. Also ich kann hier, ich kann hier nackt über [Straße 1] rennen, da würde mir nichts passieren.

Interviewer: Aber man sagt ja schon, das ist eigentlich ein gefährliches Pflaster auch, zumindest in...

Herr I: Auf jeden Fall! Nee, nee, auf jeden Fall, auf jeden Fall, also, äh:::... Ja doch! Wenn man hier seine Leute nicht kennt, dann ist das auf jeden Fall schon heikel. Ja. Als Touri, Alter, äh:::... Ja, man kann hier auch seinen Spaß haben, natürlich! Auf jeden Fall! Aber dann läuft man auch eher an den Ecken rum, da wo die Touris sind. Oder da wo dann Party ist und blablabla, aber läuft dann nicht hier in meiner Ecke rum oder so.

Im Gegensatz zu „Touris“ und anderen Nicht-Insidern stellt sich Herr I als erfahren im Umgang mit den Unwägbarkeiten seines Viertels dar. Straßengewalt und Drogenhandel in seinem Umfeld sind ihm kein hinzunehmendes Übel sondern fungieren, im Gegenteil, als willkommene, identitätsstiftende Abgrenzung gegenüber Außenseitern („Touris“). Und auch die Konturierung dieser Identitätsstiftenden Aspekte mittels des Stereotyps der schießwütigen, antisozialen Amerikaner zielt nicht auf die Konstruktion einer gesetzestreuen, friedlichen Nachbarschaft, sondern vielmehr auf eine Art gemäßigte Ghetto-Atmosphäre.

Die Konturierung bzw. Integration von Herrn Is Wir-Gruppe folgt also zu weiten Teilen nicht den Kriterien traditioneller bürgerlicher Moral oder einem ethnozentrischen Nationalismus: weder ethnische Homogenität, noch konventionelle Vorstellungen von Recht und Ordnung sind positive Kriterien für dessen Identitätskonstruktion.

7.5.2.3 Zusammenfassung Herr I

Vor dem Hintergrund der oben rekonstruierten Wir-Gruppenkonstruktion stellt sich die Frage, warum Herr I sich überhaupt derart pauschalisierend gegen ‚die Amerikaner‘ wendet. Wenn ethnische Diversität und Hybridität ein dezidiert positiver Aspekt seiner Stadtteilidentität ist, ebenso wie ein gewisses Ausmaß an Subversivität bzw. Delinquenz (Drogenhandel, Straßengewalt) in seinem Viertel, warum können gerade ‚die Amerikaner‘, im Gegensatz zu vielen anderen Gruppen, nicht Teil der multiethnischen und kulturell hybriden Stadtteilidentität sein? Denn die ihnen zugeschriebenen Merkmale eines dubiosen, illegalen Lebensunterhalts, eines ‚Ausnutzens‘ sozialstaatlicher Leistungen, sowie einer kulturellen Devianz (Kleidung, Sprache) scheinen doch mit Herrn Is Wir-Gruppenkonstruktion weitgehend kompatibel zu sein. Dies gilt umso mehr, als der Interviewteilnehmer in einer späteren Sequenz seine Ablehnung des Kleidungsstils ‚der Amerikaner‘ relativiert und stattdessen eine ausgeprägte Ähnlichkeit zu seinem eigenen „Style“ zugesteht:

Herr I: Also, wenn ich mal rausgehe auf die Straße, und äh, irgendwelche Leute treffe, ä::hm, dann ist es doch hundert Prozent der Schwarze oder die Amerikaner, die mich einfach angucken, weil ich habe, ich habe halt auch so eine Käppi auf und ein Tuch wie Eminem, und äh, trage meine Hosen auch ein bisschen weiter runter, und, ähm, sehe dann schon aus wie so ein, ähm, black- (.), äh, Street-Style, ja.

Und dennoch fungieren ‚die Amerikaner‘ als konturierende Fremdgruppe für Herrn Is Stadtteilidentität. Eine funktionale Deutung für diese Aversion lässt sich anhand des vorliegenden Materials nur ungenau entwickeln. Zwar ließe sich auch hier vermuten, dass – ähnlich wie in den Sprachgebräuchen von Herrn A, Herrn C und Herrn E (vgl. Kap. 7.4) – ‚die Amerikaner‘ sich gerade deshalb als Fremd- bzw.

Feindbild anbieten, weil sie nicht als ‚ethnische Gruppe‘ bzw. ‚Rasse‘ angesehen werden: Auch Herr I betont schließlich mehrfach, nicht als Rassist gelten zu wollen und kehrt die multiethnische Zusammensetzung seiner Wir-Gruppe hervor. Man kann also annehmen, dass seine Konstruktion ‚der Amerikaner‘ als konturierendes Gegenbild seiner Stadtteilidentität gerade angesichts ihrer multikulturalistischen bzw. anti-rassistischen Implikationen besonders geeignet ist. Dennoch muss diese Konstruktion ‚der Amerikaner‘ als Kontrastfolie unter rhetorischen Gesichtspunkten vergleichsweise willkürlich erscheinen.³

Zusätzlich lassen sich zur Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage zumindest zwei weitere Thesen formulieren, die allerdings weniger auf die rhetorischen Eigenschaften in Herrn Is Rede abzielen: Erstens lässt sich aufgrund des Interviewmaterials annehmen, dass Herr I kränkende persönliche Erfahrungen mit von ihm als ‚amerikanisch‘ markierten Personen gemacht hat. Seine negative Darstellung ‚der Amerikaner‘ könnte demzufolge als „faulty and inflexible generalization“ (Allport 2003, S. 9) im Sinne des klassischen Vorurteilsbegriffes verstanden werden. Als Bekräftigung dieser These können Interviewpassagen dienen, in denen er davon berichtet, in einem Afro-Shop ausgrenzend und unfreundlich behandelt oder von ‚Amerikanern‘ beim „Weed“ kaufen ‚abgezogen‘ worden zu sein.⁴

- 3 Klaus Baethge und KollegInnen sprechen von einer „funktionalen Austauschbarkeit des Antiamerikanismus“ (Baethge et al. 2010, S. 377; vgl. auch Kap. 2.3.3). Auf Herrn Is Antiamerikanismus scheint mir dies in höherem Maße zuzutreffen, als bei den Fällen der vorigen Kapitel. Anhand der Beispiele von Herrn A und Herrn F wurde bspw. argumentiert, dass bestimmte Amerikastereotype, etwa das der Traditions- und Ursprungslosigkeit bzw. der ethnischen Heterogenität, sich für bestimmte Konstruktionen besonders anbieten (antiamerikanische Figur des Dritten, antiamerikanische Rechtfertigung von Rassismus). In Herrn Is Fall ist zwar eine solche Spezifität des Amerikabildes, wie oben angemerkt, zumindest insofern gegeben, dass ‚die Amerikaner‘ sich als Feindbild besonders demjenigen anbieten, der sich als antirassistisch verstanden wissen möchte. Hierzu kämen allerdings auch andere Gruppen in Frage, wie etwa die Mitglieder benachbarter Stadtteile. Tatsächlich grenzt Herr I seinen Kleidungsstil in einer Interviewstelle gegen denjenigen von Jugendlichen aus einem anderen Stadtteil ab: „Also ich bin dann doch kein Deutscher aus [Stadtteil 3] oder so, Alter, der dann die Hosen in die Socken steckt und eine Käppi Alter, (lacht) auf das Kleinste stellt und die nur auf dem Kopf trägt, das auf jeden Fall nicht.“
- 4 Andererseits könnte man einwenden, dass ähnliche schlechte Erfahrungen mit Mitgliedern anderer ‚ethnischer‘ Gruppen nicht zu einer vergleichbaren stereotypen Ablehnung führen. So stellt Herr I vergleichend fest: „ich kenne auch Türken, Araber, Jugoslawen, die ich auf jeden Fall schon geschlagen habe oder so. Aber äh:::m, ja, sind auf jeden Fall loyaler. Die können auf jeden Fall zwei Worte Deutsch mehr als die Schwarzen.“

Zweitens mag sich seine Darstellung der Amerikaner teilweise als Methodeneffekt erklären lassen: Herr I sieht sich im Rahmen des Interviews genötigt, seine vorige negative Darstellung ‚der Amerikaner‘ im Survey zu rechtfertigen, und greift dabei auf persönliche Alltagserfahrungen zurück. Er betont während des Interviews mehrfach, dass er sich mit politischen Themen, und insbesondere den USA, eigentlich nicht auskenne, und der Interviewer ihn damit „auf den [sic] falschen Fuß“ erwischte habe. Möglicherweise hätte er ‚den Amerikanern‘ ohne das persistente Nachfragen des Interviewers niemals überhaupt so viel Aufmerksamkeit geschenkt. Andererseits könnte man dieser These entgegenhalten, warum er dann überhaupt, d.h. auch in der vorhergegangenen Survey-Erhebung, eine negative Beurteilung ‚der Amerikaner‘ abgegeben hat – immerhin beansprucht Herr I, er habe bei der letzten Befragung „so im Endeffekt das gleiche gesagt“ und habe seine „Meinung [...] nicht geändert“.

Auffällig ist am Fall von Herrn I aber, dass antiamerikanische Rhetorik hier mit keiner der ideologischen Funktionen verknüpft zu sein scheint, die in den vorigen Abschnitten 7.2 bis 7.4 beschrieben wurden: So finden sich bei Herrn I keine ethnozentrischen oder rassistischen Konstruktionen, keine nationalistische Identifikation, keine antisemitischen oder schuldabwehrenden Rhetoriken. Zwar ähnelt die Rigidität und Glorifikation seiner Stadtteilidentität strukturell den ethnonationalistischen Konstruktionen anderer Teilnehmer – Es handelt sich sozusagen um einen lokalpatriotischen, stadtteilbezogenen Ethnozentrismus. Aber es bleibt doch zweifelhaft, inwiefern angesichts dieses Funktionskontextes von antiamerikanischem Vorurteil gesprochen werden kann.

Hat Herr I also antiamerikanisch gesprochen? Einerseits finden sich semantische und funktionale Ähnlichkeiten, die für ein Bejahen dieser Frage sprechen: Es werden Stereotype arroganter, überheblicher, nicht vertrauenswürdiger Amerikaner reproduziert, die letztendlich zur pauschalisierenden Abwertung einer Personengruppe und der gleichzeitigen Konturierung und relativen Aufwertung der Wir-Gruppenkonstruktion führen. Andererseits fügt sich diese Rhetorik in keine der weithin bekannten Muster von Diskriminierung und Verfolgung: Weder wird eine ethno-nationalistische Identitätskonstruktion reproduziert oder stabilisiert, noch ein Ausschluss nach ethnischen Kriterien legitimiert. Sofern man hier von ethnozentrischer Exklusion sprechen kann – immerhin wird von Herrn I klargestellt, dass ‚die Amerikaner‘ nicht in seine Stadt passen bzw. gehören –, handelt es sich um eine mit sehr beschränkter Reichweite. Da unter Gebrauch von Nationalstereotypen eine Personengruppe aus der Stadtteilcommunity ausgeschlossen wird, mag man einen vorurteiligen Effekt dieser Rede annehmen. Ob dieser eine systematische diskriminierende Wirkung zur Folge hat, darf zugleich aber zumindest in Zweifel gezogen werden, solange sich die lokalpatriotische Konstruktion nicht mit ethnonationalistischer Identifikation verbindet.

Dies gilt umso mehr, als sich bei Herrn I nicht nur der Funktionskontext antiamerikanischer Rhetorik von Nationalismus zu Stadtteilton Patriotismus verschiebt, sondern zugleich eine ähnlich starke Ambivalenz bzgl. des Gebrauchs solcher kategorialer Fremdgruppenkonstruktionen zu beobachten ist. Wie im vorigen Beispiel von Frau H, betont Herr I mehrfach nachdrücklich seine eigene Unkenntnis ‚der Amerikaner‘: Er kenne nur „drei vier Leute“, die er als ‚Amerikaner‘ kategorisiert und die zudem einer bestimmten Altersgruppe angehörten, so dass sein Wissen kaum zu verallgemeinern sei. Von amerikanischer Politik sowie Politik überhaupt habe er ohnehin „gar keine Ahnung“, so dass man seine Beurteilung ‚der Amerikaner‘ „eigentlich auch nicht für ernst nehmen“ könne.

Diese ambivalente Positionierung kann als Widerspruch in seiner Identitätskonstruktion gedeutet werden: Einerseits geht ihm sein Stadtteil ‚über alles‘, und diese rigide lokalpatriotische Identifikation geht mit dem exkludierenden und abwertenden Gebrauch von Gruppenstereotypen einher. Ihrem Gehalt bzw. Selbstverständnis nach ist seine Wir-Gruppe aber gerade gegen diese Art von ethnozentrischer Grenzziehung gerichtet, wie er anhand seines multiethnischen Freundeskreises und seiner eigenen ethnisch-hybriden Identifikation demonstriert. Auch seine wiederholten Betuerungen, nicht mit Rassismus in Verbindung gebracht werden zu wollen, können als Ausdruck dieser integrativen Orientierung gelesen werden. Der performative Selbstwiderspruch entsteht hier also durch rigide Identifikation mit einem integrativen Wir-Gruppenmodell – denn es gibt keine starke Identität ohne Ausschluss, auch wenn Pluralismus ein Kernmerkmal der Identitätskonstruktion ist.

Wichtig ist hierbei, dass diese Ambivalenz von Herrn I letztendlich nicht anti-amerikanisch oder auf sonstige vorurteilige Weise rhetorisch aufgelöst wird. Er sieht sich vielmehr genötigt, das Dilemma immer wieder explizit zu machen: ‚Die Amerikaner‘ sind eine Problemgruppe, aber eigentlich kennt er kaum welche; sie passen nicht in seinen Stadtteil, aber „man muss sich nicht anpassen“ und „die können auch weiter so rumlaufen“; der Kleidungsstil ‚der Amerikaner‘ passt ihm nicht, aber zugleich ist er seinem so ähnlich, dass sie ihn auf der Straße unbekannterweise grüßen. Antiamerikanismus ist hier nicht Mittel zur Stabilisierung oder Rechtfertigung rigider Klassifikationen, sondern wird selbst immer wieder in Frage gestellt und hätte sozusagen eine Stabilisierung nötig, die Herrn I aber nicht zur Verfügung zu stehen scheint.

7.5.3 Zwischenfazit: Ambivalente und fragmentierte Antiamerikanismen

Der Hauptfokus dieses Kapitels liegt auf den Inkonsistenzen und Ambivalenzen, die sich im anti-amerikanischen Sprachgebrauch feststellen lassen. Zwar wurde in den Analysen der drei vorausgegangenen Kapitel auch schon der einzelne Sprech-

akt bzw. die rhetorische Operation zur Auswertungseinheit genommen, nicht die Person des jeweiligen Interviewpartners, und insofern auch schon ein Schwerpunkt auf die Flexibilität und Situativität antiamerikanischen Sprechens gelegt. Die dabei analysierten Fälle stellten sich hinsichtlich ihrer Amerika-Semantiken und der damit erzielten rhetorischen Wirkungen jedoch als vergleichsweise konsistent dar. Anhand der Fälle von Frau H und Herrn I wurden dagegen dezidiert inkonsistente Antiamerikanismen geschildert. Diese Inkonsistenzen wurden anhand dreier Dimensionen herausgearbeitet: Ambivalenz, Fragmentierung und Verschiebung von Funktionskontexten.

Ambivalent argumentieren sowohl Herr I als auch Frau H hinsichtlich ihres Gebrauchs von Amerikastereotypen. Beide Interviewteilnehmenden sind sich des zumindest potentiellen vorurteiligen Gehalts ihrer Amerikabezüge bewusst und verweisen an mehreren Stellen des Gespräches darauf, nicht „gegen Amerika“ zu sein bzw. betonen, dass ihnen „kein Rassismus“ unterstellt werden solle. Diese Ambivalenz zeigt sich auch in der mehrfachen expliziten Relativierung der eigenen Urteilsfähigkeit: Herr I stellt fest, von Politik und Amerika eigentlich „keine Ahnung“ zu haben und im Prinzip auch „keine Amerikaner“ zu kennen; Frau H betont immer wieder, dass sie sich „nicht so wie andere um die Politik“ kümmere und im Vergleich zu anderen „Experten“ eigentlich kein zuverlässiges Urteil abgeben könne.

Im Fall von Frau H kombiniert sich diese Ambivalenz im Verlauf des Interviews mit einer Fragmentierung des antiamerikanischen Sprachgebrauchs. An die Stelle der vorsichtig tastenden, ambivalenten antiamerikanischen Rede, die einen Großteil des Interviewgespräches bestimmt, tritt in dessen zweiter Hälfte eine vergleichsweise drastische ethnozentrische Rhetorik, mit der eine nationalistische Wir-Gruppenkonstruktion gegen die ‚Wurzellosigkeit‘ und ethnische Heterogenität ‚der Amerikaner‘ abgegrenzt wird. Diese Sprechweise, die mit den in Kapitel 7.2 und 7.4 beschriebenen vergleichbar ist, steht in starkem Kontrast zur vorherigen, ambivalenten Gegenüberstellung von ‚protzigem Amerika‘ und ‚kleinen Normalbürgern‘. Dieser Kontrast wird Frau H im unmittelbaren Anschluss an ihre nationalistische Konstruktion auch selbst bewusst: Noch deutlicher als zuvor stellt sie ihre eigenen Aussagen in Zweifel und bittet den Interviewer darum, nicht auf die geäußerten Positionen festgelegt zu werden. Gleichzeitig versucht die Teilnehmerin, wieder zu ihrer vorherigen ‚kleinen‘ Identitätskonstruktion zurückzufinden. Dass dieses plötzliche Auftreten antiamerikanischer Sprechweisen die Teilnehmerin ebenso zu überraschen scheint, wie ihr Gegenüber, wurde mit der Metapher des Unheimlichen bezeichnet: Mit schlafwandlerischer Sicherheit reproduziert Frau H eine Identitätskonstruktion, die ihr schon im nächsten Moment fremd und moralisch problematisch erscheint. Die antiamerikanischen Argumentationsmuster stellen hier ebenso sehr eine etablierte Routine, wie einen irritierenden ‚Ausrutscher‘ dar.

Wengleich bei Frau H antiamerikanische Sprechweisen einen besonders ambivalenten und fragmentierten Ausdruck finden, so lassen sie sich doch hinsichtlich

ihrer Funktionalität relativ deutlich dem Kontext nationaler Identifikation zuordnen. Genau diese Zuordnung wird bei Herrn I unscharf, was oben als Verschiebung bzw. Unschärfe des Funktionskontextes bezeichnet wurde. Zwar fungieren ‚die Amerikaner‘ auch hier als Mittel zur Konturierung und relativen Aufwertung der Eigengruppe, jedoch ist diese dezidiert nicht national und nicht ethnisch verfasst: Im Zentrum von Herrn Is Wir-Gruppenkonstruktion steht die Identifikation mit ‚seinem‘ Großstadtviertel, das ihm „alles!“ bedeutet. Diese Stadtteilidentität wird aber in einem positiven Sinne als ethnisch heterogene und hybride Gruppe beschrieben und explizit gegen „ganz Deutschland“ abgegrenzt, welches man „vergessen“ könne.

Angesichts der explizit multikulturalistischen und antirassistischen Selbstverortung Herrn Is erscheint es einerseits plausibel, dass er als Fremdgruppe ‚die Amerikaner‘ wählt, da diese aufgrund ihres zugeschriebenen nicht-ethnischen Charakters sich als ‚antirassistisches‘ Feindbild besonders eignen. Der Unterschied zu den Rhetoriken von bspw. Herrn C oder Herrn A (vgl. Kap. 7.2 und 7.4) besteht aber darin, dass sich Herr I explizit von ethno-nationaler Identifikation abgrenzt. Diese Verschiebung der Wir-Gruppenkonstruktion von ethno-Nationalismus zu Lokalpatriotismus macht es schwer zu beurteilen, inwiefern Herrn Is Rhetorik überhaupt noch Gegenstand der Vorurteilkritik sein kann. Denn einerseits reproduziert er in Bezug auf ‚die Amerikaner‘ klassische Bilder und Argumentationsmuster eines fremdenfeindlichen Integrationsdiskurses: ‚Amerikaner‘ sind integrationsunwillig, lernen kein Deutsch, gehen keiner geregelten Arbeit nach, leben aber in mysteriösem Reichtum, etc. Andererseits bezieht sich Herr I damit auf eine Gruppe, die üblicherweise in Deutschland nicht zum Opfer ethnozentrischer Exklusion und Diskriminierung wird, und es kann zumindest als fraglich gelten, ob seine Rede als effektiver Bestandteil einer diskriminierenden Praxis gegen ‚Amerikaner‘ aufgefasst werden sollte. Dies gilt umso mehr, als Herr I selbst mehrfach betont, er verstehe sich „mit denen trotzdem gut“.

Eine weitere mögliche Lesart von Herrn Is Rede besteht darin, seine Identifikation mit seinem Viertel als verschobenen Nationalismus und seine Ablehnung ‚der Amerikaner‘ als verschobene Fremdenfeindlichkeit zu deuten. Seine Anfeindung ‚der Amerikaner‘, die er auffälliger Weise als Gruppe ausschließlich schwarzer Menschen beschreibt, wäre demnach also als verschobener bzw. (auch vor sich selbst) maskierter Rassismus zu lesen.

Die hier vorgelegte Deutung spricht keiner der geschilderten Möglichkeiten eine klare Präferenz zu. Gerade die Tatsache aber, dass keine solche Entscheidung eindeutig gefällt werden kann, scheint mir bezeichnend für Herrn Is Sprechen zu sein. Weder möchte ich seine Rhetorik in eine Reihe mit den ethnozentrischen Sprechweisen Herrn As oder Es stellen, noch können die ethnozentrischen Züge seiner Fremdgruppenkonstruktion und die verhärtete Glorifizierung seiner lokalen Wir-Gruppe ignoriert werden. Inwiefern sich mit diesen Differenzkonstruktionen

eine diskriminierende Praxis über den Erhebungskontext hinaus verbindet bzw. ob diese als Camouflage einer rassistischen Handlungsorientierung aufzufassen sind, ist anhand des Interviewmaterials jedenfalls nicht klar zu entscheiden.

Somit kann als zentrales Ergebnis dieses Teilkapitels festgehalten werden, dass antiamerikanische Vorurteile, wie Vorurteile generell, nicht als individuelle psychische Dispositionen oder als geschlossene weltanschauliche Systeme auftreten – zumindest nicht nur. Vielmehr scheinen sie Streckenweise eine ‚geisterhafte‘ Form anzunehmen, so dass ihr Auftreten nicht immer klar einer Kategorie ‚Antiamerikanismus‘, ‚Antisemitismus‘, ‚Rassismus‘ etc. zugeordnet werden kann – was allerdings nicht bedeutet, dass sie als irrelevant aus dem Gegenstandsbereich herausfallen. Amerikastereotype und entsprechende antiamerikanische Argumentationsmuster sind als Diskursfragmente zunächst relativ frei verfügbar. Wozu sie in welchem Kontext eingesetzt werden, ist durch ihren Inhalt und ihre Struktur noch nicht unbedingt entschieden. Und selbst wenn sie, wie etwa von Frau H, in sehr konventionellen rhetorischen Bahnen gebraucht werden, macht dies die Sprecherin noch nicht unbedingt zur ‚Antiamerikanerin‘. Der auch für sie selbst unheimliche Charakter ihres Sprechens verdeutlicht vielmehr die Unzulänglichkeit eines solcherart personalisierenden Vorurteilsbegriffes.

7.6 ZUSAMMENFASSUNG UND DISKUSSION DER QUALITATIV-EMPIRISCHEN ANALYSEN

Drei zentrale Fragestellungen haben die hier unternommenen empirischen Analysen angeleitet:

1. Welche Funktionen erfüllen antiamerikanische Sprechakte als Ungleichheitssemantiken?
2. Welcher rhetorische Zusammenhang besteht zwischen Antiamerikanismus und anderen Vorurteilsformen?
3. Wie flexibel und kontextabhängig ist antiamerikanisches Sprechen bzw. lässt es sich als weltanschauliches Phänomen beschreiben?

Die Thesen, die hinsichtlich dieser Fragestellung generiert wurden, sollen nun noch einmal zusammengefasst werden. Hierzu beginne ich mit einer kurzen Rekapitulation der qualitativ-empirischen Ergebnisse, die in den letzten vier Abschnitten dargestellt wurden. Nationalistische, erinnerungspolitische, antisemitische und ethnozentrische Antiamerikanismen werden dabei jeweils überblicksartig zusammengefasst.

Die verschiedenen Realisierungen antiamerikanischer Rhetorik werden im Anschluss daran hinsichtlich der begrifflichen Struktur des performativen Antiamerikanismuskonzeptes betrachtet. Ausgehend vom Begriffsmodell der Familienähnlichkeit wird gezeigt, dass sich die rekonstruierten Rhetoriken als Mitglieder einer Familie antiamerikanischer Sprechweisen ausweisen lassen. Obwohl sich kein Merkmal findet, dass allen darunter befassten Fällen gemeinsam ist, können die verschiedenen rekonstruierten Sprechakte anhand ihrer funktionalen und semantischen Ähnlichkeiten unter einem Begriff zusammengefasst werden. Dieses Antiamerikanismuskonzept zeigt die systematische Ambiguität des Antiamerikanismus, d.h. es veranschaulicht sowohl die Gemeinsamkeiten und Überschneidungen antiamerikanischer Sprechakte als auch deren Kontextabhängigkeit und Flexibilität. Abschließend wird auf jede der drei obengenannten Forschungsfragen eine konzise Antwort formuliert.

7.6.1 Überblicksdarstellung der Interviewanalysen

Die folgende Darstellung der qualitativen Ergebnisse dient der Rekapitulation und Zusammenschau der rekonstruierten Antiamerikanismen. Sie erfolgt gegliedert nach Funktionskontexten, indem für jeden Fall zunächst stichwortartig die beobachteten Amerikabilder und deren funktionaler Gebrauch zusammengefasst werden. Anschließend wird die rhetorische Wirkung antiamerikanischen Sprechens für die

jeweiligen Fallrekonstruktionen überblicksartig dargestellt. Dieses Teilkapitel hat damit vor allem zusammenfassenden Charakter und ist insbesondere dazu geeignet, sich die Ergebnisse der Interviewanalysen in komprimierter Form vor Augen zu führen. Eine stärker synthetisierende Darstellung der Ergebnisse folgt in den Abschnitten 7.6.2 bis 7.6.5.

7.6.1.1 Antiamerikanismus und die Konturierung bzw. Stabilisierung nationaler Identität

- Herr C
 - Amerikabilder: Arroganz und Überheblichkeit, Einmischung und Weltpolizei, Soziale Ungleichheit, Manipulation öffentlicher Diskurse, Kulturlosigkeit, Amerikanisierung
 - Funktion: Externalisierung von Missständen in der Wir-Gruppe (Armut, Kulturverfall, irrationaler Konsum), Bearbeitung des innerdeutschen Ost-West Konflikts
- Herr F
 - Amerikabilder: Wirtschaftliche Inkompetenz, falsches Wirtschaftssystem, rechtliche Unsicherheit, mangelnde Solidarität, Oberflächlichkeit, Heterogenität, Kulturlosigkeit, Amerikanisierung
 - Funktion: Konturierung und relative Aufwertung der Wir-Gruppe, Stabilisierung der ethno-nationalistischen Weltsicht durch amerikanische Figur des Dritten

Im Funktionskontext nationaler Identifikation konnten zwei Funktionen antiamerikanischer Rhetorik rekonstruiert werden. So dienen Bilder amerikanischer Kulturlosigkeit, sozialer Ungleichheit und Armut, mangelnder Solidarität, etc. einerseits dazu, die Werte und Tugenden der Eigengruppe hervorzuheben bzw. deren negative Anteile als ‚amerikanischen Einfluss‘ zu externalisieren. Diese Funktionen konnten in einer Vielzahl der analysierten Fälle beobachtet werden (vgl. auch Kap. 7.4 zu Ethnozentrismus). Bei Herrn F tritt zusätzlich eine grundlegende Stabilisierungsfunktion hinzu. Bilder eines ethnisch und kulturell heterogenen aber international einflussreichen Amerika werden hier zu einer antiamerikanischen „Figur des Dritten“ (Holz 2010, S. 296; vgl. Kap. 4.6.1) zusammengefügt, die als stabilisierendes Gegenbild nicht nur der deutschen Nationalidentität, sondern der ethno-nationalen Ordnung insgesamt funktioniert. Amerika repräsentiert hier das Andere dieser Ordnung in Form einer Nation, die keine ethnisch homogene ‚Wurzel‘ aufweist, und dennoch Nation bleibt. Diese aus ethnozentrisch-nationalistischer Perspektive widersprüchliche Konstruktion Amerikas erfüllt die ideologische Funktion, die Kontingenz und mögliche Negation der ethno-nationalen Ordnung latent zu thematisieren und gleichzeitig deren Geltung zu bekräftigen.

Eine funktional ähnliche ideologische Konstruktion findet sich bei Herrn C: Hier wird das Motiv der ‚Amerikanisierung‘, d.h. eines schädlichen Einflusses amerikanischer Kultur, Wirtschaft und Politik, dazu genutzt, den innerdeutschen Konflikt zwischen Westdeutschland und der ehemaligen DDR zu thematisieren und zugleich als Hindernis einer ‚gesamtdeutschen‘ Nationalidentität zu entschärfen. Aus der Perspektive einer ostdeutschen Subgruppe stellt Herr C ‚die Wessis‘ einerseits als überhebliches und ignoranten Gegenüber der ‚authentischeren‘ Ostdeutschen dar. Da er diese Spaltung zugleich aber mit der ‚Amerikanisierung‘ Westdeutschlands begründet, wird die Ursache des Konflikts auf eine externe Einflussgröße verschoben und die Deutsche Wir-Gruppe somit zugleich wieder versöhnt. Gegen ‚Amerika‘ kann dann in diversen anderen Interviewstellen auch diese ‚gesamtdeutsche‘ Wir-Gruppe konturiert und aufgewertet werden. Diese Konstruktion dient in ähnlicher Weise, wie bei Herrn F, der Bearbeitung einer Identitätsbedrohung in einem ‚ideologisch abgesicherten‘ Modus, der eine grundlegende Infragestellung der nationalen Identifikation systematisch vermeidet.

7.6.1.2. Erinnerungspolitik, Schuldabwehr und Antisemitismus

- Herr B

- Amerikabilder: Einmischung und Weltpolizei, Manipulation öffentlicher Diskurse, Unrecht gegen Ureinwohner
- Funktion: Normalisierung der nationalen Wir-Gruppe, latente Relativierung des Holocaust

- Herr D

- Amerikabilder: Rassismus in den USA, Kriegsverbrechen Hiroshima
- Funktion: Explizite Normalisierung des Holocaust

- Frau K

- Amerikabilder: Amerikaner sind gewalttätig, Einmischung und Provokation von Kriegen, Krieg als Geschäft, Manipulation der öffentlichen Meinung, USA Instrument jüdischer Herrschaft
- Funktion: Antiamerikanisch-antizionistischer Antisemitismus, Erklärung weltweiter Konflikte und Krisen durch amerikanischen bzw. israelischen Einfluss

Die hier behandelten Fälle stehen im Kontext von Antisemitismus und Schuldabwehr, wobei allein hinsichtlich Frau K von antisemitischer Rhetorik im engeren Sinne gesprochen werden kann. Frau K reproduziert einen ‚klassischen‘, weltanschaulichen Antisemitismus, in dem amerikanische Politik als Begründung für weltweite Konflikte und Krisen fungiert, deren zerstörerische Kraft wiederum durch den Einfluss ‚der Juden‘ auf die USA erklärt wird. Dies geschieht unter einer oberflächlichen antizionistischen Camouflage (vgl. Holz 2005, S. 82 ff.), gemäß der niemals von Juden, sondern stets von „Israelis“ die Rede ist.

Die übrigen präsentierten Fälle können nicht als antisemitisch bezeichnet werden, zeigen jedoch deutliche funktionale und semantische Analogien mit sekundär antisemitischen Argumentationen. Insbesondere Herrn Bs Rhetorik kann als eine antiamerikanische Variante der Schuldabwehr aufgefasst werden, in der Bilder einer amerikanischen ‚Weltpolizei‘ sowie amerikanischer Medienmanipulation der Opferinszenierung der deutschen Wir-Gruppe dienen. Stereotype eines Genozids an amerikanischen Ureinwohnern werden zur latenten Normalisierung der nationalsozialistischen Judenvernichtung gebraucht. Während bei Herrn B antiamerikanische Rhetorik also kommunikationslatent funktioniert, findet sich bei Herrn D eine explizite Relativierung des nationalsozialistischen Terrors. Auch hier werden Bilder amerikanischer Kriegsverbrechen sowie eines amerikanischen Rassismus gebraucht, um den Holocaust als Hindernis der nationalen Identifikation aus dem Weg zu räumen. Im Gegensatz zu Herrn B geschieht dies allerdings in expliziter Aufrechnung ‚amerikanischer Taten‘ gegen deutsche.

Es lässt sich hinsichtlich des Verhältnisses von Antiamerikanismus und Antisemitismus also eine Vielfalt möglicher Verknüpfungen erkennen: Insofern Antisemitismus nach 1945 (zumindest in Deutschland) maßgeblich durch eine Rhetorik der Rechtfertigung geprägt ist, lässt sich eine große funktionale Nähe antiamerikanischer und antisemitischer Sprechweisen ausmachen. Erstere dienen in zwei der hier beschriebenen Fälle einer abschließenden Versöhnung Deutschlands mit seinem nationalsozialistischen Erbe, wobei die Deutschen zum Opfer ‚amerikanischer Manipulation‘ stilisiert werden. Gegenüber einer sekundär-antisemitischen Täter-Opfer Umkehr bietet diese Variante den ‚Vorteil‘, dass nicht antisemitisch gesprochen werden muss, um deutschen Nationalismus zu rehabilitieren.

7.6.1.3 Ethnozentrismus und Rassismus

- Herr A
 - Amerikabilder: Rassismus in den USA, Kulturlosigkeit
 - Funktion: Latente Abwehr eines Rassismusvorwurfs, ethnozentrische Wir-Gruppenkonstruktion unter egalitärem Vorzeichen, Konturierung und relative Aufwertung der Wir-Gruppe
- Herr E
 - Amerikabilder: Rassismus in den USA, Kulturlosigkeit, Oberflächlichkeit, mangelnde Solidarität, wirtschaftliche Inkompetenz, mangelnde Bildung
 - Funktion: Konturierung und relative Aufwertung der Wir-Gruppe, explizite Abwehr eines Rassismusvorwurfs
- Herr C
 - Amerikabilder: Rassismus in den USA, Kulturlosigkeit
 - Funktion: Latente Abwehr eines Rassismusvorwurfs, ethnozentrische Wir-Gruppenkonstruktion unter egalitärem Vorzeichen

- Herr D

- Amerikabilder: Rassismus in den USA
- Funktion: Explizite Abwehr eines Rassismusvorwurfs

In allen hier präsentierten Beispielen wird der stereotype Verweis auf amerikanischen Rassismus dazu gebraucht, einen eigenen Rassismus bzw. Ethnozentrismus entweder latent oder explizit zu rechtfertigen und so die eigene Konformität mit egalitären Normen zu demonstrieren. In drei von vier Fällen geht dies einher mit dem Gebrauch von Bildern einer ‚Kultur- und Wurzellosigkeit‘ der USA, die zur Konturierung und Aufwertung der nationalen Eigengruppe genutzt werden (vgl. Kap. 7.2 zu nationaler Identität). Diese kulturalistische Semantik kann aber zugleich als zusätzliche Unterstützung der antiamerikanischen Rassismus-Abwehr verstanden werden: Ausgehend von der Annahme, dass die Rede von amerikanischer Kulturlosigkeit Ausdruck einer ethnopluralistischen, „Herder’sche[n] Welt-sicht“ (Wimmer 2008, S. 60) ist, erscheinen ‚die USA‘ besonders geeignet, die Rassismus-Problematik zu externalisieren. Denn der ‚amerikanische Rassismus‘ entsteht diesen Konstruktionen zufolge dadurch, dass die ‚natürliche‘ ethno-nationale Ordnung außer Kraft gesetzt ist. Dass ‚Amerika‘ keine Kultur hat, meint dann eigentlich, dass ‚die Amerikaner‘ keine ‚Blutsgemeinschaft‘ bilden. ‚Rassismus‘ ist in dieser Perspektive der Konflikt, der entsteht, wenn in einem nationalen Raum keine ethnisch-essentialistisch begründbare Hegemonie existiert. Gegen ‚amerikanischen Rassismus‘ zu protestieren, wird somit zu einer Bekräftigung rigider ethno-nationalistischer Grenzziehungen.

Amerikastereotype können also nicht nur unmittelbar als negative Vergleichsfolie für kulturalistisch-ethnozentrische Identitätskonstruktionen gebraucht werden, sondern sie dienen zugleich dazu, ethnozentrische und rassistische Handlungsorientierungen präventiv gegen antirassistische Sanktionen zu verteidigen bzw. ideologisch mit egalitären Normen in Einklang zu bringen.

7.6.1.4 Ambivalenter bzw. fragmentierter Antiamerikanismus und verschobene Funktionskontexte

- Frau H

- Amerikabilder: Einmischung und Weltpolizei, Arroganz und Überheblichkeit, Amerikanisierung, falsches Wirtschaftssystem, wirtschaftliche Inkompetenz, Kulturlosigkeit, Heterogenität
- Rhetorische Funktion: Fragmentierte und ambivalente ethnozentrische Konturierung und Aufwertung der nationalen Wir-Gruppe

- Herr I

- Amerikabilder: Arroganz und Überheblichkeit, Oberflächlichkeit, mangelnde Integration, Aggressivität und Gewalt

- Rhetorische Funktion: Ambivalente Konturierung und Aufwertung der lokal-patriotischen Wir-Gruppe

In den vorausgegangenen Analysen konnte hinsichtlich der jeweils aufgezeigten anti-amerikanischen Sprechweisen sowie deren funktionalen Kontexten eine relativ große Konsistenz über die jeweiligen Fälle hinweg gezeigt werden. Wenngleich auch dort die Auswertungseinheit grundsätzlich der Sprechakt bzw. eine jeweilige rhetorische Operation ist, und nicht die Interviewteilnehmenden als Personen, konnten doch an den Stellen anti-amerikanischer Rhetorik innerhalb eines jeweiligen Falles relativ gleichbleibende Effekte und weltanschauliche Rahmungen festgestellt werden. Um diesen Befund zu kontrastieren und gewissermaßen auch die Randbezirke des hier entwickelten Antiamerikanismusbegriffes zu beleuchten, wurden zusätzlich solche Fälle analysiert, in denen anti-amerikanische Rhetorik eine vergleichsweise hohe Inkonsistenz bzw. Ambivalenz aufweist. Hierbei wurden drei Dimensionen dieses Phänomens herausgearbeitet: Ambivalenz, Fragmentierung und eine Verschiebung von Funktionskontexten. So finden sich in beiden analysierten Fällen stark ambivalente Gebräuche anti-amerikanischer Muster: Frau H und Herr I sind sich des (potentiell) vorurteiligen Charakters ihres Sprechens über ‚Amerika‘ durchaus bewusst und betonen mehrfach, nicht als anti-amerikanisch gelten zu wollen. Sie tun dies jedoch – im Gegensatz zur Rassismusabwehr der Fälle in Kapitel 7.4 – ohne über eine rhetorische Lösung für dieses Problem zu verfügen. Diese Ambivalenz steigert sich im Fall von Frau H zu einer Fragmentierung anti-amerikanischen Sprechens. Während sie sich den größten Teil des Interviews äußerst vorsichtig gegen das ‚protzige Amerika‘ abgrenzt und sich selbst dabei als bescheidene aber machtlose ‚Normalbürgerin‘ identifiziert, steigert sich ihre Rhetorik zur Mitte des Gespräches zu einer anti-amerikanischen Aufwertung der nun ethno-nationalistisch konstruierten Wir-Gruppe. Unmittelbar im Anschluss an diesen Ausbruch zieht sich Frau H allerdings sogleich wieder auf ihre ambivalente Identifikation als ‚kleine Normalbürgerin‘ zurück, und beteuert abermals nachdrücklich, nicht als anti-amerikanisch wahrgenommen werden zu wollen.

Im Fall von Herrn I lässt sich zwar keine vergleichbare Fragmentierung, aber eine Verschiebung des Funktionskontextes beobachten: Während in allen zuvor besprochenen Fällen nationale und ethnische Identitätskonstruktionen im Zentrum des anti-amerikanischen Sprechens standen, dreht sich bei Herrn I alles um eine lokal-patriotische Stadtteilidentität. ‚Sein Viertel‘ bedeutet ihm ‚alles‘, und er konturiert diese Wir-Gruppe mittels einer ‚amerikanischen‘ Fremdgruppenkonstruktion. Herr I grenzt seine Wir-Gruppe zugleich aber auch explizit gegen deutsch-nationale und ethnozentrische Identitätskonstruktionen ab. Einen Grenzfall der Antiamerikanismuskritik stellt dies deshalb dar, weil hier zwar strukturell rhetorische Muster ethnozentrischer Exklusion reproduziert werden, zugleich aber ungeklärt bleibt, inwie-

fern deren Performanz als Bestandteil einer diskriminierenden Praxis aufgefasst werden kann.

7.6.2 Eine Familie antiamerikanischer Sprechakte: Einheit und Flexibilität des Antiamerikanismusbegriffes

In der letzten der vorigen Kurzdarstellungen wurde die Fragmentiertheit und Ambivalenz antiamerikanischen Sprechens sowie die Flexibilität von dessen Funktionskontexten aufgezeigt. Aber auch diesseits der verschwimmenden Ränder eines performativen Antiamerikanismusbegriffes, d.h. *innerhalb* der Familie von Sprechweisen, die in Abschnitt 7.2 bis 7.4 klar als antiamerikanisch ausgewiesen wurden, lässt sich eine große Flexibilität von Amerikastereotypen und deren Gebrauch feststellen. Diese Flexibilität sowohl der Amerikabilder als auch der rhetorischen Funktionen wird in Tabelle 14 überblicksartig dargestellt.

Was anhand dieser Darstellung zunächst anschaulich wird, ist die funktionale Flexibilität der Amerika-Semantiken. Neun von zwanzig beobachteten Amerikabilern werden für verschiedene Funktionen gebraucht (in Tabelle 14 grau unterlegt). Dies veranschaulicht die eingangs formulierte These, dass der performative Gehalt antiamerikanischer Sprechweisen nicht aus dem lexikalisch-semantischen Gehalt der gebrauchten Stereotype abgeleitet werden kann.

Zugleich aber wird in der tabellarischen Darstellung erkennbar, dass keineswegs jedes beliebige Amerikabild in jeder Funktion genutzt wird. Betrachtet man das Verhältnis von Semantik und rhetorischer Funktion von der Seite der Funktionen her, d.h. in Tabelle 14: spaltenweise, treten die spezifischen Stereotypen-Komplexe deutlicher hervor: So werden zur Externalisierung als störend empfundener Aspekte der Eigengruppe als ‚amerikanische Einflüsse‘ (Herr C) oder zur schuldabwehrenden Täter-Opfer Umkehr (Herr B) insbesondere die Motive der ‚Amerikanisierung‘ oder der ‚amerikanischen Medienmanipulation‘ verwendet. Zur Konturierung und relativen Aufwertung der Eigengruppe oder der Abwehr von Rassismusbewerfen scheinen hingegen andere Amerikabilder besonders geeignet: ‚Rassismus in den USA‘, ‚Kulturlosigkeit‘, ‚Heterogenität‘ der USA, etc.

Tabelle 14: Kombinationen von Amerikabildern und rhetorischen Funktionen im antiamerikanischen Sprechen (Datengrundlage sind die Fälle der Detailanalysen ohne Herr I und Frau H, n = 7)

Amerika-Semantiken	Rhetorische Funktionen Konturierung und relative Aufwertung nationaler Eigengruppe	Externalisierung von Missständen in Eigengruppe	Stabilisierung ethno-nationalistische Weltsicht (Figur des Dritten)	Bearbeitung Ost-West Konflikt	Latente Normalisierung der nationalen Wir-Gruppe (NS)	Explizite Normalisierung der nationalen Wir-Gruppe (NS)	Antisemitische Erklärung Konflikte	Latente Abwehr Rassismusvorwurf	Explizite Abwehr Rassismusvorwurf
Arroganz und Überheblichkeit	C								
Einmischung und Welt-polizei		C			B		K		
Soziale Ungleichheit	C	C							
Manipulation öff. Diskurse		C		C	B		K		
Amerikanisierung		C	F	C					
Wirtschaftliche Inkompetenz	F, E								
falsches Wirtschaftssystem	F								
Rechtliche Unsicherheit	F								
Mangelnde Solidarität	F, E, D								
Oberflächlichkeit	F, E, D								
Heterogenität	C, F		F						
Kulturlosigkeit	C, F, E, A		F					C, A	
Unrecht gegen Ureinwohner					B				
Rassismus in den USA						D		C, A	E, D
Amerikaner gewalttätig	D						K		
Anstiftung Kriege	E						K		
Mangelnde Sittlichkeit	D, C								
Mangelnde Bildung	E								
Atombombe						D			
USA und Israel							K		

Und nicht nur von Seiten der Semantik, auch von der Seite der Funktionen antiamerikanischen Sprechens her betrachtet, ist die Zuordnung nicht eindeutig; d.h. es kann dieselbe rhetorische Funktion über verschiedene Semantiken realisiert werden. Dies zeigt sich am deutlichsten anhand der Spalte ‚Konturierung und relative Aufwertung der Eigengruppe‘.

In der Rede von Herrn C werden hierzu etwa Bilder einer amerikanischen ‚Arroganz und Überheblichkeit‘, ‚sozialen Ungleichheit‘, ‚Heterogenität‘ und ‚Kulturlosigkeit‘ gebraucht, während Herr D auf die Aspekte amerikanischer ‚Gewalttätigkeit‘ und ‚Sittlichkeit‘ rekurriert. Empirische Belege für diese semantische Flexibilität antiamerikanischer Rhetorik beschränken sich in den hier dargestellten Analysen allerdings auf die Funktion der ‚Konturierung und relativen Aufwertung‘ und sind für die übrigen Funktionen nicht nachzuweisen.¹ Von einer semantischen Spezifität dieser übrigen Funktionen im strikten Sinne auszugehen (d.h. dass z.B. eine explizite Normalisierung des NS exklusiv nur mit den Motiven ‚Rassismus in den USA‘ und ‚Hiroshima‘ realisiert werden kann) scheint dennoch eine höchst riskante Schlussfolgerung. So ist zumindest im Gedankenexperiment plausibel, dass in anderen Redekontexten bspw. die Funktionen einer ‚Externalisierung von Missständen‘ oder einer ‚latenten Normalisierung des NS‘ auch mit anderen Amerikastereotypen realisiert werden könnten.

Es ist also trotz der teilweise beobachteten semantischen und funktionalen Spezifität insgesamt von einer gewissen „Austauschbarkeit“ (Baethge et al. 2010, 377; vgl. auch Kap. 2.3.3) antiamerikanischer Sprechweisen auszugehen. Diese Flexibilität ist ein entscheidender Grund dafür, gegenüber allgemeinen Definitionen ‚des Antiamerikanismus‘ skeptisch zu sein (vgl. Kap. 2.4 und 3.3). Es scheint weder auf funktionaler noch auf semantischer Ebene ein allgemeines Kriterium verfügbar, an dem man antiamerikanisches Sprechen definitiv festmachen könnte. Zwar lassen sich Funktionskontexte und Stereotypensemantiken antiamerikanischen Sprechens empirisch eingrenzen, wie oben geschehen. Aber aufgrund der rhetorischen Flexibilität innerhalb der so gewonnenen Kategorien können antiamerikanische Akte durch diese nicht abschließend *definiert* werden. Oder genauer: Man kann zwar antiamerikanischen Sprechakten mit einer Definition exakte Grenzen geben, z.B. als die Disjunktion aller oben genannten Funktionen und Semantiken. Damit würde man aber (1) mögliche andere relevante Formen sowie die flexible Realisierung antiamerikanischer Rede voreilig aus dem Antiamerikanismusbegriff ausschließen. Und man bliebe (2) – mit Wittgenstein gesprochen – „die Definition der Exaktheit schuldig“ (Wittgenstein 2006, S. 279), d.h. man müsste Gründe für

1 Dies ist auch mangelnden Möglichkeiten des Fallvergleichs bei einem Großteil der beobachteten Funktionen geschuldet: Bei 7 von 9 rekonstruierten Funktionen liegt die Untersuchungseinheit effektiv auf Fallebene, da diese im gesammelten Material nur an einem Fall beobachtet wurden.

die Entscheidung zu genau *jener* definitorischen Grenzziehung anführen, die sich in der untersuchten Praxis antiamerikanischen Sprechens selbst nicht finden lassen.² Ich ziehe es daher vor, die oben entwickelte Sammlung antiamerikanischer Funktionen und Semantiken als einen heuristischen Rahmen aufzufassen, innerhalb dessen Sprechakte mit guten gesellschaftstheoretischen Gründen als antiamerikanisch *interpretiert* werden können.

Die in diesem interpretativen Rahmen realisierte Empirie liefert eine Darstellung zumindest eines Teils der Heterogenität antiamerikanischen Sprechens, die in der standardisierten Empirie unbeobachtet blieb (vgl. Kap. 5.3). In den Interviewanalysen werden die semantische Bandbreite und funktionale Einbettung der rhetorischen Handlungsmuster sichtbar, die das Auftreten von Antiamerikanismus in Deutschland heute kennzeichnen, und die sich mit einer nominalen bzw. operationalen Definition allein nur unzureichend erfassen lassen.

In Kapitel 3.4 der vorliegenden Arbeit wurde als Alternative zu einer nominal-definitorischen Begriffsbildung das Modell der Familienähnlichkeit vorgeschlagen. Dessen Logik besagt, dass, wenngleich der Sinngehalt eines Begriffes nicht über universelle Merkmale *unmittelbar definiert*, er doch durch Ähnlichkeiten und Überschneidungen zwischen den Begriffsanwendungen *mittelbar* bestimmt werden kann. Anhand dieses Modells kann nun gezeigt werden, inwieweit die in den vorausgegangenen Analysen rekonstruierten Sprechweisen als Mitglieder einer Familie antiamerikanischer Sprechakte gefasst werden können, obwohl viele von ihnen keine unmittelbare Übereinstimmung in Semantik oder Funktion aufweisen.³

Diese Begriffsstruktur lässt sich anhand von Tabelle 14 nachvollziehen: Alle dort aufgeführten Sprechweisen (d.h. Komplexe von Semantik und Funktion) sind entweder über eine Ähnlichkeit der rhetorischen Funktion oder der gebrauchten Amerika-Semantik mit mindestens einer anderen aufgeführten Sprechweise verbunden. So wird beispielsweise die Funktion der ‚Stabilisierung der ethnonationalistischen Weltansicht‘ bei Herrn F über die Amerikabilder der ‚Amerikanisierung‘, ‚Kulturlosigkeit‘ und ‚Heterogenität‘ realisiert (Tabelle 14: dritte Spalte von

-
- 2 Kandidaten für solche Gründe wären etwa forschungspraktische Erwägungen, wie die Handhabbarkeit des Begriffes innerhalb eines bestimmten Forschungsdesigns (z.B. in standardisierter Empirie), oder die theoretische Eingrenzung ex ante auf einen bestimmten Gegenstandsbereich, z.B. Antiamerikanismus und Schuldabwehr.
 - 3 Streng genommen müssen auch diejenigen Sprechweisen, die in Funktion und Semantik unmittelbar übereinstimmen, im Sinne einer Ähnlichkeitsrelation begriffen werden (bspw. die latente Abwehr von Rassismusbewerten durch Herrn C und Herrn A; Tabelle 14, zweite Spalte von rechts), da dieselben Merkmale in ihnen wiederum unterschiedlich realisiert werden. Anders gesagt: Die Übereinstimmung der Merkmale zweier verglichener Handlungen ist immer Ergebnis sowohl der Eigenschaften des Vergleichenen, wie auch der Tätigkeit des Vergleichens selbst (vgl. Kap. 3.4).

links). Durch *semantische* Überschneidungen in den Stereotypen der ‚Kulturlosigkeit‘ und ‚Heterogenität‘ ist diese rhetorische Funktion verknüpft mit denen der ‚Konturierung und Aufwertung der Wir-Gruppe‘ sowie mit der ‚latenten Abwehr von Rassismusvorwürfen‘ bei diversen anderen Interviewteilnehmenden. Ebenso sind die Funktionen einer ‚latenten Normalisierung‘ nationaler Identität bei Herrn B und einer ‚antiamerikanisch-antisemitischen Welterklärung‘ bei Frau K über die Stereotype einer ‚amerikanischen Weltpolizei‘ sowie der ‚Manipulation öffentlicher Diskurse‘ miteinander und mit der Externalisierungsfunktion bei Herrn C verknüpft.

Trotz der gezeigten Verknüpfungen innerhalb der Familie antiamerikanischer Sprechakte wäre es aber zumindest ungenau, Antiamerikanismus bspw. als ‚Form der Schuldabwehr‘ oder ‚Stabilisierung einer nationalistischen Weltsicht‘ zu *definieren*, da somit gerade die gezeigte Flexibilität, Fragmentiertheit und Kontextabhängigkeit antiamerikanischen Sprechens wieder aus dem Blick geriete. Es gibt kein empirisch gehaltvolles Kriterium oder Set von Kriterien, das allen Antiamerikanismen gemein ist. Durch den reflexiven Einbezug der Flexibilität in die Begriffsbildung selbst bietet die Rekonstruktion einer Familie von Sprechakten aber eine theoretisch wohlbegründete Möglichkeit, dennoch von *einem* Antiamerikanismus zu sprechen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das in diesem Kapitel dargestellte empirisch begründete Modell der Antiamerikanismuskritik drei wesentliche Aspekte beinhaltet: Erstens macht es die semantische und funktionale Flexibilität antiamerikanischer Rhetorik in empirischen Rekonstruktionen nachvollziehbar. Es veranschaulicht die Variabilität im Zusammenspiel rhetorischer Funktionen und Amerika-Semantiken, in dem antiamerikanische Vorurteile erkennbar werden. Zweitens gibt es eine neue Antwort auf die Frage, auf welcher begrifflichen Grundlage trotz dieser Variabilität, d.h. in Abwesenheit eines theoretisch und empirisch gehaltvollen universalen Definiens, die beobachteten flexiblen Gebräuche unter einem Oberbegriff ‚Antiamerikanismus‘ zusammengefasst werden können. Im hier vorgeschlagenen Modell einer Familie antiamerikanischer Sprechakte sind also – ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit – Flexibilität und Identität des antiamerikanischen Sprechens, d.h. dessen „systematische Ambiguität“, aufgehoben. Und drittens, so wurde in Kapitel 3 und 4 ausführlich dargelegt, bietet das entwickelte Modell eine neue Perspektive der normativen und gesellschaftstheoretischen Einordnung des Sprechens über Antiamerikanismus. Es leistet eine Reflexion der „performativ-propositionale[n] Doppelstruktur“ (Wellmer 2004, S. 47) der Sprache sowohl in Bezug auf das beobachtete als auch auf das eigene beobachtende Sprechen: Anhand der rekonstruierten Funktionskontexte nationaler Identität, ethnozentrischen und antisemitischen Sprechens macht es nachvollziehbar, inwiefern bestimmte Amerikabezüge einen vorurteiligen performativen Gehalt haben. Zugleich veranschaulicht die familienähnliche Struktur des Begriffes aber, dass die Zusammenfas-

sung der rekonstruierten Sprechweisen unter einen gemeinsamen Oberbegriff ‚Antiamerikanismus‘ immer auch einen Deutungsakt der Forschenden impliziert. Erst im Rekurs auf das gesellschaftstheoretische Konzept einer ideologisch-rhetorischen Reproduktion von sozialer Ungleichheit und Diskriminierung, werden die beobachteten Sprechakte als Ausdruck eines Antiamerikanismus fassbar, der nicht unmittelbar in diesen nachzuweisen ist.

7.6.3 Welche Funktionen erfüllen antiamerikanische Konstruktionen als Ungleichheitssemantiken?

Ungleichheitssemantiken, so wurde in Kapitel 4 erörtert, sind solche Differenzkonstruktionen, die zur Reproduktion und Rechtfertigung verfestigter Strukturen sozialer Ungleichheit gebraucht werden. Mit dieser Konzeption wurde eine Brücke zwischen Vorurteilsbegriff und den Konzepten soziale Ungleichheit und Diskriminierung geschlagen, und somit der Vorurteilkritik eine gesellschaftstheoretische bzw. normative Grundlage gegeben. Stereotype Fremd- und Wir-Gruppenkonstruktionen sind demnach dann als Vorurteile zu kritisieren, wenn sie eine Diskriminierung, Exklusion oder gar Verfolgung bestimmter Personengruppen bedingen oder zumindest begünstigen.

Welche spezifischen rhetorischen Funktionen erfüllen nun aber antiamerikanische Sprachgebräuche in diesem Zusammenhang? Eine Besonderheit des Antiamerikanismus, so eine in der Forschungsliteratur weithin geteilte Einschätzung (vgl. Kap. 2.1 sowie 4.6), besteht zunächst darin, dass er im Gegensatz zu bspw. rassistischen oder fremdenfeindlichen Differenzkonstruktionen keinen *unmittelbaren* diskriminierenden Effekt hat: Es kann angenommen werden, dass Antiamerikanismus zumindest im Kontext der hier untersuchten Population nicht zu einer Beeinträchtigung der Lebenschancen von Amerikanerinnen und Amerikanern führt – jedenfalls nicht im selben Ausmaß wie etwa fremdenfeindliche Vorurteile in Deutschland zu einer Beeinträchtigung oder Schädigung von Menschen mit Migrationshintergrund bzw. ohne deutsche Staatsbürgerschaft führen. Als Vermittlungsinstanz für den dennoch anzunehmenden diskriminierenden Effekt des Antiamerikanismus wurden nationale Identitätskonstruktionen ausgemacht. Ausgehend von der Annahme, dass Nationalismus systematisch mit der Exklusion und Diskriminierung verschiedener Fremd- und Feindgruppen korrespondiert, rückten Formen einer antiamerikanischen Profilierung, Aufwertung und Stabilisierung nationaler Identität ins Zentrum der empirischen Analysen. In diesem Funktionskontext nationalistischer Identifikation konnten drei wesentliche Formen antiamerikanischer Rhetorik aufgezeigt werden.

Erstens dienen antiamerikanische Sprechweisen als Mittel zur Kontrastierung und relativen Aufwertung nationaler Wir-Gruppenkonstruktionen: Am Beispiel von Herrn C und Herrn F konnte gezeigt werden, wie Bilder einer ‚amerikanischen Kul-

turlosigkeit‘ und ‚mangelnden Sittlichkeit‘, einer ‚wirtschaftlichen Inkompetenz‘ sowie einer ‚fehlenden Solidarität‘ und ‚mangelnden sozialen Sicherheit‘ dazu gebraucht werden, die Eigengruppe als rationale und zugleich solidarische Kulturgemeinschaft mit einer starken Orientierung auf moralische Werte zu präsentieren. In diesem Zusammenhang tauchen allerdings auch Formen von Antiamerikanismus auf, die als Ausdruck einer unmittelbaren Diskriminierung von ‚Amerikanern‘ zu verstehenden sind, bspw. in Herrn Ds Bezugnahme auf ‚die Amerikaner‘ als moralisch verderbte, aggressive und gewalttätige Gruppe (vgl. Kap. 7.4.2.3).

Zweitens wurde eine Variante dieser Eigengruppenaufwertung nachgewiesen, in der negative oder bedrohliche Aspekte der Wir-Gruppe als ‚amerikanische‘ bzw. durch ‚Amerikanisierung‘ erzeugte Phänomene externalisiert werden. Bilder einer irrationalen Konsumkultur sowie einer wachsenden sozialen Ungleichheit werden von Herrn C auf ‚amerikanischen Einfluss‘ zurückgeführt und somit effektiv aus dem Verantwortungsbereich der Wir-Gruppe ausgeschlossen.

Als dritte Funktion antiamerikanischen Sprechens lässt sich am vorliegenden Material eine latente Bearbeitung von Kontingenz und inneren Konflikten der nationalen Wir-Gruppe rekonstruieren, die der Stabilisierung einer nationalistischen Weltsicht dient. So konnte am Sprechen von Herrn C gezeigt werden, wie dieser mittels des Stereotyps der ‚Amerikanisierung‘ eine innere Spaltung der Eigengruppe in Ost- und Westdeutsche thematisieren kann, ohne den damit angesprochenen Konflikt zu einer Bedrohung seiner ‚gesamtdeutschen‘ Identitätskonstruktion werden zu lassen. Dies gelingt dadurch dass der schädliche Einfluss ‚Amerikas‘ gleichzeitig zur Erklärung des innerdeutschen Konfliktes und zur Konturierung eines geeinten Deutschland dient: Gegen ‚Amerika‘ zu sein heißt zugleich gegen die ‚amerikanisierten Wessis‘ zu polemisieren und die Einigkeit Deutschlands als homogene, ursprüngliche Nation zu bekräftigen.

Bei Herrn F findet sich eine ähnliche Form der latenten Bearbeitung von Identitätsbedrohungen, die in diesem Fall jedoch nicht nur die Einheit und Homogenität der deutschen Nation betrifft, sondern die Struktur der nationalen Weltsicht insgesamt. In Adaption eines Konzeptes aus Klaus Holz’ Antisemitismusanalyse wurde hier eine antiamerikanische „Figur des Dritten“ (vgl. Kap. 4.6.2) ausgemacht, in der die Kontingenz der ethno-nationalen Weltordnung symbolisiert und zugleich ausgeklammert wird: In einer Welt, die nach „Herder’sche[m]“ Muster (Wimmer 2008, S. 60) als Summe ethnisch fundierter und eindeutig abgegrenzter Nationen vorgestellt wird, verkörpern die USA die Möglichkeit einer ‚wurzellosen‘ Nation, die nur aus Einwanderern besteht, und dennoch nicht aufhört, Nation zu sein. Da dieses Andere der ethno-nationalen Ordnung somit selbst in Form einer (selbstwidersprüchlichen) Nation vorgestellt wird, kann die Struktur der Ordnung zugleich gesichert werden. Über das ‚wurzellos-heterogene‘ Amerika zu sprechen bedeutet somit, die Kontingenz der nationalen Ordnung anzusprechen, und doch deren universelle Geltung zu bestätigen. Im Sinne des in Kapitel 4.5 entwickelten Ideologiebe-

griffes wird diese Gleichzeitigkeit von Thematisierung und Invisibilisierung einer destabilisierenden Konfliktlage bzw. Kontingenz als ideologische Form der Struktursicherung verstanden.

Die zuletzt erörterten rhetorischen Funktionen nehmen im Rahmen der vorliegenden Arbeit einen besonderen Stellenwert ein, da sie im Gegensatz zu den beiden zuvor genannten Funktionen ein genuin neues Theoriefragment der Antiamerikanismuskritik darstellen.

7.6.4 Welche Arten des Zusammenspiels mit rassistischen, ethnozentrischen und antisemitischen Differenzkonstruktionen lassen sich feststellen?

Eine zentrale Teilfrage der vorliegenden Arbeit zielt auf das Verhältnis zwischen Antiamerikanismus und anderen Formen vorurteiliger Differenzkonstruktionen. Im quantitativen Teil des durchgeführten methodenintegrativen Designs wurden deutliche, signifikante Korrelationen zwischen Antiamerikanismus, (antizionistischem) Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit beobachtet. Diese statistischen Befunde bildeten als Explananda einen wichtigen Ausgangspunkt der qualitativen Analysen, in denen Erklärungshypothesen für den beobachteten Zusammenhang entwickelt werden konnten. Die Ergebnisse dieses theoriegenerativen Prozesses lassen sich in drei Thesen formulieren.

Antiamerikanische Rhetorik funktioniert erstens als Rechtfertigung rassistischer bzw. ethnozentrischer Identitätskonstruktionen unter antirassistischen Bedingungen. Unter Rückgriff auf vier Beispiele aus dem Interviewmaterial konnten zwei Varianten dieser Funktion rekonstruiert werden: So werden Topoi eines ‚amerikanischen Rassismus‘ von Herr E und Herrn D dazu verwendet, die fremdenfeindlichen bzw. rassistischen Aspekte ihrer Darstellung von ‚Russen‘, ‚Türken‘ und ‚Amerikanern‘ explizit zu relativieren bzw. deren menschenfeindlichen Gehalt abzustreiten. Nachdem jene verschiedenen Outgroups auf stereotype Weise als minderwertig und bedrohlich konstruiert wurden, dienten Stereotype eines rassistischen Amerika dazu, die eigene Konstruktion unter egalitären Vorzeichen zu legitimieren. Neben dieser expliziten Abwehr von Rassismusvorwürfen konnte am Beispiel von Herrn A und Herrn C eine ideologisch verdeckte Variante nachgewiesen werden. Insbesondere in Herrn As Rede bildet die Anklage der ‚rassistischen USA‘ einen starken Kontrast zu seiner unverblümt ethnozentrischen Konstruktion ‚der Türken‘ bzw. ‚der Deutschen‘: Während die rassistische Anfeindung Barack Obamas in den USA von ihm skandalisiert wird, affirmiert der Teilnehmer nachdrücklich die prinzipielle Unmöglichkeit eines türkischstämmigen Bundeskanzlers aufgrund ethnischer Unterschiede. An keiner Stelle des Interviews findet sich ein Hinweis darauf, dass Herr A selbst dieser Widerspruch bewusst wird. Stattdessen scheint der Widerspruch im

antiamerikanischen Sprechen zu einer Art ‚praktischen Bewusstseins‘ (Giddens 1984, S. 41 ff.) zu gelangen: Die Distanzierung zu ‚amerikanischem Rassismus‘ ermöglicht es dem rassistisch Sprechenden, die Existenz eines Rassismusproblems generell anzuerkennen und zugleich aus dem Bereich der Eigengruppe auszuklamern.

Die zweite zentrale These betrifft das Zusammenspiel von Antiamerikanismus und Antisemitismus. Am Beispiel von Herrn B konnte ein dem sekundären Antisemitismus analoges Argumentationsmuster rekonstruiert werden, mit dem der Holocaust implizit relativiert und die deutsche Nation hinsichtlich ihres nationalsozialistischen Erbes normalisiert wird. Die Stereotype einer ‚amerikanischen Manipulation‘ des europäischen Bildungssystems werden von ihm zunächst dazu gebraucht, jegliche besondere Schuld deutscher Täter bzgl. des Zweiten Weltkrieges als falsche externe Zuschreibung darzustellen. Nachdem diese Täter-Opfer Umkehr den Boden bereitet hat, kann anschließend im Rückgriff auf Bilder eines Genozids an den amerikanischen Ureinwohnern die sich aufdrängende Erinnerung an die Vernichtung der europäischen Juden verdrängt bzw. der Holocaust zu einem Genozid unter vielen normalisiert werden. Die besondere ideologische Funktion dieser antiamerikanischen Form der Schuldabwehr bzw. Normalisierung besteht darin, dass Herr B den Holocaust als Hindernis nationaler Identifikation aus dem Weg räumen kann, ohne ihn jemals explizit benennen zu müssen. Somit hat die Rede von der ‚Ausrottung der Indianer‘ eine doppelte Funktion: Sie erlaubt es, den Holocaust latent anzusprechen *und* im Vergleich mit ‚amerikanischen Taten‘ zu einem Genozid unter vielen zu normalisieren. Jedoch findet sich im Material auch eine weniger ‚raffinierte‘ Variante dieser Normalisierung, die auf eine derartigen Latenzschutz verzichtet. So rechnet Herr D, nachdem er vom Interviewer auf die Geschichte des Nationalsozialismus angesprochen wurde, explizit amerikanische Taten gegen deutsche auf: Der Holocaust erscheint in seiner Darstellung als zu vernachlässigender ‚Ausrutscher‘, dessen herausragende Bedeutsamkeit im Vergleich zum Atombombenabwurf über Hiroshima nivelliert wird.

Als Moment einer klassisch antisemitischen Konstruktion konnte der Amerika-bezug von Frau K ausgewiesen werden: In ihrer Darstellung ergänzen sich amerikanische Politik und ‚israelischer Einfluss‘ zu einer antisemitischen Erklärung weltweiter Konflikte und Krisen, in der ‚jüdische Gier‘ und ‚Streitsucht‘ als Ursachen bezeichnet werden. Die antisemitische Feindbildkonstruktion wird dabei nur notdürftig durch antizionistische „Camouflage“ (Holz 2005, S. 82 ff.) maskiert und Amerikastereotype nicht als Latenzschutz eingesetzt. Dieser Gebrauch von Amerikastereotypen im Rahmen antisemitischer Alltagstheorien bildet die dritte Erklärungshypothese für den Zusammenhang von Antiamerikanismus mit anderen Vorurteilsformen.

Insgesamt machen die qualitativen Ergebnisse also einen *rhetorischen* Zusammenhang zwischen Antiamerikanismus, Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Antise-

mitismus plausibel. Hierbei stehen insbesondere Funktionen der Rechtfertigung und Legitimation vorurteiliger Positionen im Vordergrund. Antiamerikanische Rhetorik dient dazu, rassistische, ethnozentrische und revisionistisch-nationalistische Positionen in Einklang mit egalitären und anti-antisemitischen Normen zu bringen. Dies kann entweder explizit oder kommunikationslatent geschehen, wobei – ähnlich wie im Kontext nationaler Identitätssicherung – der antiamerikanische Latenzschutz als besonders problematische Variante vorurteiligen Sprechens gelten muss. Seine Tragik besteht darin, dass er Reflexion nicht durch Ignoranz, sondern durch eine ideologische Form der Reflexion ersetzt. Er ermöglicht die gleichzeitige Thematisierung und Verdrängung des Widerspruches, den es bedeutet, ethnozentrisch und egalitär bzw. deutsch-national und anti-antisemitisch identifiziert zu sein.

7.6.5 Ist Antiamerikanismus eine geschlossene Weltanschauung?

Um eine differenzierte Antwort auf die Frage nach dem weltanschaulichen Charakter des Antiamerikanismus geben zu können, muss das Konzept der ‚Weltanschaulichkeit‘⁴ selbst ausdifferenziert werden. In der Antiamerikanismusliteratur ist häufig von der „Completeness of anti-American resentment“ (Friedman 2012, S. 5), der „generalized and comprehensive“ Struktur (Markovits 2007, S. 17) antiamerikanischer Vorurteile die Rede. Darunter wird in der Regel verstanden, dass antiamerikanische Äußerungen sich nicht allein gegen einzelne Aspekte der Politik oder Gesellschaft der USA richten, sondern „sowohl politische und ökonomische als auch kulturelle Objekte“ betreffen (Beyer 2014, S. 22). Dieser Begriff eines weltanschaulichen Antiamerikanismus wird meist vor dem Hintergrund einer einstellungstheoretischen Vorurteilsdefinition gebraucht. Antiamerikanismus ist demnach eine „Tendenz der Psyche“, die eine „nichtsituative und essenzialistische Bewertung“ der USA zur Folge hat (ebd.).

Für die Zwecke der vorliegenden Ergebnisdarstellung möchte ich eine Differenzierung dieses Konzeptes mittels der Unterscheidung von Amerikabildern und rhetorischen Funktionen vorschlagen. So kann zwischen einer *Spannweite der Funktionen* von Amerikastereotypen und der *Spannweite von Amerikastereotypen* selbst unterschieden werden. Beide Dimensionen sind, statistisch gesprochen, zwar korreliert, stehen aber den hier präsentierten Ergebnisse zufolge in einem eher moderaten

4 Ich verwende den Begriff der Weltanschauung hier zunächst im Anschluss an Klaus Holz bzw. Reinhard Rürup, die damit die Funktion antisemitischer Konstruktionen als „Erklärungsmodell für die nicht verstandenen Entwicklungstendenzen der bürgerlichen Gesellschaft“, d.h. als „Zerrbild einer Gesellschaftstheorie“ bezeichnen (Holz 2001, S. 28). In der Antiamerikanismusliteratur wird ein umfassender, welterklärender Charakter antiamerikanischer Konstruktionen zwar regelmäßig festgestellt, jedoch bislang noch nicht unter einem einheitlichen Begriff gefasst (vgl. auch Jaecker 2014, S. 287 ff.).

Zusammenhang. D.h. es wird zwar immer dann, wenn ein relativ breites Spektrum rhetorischer Funktionen erfüllt wird, auch eine große Zahl verschiedener Amerika-stereotype gebraucht. Dieser Zusammenhang gilt aber nicht unbedingt auch umgekehrt: Akteure können ein breit gefächertes Repertoire an Amerikastereotypen bemühen, also zu nahezu jedem Aspekt Amerikas ein stereotypes Bild parat haben, damit aber nur ein und dieselbe Funktion erfüllen (vgl. z.B. Frau K). Psychologisch gesprochen könnte man dies so ausdrücken: Selbst wenn eine Person ein stereotypes Bild der USA *insgesamt* hat, kann es sein, dass dieses Bild nur in wenigen sozialen Situationen⁵ salient und Handlungsrelevant wird. Nur weil jemand ‚alles an Amerika‘ verabscheut, heißt das noch nicht, dass er oder sie ‚von Amerika besessen‘ ist und sich andauernd auf jenes stereotype Bild bezieht. Der Extremfall, dass beide Dimensionen hoch ausgeprägt sind, also ein umfangreiches Set an Amerika-stereotypen für ein breites Spektrum an Funktionen gebraucht wird, findet sich im hier analysierten Material sehr selten. Der „kognitive Schematismus“, der in psychologischen Weltanschaulichkeitsbegriffen angenommen wird, impliziert aber immer beides zugleich: Eine umfassende Negativbewertung von allem, was mit ‚Amerika‘ zu tun hat *und* einen ‚obsessiven‘ Rekurs auf ‚Amerika‘ in einer Vielzahl sozialer Situationen. Am ehesten könnte diese Art von weltanschaulicher Dichte der Rhetorik von Herrn C zugeschrieben werden. Meine Analyse zählt für diesen Fall neun verschiedene Amerikamotive, die in vier verschiedenen rhetorischen Funktionen gebraucht werden. Wie oben beschrieben, muss diese Form antiamerikanischer Einstellungen aber als Extremfall, nicht als allgemeine Regel antiamerikanischen Sprechens gelten.

Mit der vorgeschlagenen Unterscheidung zwischen semantischer und rhetorischer weltanschaulicher Dichte wird dem gängigen psychologischen Verständnis von Weltanschaulichkeit also eine ‚diskursive‘ Variante gegenübergestellt: Antiamerikanismus ist dann nicht in erster Linie eine individuelle Disposition, sondern ein umfassendes, überindividuell verfügbares Repertoire von Argumentationsweisen, die von unterschiedlichen Handelnden situativ flexibel und mit unterschiedlicher Dichte aufgegriffen werden können.

Antiamerikanismus ist primär etwas, das man tun kann, und zwar unabhängig davon, wie ‚obsessiv‘ man es tut. Die Ergebnisse meiner Analysen legen nahe, dass eine weltanschauliche Geschlossenheit im starken psychologischen Sinne ver-

5 Die verschiedenen rhetorischen Funktionsweisen werden hier als Annäherung an eine Diversität der sozialen Situationen gebraucht, in denen Antiamerikanismus für einen Akteur relevant wird. Eine zentrale Problematik dieser Annahme liegt indessen klar auf der Hand: Tatsächlich sind die verschiedenen Funktionen, die im Material beobachtet wurden, allesamt in der gleichen sozialen Situation (Interviewgespräch) entstanden, und lassen somit keinen direkten Rückschluss auf die tatsächliche Relevanz antiamerikanischen Sprechens im Alltag der Interviewten zu.

gleichsweise selten zu beobachten ist. Dies bedeutet natürlich nicht, dass es solche ‚obsessiven‘ Formen von Antiamerikanismus nicht *auch* gibt. Aber es weist darauf hin, dass ein solcher Schematismus nicht als notwendiges Kriterium allgemeiner Antiamerikanismusdefinitionen gebraucht werden sollte.

Zieht man zudem in Betracht, dass dieser Befund auf der Datengrundlage von auf einer allgemeinen Antiamerikanismusskala hoch-zustimmenden Teilnehmenden gewonnen wurden, so gibt dies zumindest Grund, an der Validität auch umfangreicher ‚Antiamerikanismus-Messungen‘ bzgl. des Aspektes der Weltanschaulichkeit zu zweifeln: Obwohl interne Konsistenz und externe Validität des Survey-Instrumentes die Annahme eines kognitiven Schematismus stützen, lässt von elf qualitativ untersuchten hoch-zustimmenden Teilnehmenden nur einer eine obsessiv-weltanschauliche Rhetorik erkennen.⁶ Auch hier wird in den qualitativen Ergebnissen eine Heterogenität der Merkmale antiamerikanischen Sprechens erkennbar, die in den Survey-Daten unbeobachtet blieb. Die faktoranalytisch und korrelativ für die Gesamtpopulation festgestellte Tendenz zu weltanschaulicher Geschlossenheit verweist zwar auf eine *Möglichkeit* antiamerikanischen Sprechens, droht aber zugleich die Tatsache zu verdecken, dass sich mit einem konsistenten Antwortverhalten auf den erhobenen Skalen auch weniger schematische rhetorische Muster verbinden können.

Ist Antiamerikanismus nun also ein weltanschauliches Vorurteil? In aller Kürze lautet meine Antwort: im psychologischen Sinne, nein; im rhetorisch-diskursiven Sinne, ja. Verstanden als überindividuelles Repertoire vorurteiliger Argumentationsmuster spannt Antiamerikanismus ein breit gefächertes semantisches Feld von Amerikabildern auf (vgl. Kap. 7.1), die zu sehr verschiedenen vorurteiligen Zwecken genutzt werden können.⁷ Einem Großteil der hier rekonstruierten antiamerikanischen Sprachgebräuche kommt zudem eine ideologische Funktion zu. Der Ideo-

6 Ich möchte auf zwei Einschränkungen dieses Arguments hinweisen: Erstens reicht die hier gebrauchte Skala nicht an den semantischen Umfang derjenigen heran, die bspw. Heiko Beyer verwendet (Beyer 2014, S. 143). Zum anderen können aufgrund der ungeklärten Geltungsreichweite der qualitativen Analysen keine sicheren Rückschlüsse auf die Validität der Surveyinstrumente gezogen werden. Hierzu wäre u.a. ein systematischer Vergleich von Teilnehmenden mit hoher und geringer Zustimmung bzw. Ablehnung nötig.

7 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Tobias Jaeckers Diskursanalyse von Antiamerikanismus in deutschen Medieninhalten: „Es handelt sich um ein *Welterklärungsmuster*, das zur *Ideologie gerinnen kann*. Die in teilen des medialen Diskurses eher fragmentarisch verbreiteten antiamerikanischen Vorurteile oder Ressentiments sind demnach nicht zwangsläufig ideologisch. Sie leisten aber einem Denken Vorschub, das nach einfachen Erklärungen sucht. In bestimmten diskursiven Zusammenhängen können sie sich so zu einer antiamerikanischen Ideologie verdichten.“ (Jaecker 2014, S. 302)

logiebegriff bezeichnet dabei aber nicht eine schematische Geschlossenheit von Weltanschauung oder psychischer Disposition, wie in vielen Antiamerikanismuskonzeptionen angenommen (vgl. Kap. 2.3.3). Sondern er verweist auf eine bestimmte Form der Reflexion und Bearbeitung von identitätspolitischen Begründungsproblemen: Ideologisch sind solche Argumentations- und Rechtfertigungsmuster, die normative Dilemmata, etwa eine gleichzeitige Orientierung auf ethnische Gleichheit und Ethnozentrismus, *latent* bearbeiten, sodass der ihnen immanente Widerspruch nicht offen zutage tritt. Betrachtet man Vorurteile als Ungleichheitssemantiken, d.h. als bestimmte Positionen im Streit um die Auslegung der egalitären Norm, dann besteht ihre ideologische Funktion darin, kategorial *abgeschlossene* Differenzkonstruktionen mit dem prinzipiell *unabgeschlossenen* Vollzug des Gleichheitsideals in Einklang zu bringen. Ideologische Vorurteile brechen mit der Diskursivität *in* der Diskursivität, sie sind egalitärer Antiegalitarismus. Dass sich antiamerikanische Vorurteile durch diese tragische Reflexivität vom Rechtfertigungsdruck des egalitären Konfliktdiskurses rhetorisch befreien können, ist ein wichtiger Aspekt ihres weltanschaulichen Charakters. Durch die Kommunikationslatenz ideologischer Argumentationsmuster finden Vorurteile ihren Eingang in die Normalität nicht-vorurteiliger Diskurse; der Ideologiebegriff markiert die Stelle, an dem der Unterschied zwischen Vorurteil und vorurteilsfreiem Sprechen verschwimmt, an dem Vorurteile zu einem akzeptablen Bestandteil alltäglicher Kommunikation werden.

7.6.6 Exkurs: Widersprüchliche Befunde zu nationaler Identität und Antiamerikanismus in Interview- und Surveydaten

Ein zentraler Befund der vorgelegten qualitativen Analysen ist, dass antiamerikanische Rhetorik maßgeblich im Kontext nationaler Identifikation funktioniert. Betrachtet man ausgehend von dieser These aber den Zusammenhang von nationaler Identifikation und Antiamerikanismus in den Surveydaten der Hauptstudie, zeigen sich widersprüchliche Ergebnisse. So weist eine im Survey ebenfalls erhobene Skala zu nationaler Identität keine signifikanten Korrelationen mit den ‚kulturkonservativen‘ und ‚antiimperialistischen‘ Antiamerikanismusdimensionen auf (vgl. Tabelle 15).⁸ Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch die Survey-Untersuchung von Heiko Beyer, in der ebenfalls lediglich ein geringfügiger, marginal signifikanter Zusam-

8 Die Skala wurde aus Cohrs 2003 adaptiert und setzt sich aus den folgenden drei Items zusammen, die jeweils auf einer fünfwertigen Likert-Skala (1 = „stimme überhaupt nicht zu“ bis 5 = „stimme voll und ganz zu“) bewertet werden konnten: „Ich fühle mich als DeutscheR“; „Ich identifiziere mich mit den Deutschen“; „Für mein Selbstbild ist es wesentlich, DeutscheR zu sein“.

menhang von deutscher Nationalidentität und Antiamerikanismus festgestellt werden kann (vgl. Beyer 2014, S. 182 f.).⁹

*Tabelle 15: Korrelationen von Antiamerikanismus und nationaler Identifikation in einer simultanen CFA (n.s. = nicht signifikant; ** = $\alpha < ,01$)¹⁰*

	Skala Nationale Identität
Antiamerikanismus antiimperialistisch	,062 n.s.
Antiamerikanismus kulturkonservativ	,036 n.s.
Antisemitismus	,21**
Antizionismus	,168**
Islamfeindschaft	,302**
Homophobie	,228**
Fremdenfeindlichkeit	,373**
Etabliertenvorrechte	,315**
Rassismus	,297**
Sexismus	,154**
Abwertung Langzeitarbeitsloser	,356**

Wie kann nun diese Diskrepanz zwischen qualitativen und quantitativen empirischen Ergebnissen erklärt werden? Geht man zunächst davon aus, dass die Deutungen der Interviewanalysen plausibel sind, also die in Kapitel 7.2 bis 7.4 dargestellten Antiamerikanismen tatsächlich im Kontext nationaler Identifikation funktionieren, so kommen für die divergierenden Befunde drei Erklärungen in Frage: Erstens ist es möglich, dass das Survey-Instrument zur Erfassung nationaler Identifikation keinen validen Indikator für die im qualitativen Material beobachteten nationalistischen Motive darstellt. Zweitens könnte die Fallauswahl des qualitativen Samples einen überproportional hohen Anteil nationalistisch identifizierter Teilnehmer beinhalten, so dass die qualitativen Analysen zwar hinsichtlich einer Subpopulation stimmig, nicht aber auf die Survey-Population insgesamt verallgemeinerbar wären. Und drittens schließlich, könnte das Ausbleiben eines signifikanten Zusammenhangs zwischen Nationalismus und Antiamerikanismus auf ein methodisches Problem in den statistischen Analyseverfahren zurückzuführen sein. So können etwa auch dann, wenn in der Gesamtstichprobe zwischen den erhobenen Skalen kein linearer Zusammenhang besteht, dennoch relevante Teilgruppen des Samples einen

9 Zur Abfrage von Nationaler Identifikation wurde dort das Item „Ich identifiziere mich mit Deutschland.“ mit einer vierstufigen Likert-Skala erhoben (ebd., S. 157 f.).

10 $n = 808$; $\chi^2 = 76.296$; $df = 24$; $p < ,0001$; $CFI = ,969$; $RMSEA = 0,052$; $SRMR = ,045$

solchen Zusammenhang aufweisen. Ein derartiger bedingter Zusammenhang, demzufolge bestimmte Formen oder Ausdruckskontexte von Antiamerikanismus mit nationaler Identität zusammenhängen, andere aber nicht, kann durch lineare Regressionen bzw. Korrelationen nicht bzw. nur ungenau abgebildet werden. Alle drei Möglichkeiten werden im Folgenden anhand der vorliegenden Daten kurz diskutiert.

Zunächst muss man in Betracht ziehen, dass die Skala zu nationaler Identität einem Forschungszusammenhang entstammt, in dem auf der Grundlage der *Theorie sozialer Identität* von Henri Tajfel und John C. Turner zwischen nationaler Identifikation und Nationalismus unterschieden wird (Blank und Schmidt 2003; Heyder und Schmidt 2002; Pehrson et al. 2009). Hierbei wird angenommen, dass nationale Identifikation nur die Stärke des individuellen Zugehörigkeitsgefühls zu einer nationalen Gruppe bedeutet, unabhängig von den inhaltlichen Merkmalen dieser Wir-Gruppenkonstruktion. Auf diese Weise kann dann ein selbstkritischer ‚konstruktiver Patriotismus‘ von einem chauvinistischen Nationalismus unterschieden werden (Blank und Schmidt 2003, S. 291), je nachdem, ob Kriterien ethnischer und kultureller Homogenität bzw. Abstammung oder Kriterien der formalen Staatsbürgerschaft und ökonomischen und politischen Partizipation angelegt werden (vgl. Pehrson et al. 2009, S. 26 ff.). *Nationalistischen* Nationalidentitäten wird dabei ein positiver Zusammenhang mit Vorurteilen und Diskriminierung unterstellt, *patriotischen* Nationalidentitäten hingegen ein negativer. Tatsächlich konnte in Surveyuntersuchungen ein solcher gegenläufiger Effekt der beiden Varianten nationaler Identifikation gezeigt werden (vgl. ebd., S. 30; Blank und Schmidt 2003, S. 301; Heyder und Schmidt 2002, S. 78). Geht man gemäß dieser Befunde davon aus, dass die erhobene Skala lediglich eine ‚neutrale‘ Dimension nationaler Identifikation erfasst, könnte man argumentieren, dass dieses Instrument sozusagen ‚by design‘ nicht zur Erhebung jener nationalistischen Rhetorik geeignet ist, die in den Interviewanalysen rekonstruiert wurde. Es erfasst nur die allgemeine Grundlage nationaler Identifikation, die nationalistischen sowie patriotischen Wir-Gruppenkonstruktionen gemein ist, und kann daher den Zusammenhang zwischen ersteren und Antiamerikanismus nicht abbilden. Diesem Argument ist aber mit Skepsis zu begegnen, denn es zeigen sich für andere Vorurteilsformen immerhin moderate positive Zusammenhänge mit nationaler Identifikation. Insbesondere Islamfeindschaft ($r = ,302$), Fremdenfeindlichkeit ($r = ,373$), Etabliertenvorrechte ($r = ,315$) und die Abwertung Langzeitarbeitsloser ($r = ,356$) hängen mit der vermeintlich ‚neutralen‘ Nationalidentität zusammen (vgl. Tabelle 15). Vor diesem Hintergrund erscheint das Konzept eines ‚konstruktiven Patriotismus‘ zumindest fragwürdig.

Wenn also das verwendete Maß für nationale Identität nicht als prinzipiell unabhängig von vorurteiligen Rhetoriken gelten kann, hängt dann nur Antiamerikanismus nicht mit nationaler Identifikation zusammen? Beruhen die qualitativen Ergebnisse also auf einer verzerrten Stichprobe? Betrachtet man das Verhältnis von qualitativen und standardisierten Ergebnissen in den Fällen des Interview-Samples,

so deutet zunächst einiges auf diese Interpretation hin.¹¹ Es finden sich hohe Zustimmungswerte für nationale Identität bei fast allen Interviewteilnehmenden, für die im Rahmen der qualitativen Analyse eine nationalis-tische Rhetorik rekonstruiert wurde. Für Herrn I, der hinsichtlich des Funktionskontextes als nicht-nationalistisch beurteilt wurde (vgl. Tabelle 16), ist hingegen ein deutlich niedrigerer Wert zu beobachten. Lediglich die eher ablehnende Antworttendenz von Herrn B, dessen Schuldabwehr-Rhetorik dem Funktionskontext nationaler Identifikation zugehört (vgl. Kap. 7.3.1), fällt hier aus dem Rahmen.

Tabelle 16: Rekonstruierte Funktionskontexte und Ausprägungen der Skala nationale Identität im Interview-Sample (höhere Werte bezeichnen stärkere Zustimmung)

	Funktionskontext Antiamerikanismus (qualitative Analysen)	Nationale Identifikation (Mittel der Gesamtskala)	„Ich fühle mich als DeutscheR.“	„Ich identifiziere mich mit den Deutschen.“	„Für mein Selbstbild ist es wesentlich, DeutscheR zu sein.“
Herr A	Ethnozentrismus	5	5	5	5
Herr D	Ethnozentrismus	4,3	5	5	3
Herr E	Ethnozentrismus	-	-	-	4 (Skala 1-4)
Herr B	Schuldabwehr	2,3	3	3	1
Frau K	Antisemitismus	5	5	5	5
Herr C	Nationale Ident.	4,3	5	5	3
Herr I	Inkonsistent	3,3	1	4	5
Frau H	Inkonsistent	-	-	-	2 (Skala 1-4)

Betrachtet man diesen Zusammenhang aber auf Ebene der Einzelitems der Identitäts-Skala, so wird die Konsistenz von Interview-Rekonstruktionen und Survey-Antworten wiederum brüchig. Denn hinsichtlich des dritten Items („Für mein Selbstbild ist es wesentlich, DeutscheR zu sein“) sind nicht nur die Angaben von Herrn B, sondern auch die von Herrn D, Herrn C und Herrn I inkonsistent. Zählt

11 Da nur n = 6 der Fälle, anhand derer antiamerikanische Rhetoriken rekonstruiert werden konnten, aus dem Sample der Hauptuntersuchung stammen, ist die Datengrundlage dieses Vergleiches leider sehr begrenzt.

man die Werte von Herrn E und Frau H hinzu¹², so sind damit schon vier von acht Fällen hinsichtlich der Passung von Identitäts-Skala und qualitativem Befund inkonsistent. Die Items der Identitäts-Skala separat zu betrachten ist deswegen nicht trivial, da insbesondere das besagte dritte Item den Zusammenhang von Vorurteilen und nationaler Identifikation anzutreiben scheint (vgl. Tabelle 17).

*Tabelle 17: Produkt-Moment Korrelationen zwischen Einzelitems zu nationaler Identität, Antiamerikanismus und Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit (n = 808; ** = $\alpha < ,01$; * = $\alpha < ,05$; n.s. = nicht signifikant)*

	„Ich fühle mich als DeutscheR“	„Ich identifiziere mich mit den Deutschen“	„Für mein Selbstbild ist es wesentlich, DeutscheR zu sein.“
Antiamerikanismus kulturkonservativ	-,03 n.s. n = 736	,002 n.s. n = 739	,101** n = 734
Antiamerikanismus antiimperialistisch	-,023 n.s. n = 715	,027 n.s. n = 715	,203** n = 710
Antisemitismus	,104** n = 735	,155** n = 736	,276** n = 731
Antizionismus	,056 n.s. n = 657	,056 n.s. n = 659	,186** n = 656
Islamfeindschaft	,128** n = 781	,192** n = 783	,365** n = 779
Homophobie	,083* n = 793	,176** n = 794	,257** n = 790
Fremdenfeindlichkeit	,174** n = 787	,246** n = 789	,405** n = 785
Etabliertenvorrechte	,141** n = 790	,183** n = 791	,322** n = 787
Rassismus	,126** n = 775	,190** n = 777	,375** n = 771
Sexismus	,057n.s. n = 794	,102** n = 797	,210** n = 791
Abwertung Langzeitarbeitsloser	,188** n = 777	,251** n = 778	,354** n = 773

Somit finden sich im Material des qualitativen Samples zumindest Indizien dafür, dass hier nicht lediglich eine verzerrte Stichprobe gezogen wurde, sondern dass in-

12 Diese wurden im Rahmen der dritten Pilotstudie ausgewählt. In dem hier zugrundeliegenden Survey wurde allein das dritte Item erhoben, so dass für Gesamtskala zu nationaler Identität keine Werte vorliegen.

nerhalb der Identitäts-Skala selbst Inkonsistenzen auftreten.¹³ Antiamerikanische Ausdrucksweisen scheinen sowohl mit hohen, als auch mit niedrigen Werten auf der Skala für nationale Identität einhergehen zu können. Betrachtet man das Antwortverhalten mithilfe von Kreuztabellen, so wird dieses Bild auch auf der Ebene der Gesamtstichprobe deutlicher erkennbar. Wie die nicht signifikante Korrelation zwischen Antiamerikanismus und nationaler Identität bereits nahelegt, finden sich jeweils annähernd gleichgroße Zellhäufigkeiten für hoch und niedrig ausgeprägte nationale Identifikation sowohl bei hohen, als auch bei niedrigen Antiamerikanismuskategorien (vgl. Tabelle 18 und 19).

Dieses Bild lässt sich zusätzlich veranschaulichen, wenn man die Gruppenmittelwerte für Antiamerikanismus über die Quartile der Identitäts-Skala vergleicht (vgl. Tabelle 20).

Tabelle 18: Absolute Häufigkeiten von antiimperialistischem Antiamerikanismus und nationaler Identität (Skalen in Quartile unterteilt)¹⁴

		Nationale Identität				Gesamt
		1 (niedrig)	2	3	4 (hoch)	
Antiamerikanismus antiimperialistisch	1 (niedrig)	32	33	23	26	114
	2	31	63	51	43	188
	3	24	44	33	21	122
	4 (hoch)	51	75	80	86	292
Gesamtsumme		138	215	187	176	716

Tabelle 19: Absolute Häufigkeiten von kulturkonservativem Antiamerikanismus und nationaler Identität (Skalen in Quartile unterteilt)

		Nationale Identität				Gesamt
		1 (niedrig)	2	3	4 (hoch)	
Antiamerikanismus kulturkonservativ	1 (niedrig)	48	47	31	50	176
	2	25	46	39	24	134
	3	31	69	55	46	201
	4 (hoch)	43	68	60	57	228
Gesamt		147	230	185	177	739

13 Tatsächlich wird auch in der Studie von Cohrs, aus der die Identitäts-Items adaptiert wurden, das entsprechende Item faktoranalytisch einer anderen Dimension zugeordnet, als die übrigen beiden (Cohrs 2003, S. 208).

14 Die ungleichen Häufigkeiten in den Quartilen kommen durch Rangbindungen zustande, also solche Werte, die genau auf den errechneten Quartilgrenzen liegen. Solche Fälle wurden jeweils der nächsthöheren Klasse zugewiesen.

Signifikante Unterschiede treten hier nur für die ‚antiimperialistische‘ Antiamerikanismusdimension zwischen den Mittelwerten des zweiten und vierten Quartils ($p = ,004$) sowie des ersten und vierten Quartils ($p = ,034$) auf.¹⁵ Lediglich die hoch national identifizierte Gruppe unterscheidet sich also hinsichtlich des antiimperialistischen Antiamerikanismus signifikant von den wenig national identifizierten Gruppen. Für die ‚kulturkonservative‘ Antiamerikanismusdimension lassen sich keinerlei signifikante Differenzen feststellen.

Ein linearer Zusammenhang von Antiamerikanismus und nationaler Identifikation liegt also nicht vor. Die beobachteten Antwortmuster legen hingegen die Vermutung nahe, dass für *bestimmte* Formen von Antiamerikanismus ein Zusammenhang mit Nationalismus besteht, während für andere Formen dieser Faktor keine oder nur eine geringe Rolle spielt. Auch deutet sich, zumindest für die antiimperialistische Dimension, ein Deckeneffekt an, demzufolge sich nur für extrem hoch national identifizierte eine signifikant höhere Ausprägung von Antiamerikanismus feststellen lässt.

Tabelle 20: Gruppenmittelwerte der Antiamerikanismusskalen für Quartile der Skala nationale Identität

	Nationale Identität			
	1 (niedrig)	2	3	4 (hoch)
Antiamerikanismus antiimperialistisch	2,413 n = 182	2,377 n = 171	2,564 n = 187	2,750 n = 176
Antiamerikanismus kulturkonservativ	2,336 n = 197	2,403 n = 180	2,471 n = 185	2,417 n = 177

Die Surveydaten zeigen also, wenn auch auf der Grundlage eines unzuverlässigen Indikators für Nationalismus, dass unabhängig vom Grad nationaler Identifikation bestimmte Amerikastereotype reproduziert werden. Inwiefern solche stereotypen Amerikabilder mit (nicht-nationalistischem) antiamerikanischem Sprechen einhergehen, lässt sich allein anhand der Surveyitems nicht feststellen, da Hinweise auf alternative rhetorische Funktionskontexte diesen Daten nicht zu entnehmen sind.

Die Frage nach der Geltungsreichweite des qualitativ rekonstruierten Funktionszusammenhangs von Antiamerikanismus und Nationalismus kann also im Rahmen der vorliegenden Studie nicht geklärt werden. Die Prüfung der Nationalismus-Hypothese muss daher als Desiderat für zukünftige Forschung festgehalten werden. Die vorläufigen empirischen Befunde und ex-post Überlegungen dieses Abschnittes verweisen indessen darauf, dass bei solchen Untersuchungen eine angemessen komplexe Operationalisierung von Nationalismus sowie die Möglichkeit verschie-

15 Signifikanz geprüft durch Post-Hoc-Tests mit Bonferroni-Korrektur.

dener Varianten antiamerikanischen Sprechens berücksichtigt werden sollten. Hierbei wäre wiederum ein methodenintegratives Vorgehen naheliegend, um statistisch identifizierte Subgruppen mit qualitativ-interpretativen Verfahren auf den argumentativen Kontext antiamerikanischer Ausdrücke hin untersuchen zu können.

